Princeton University Library
32101 065098517

)2
31
4
ANNEX-LIB.

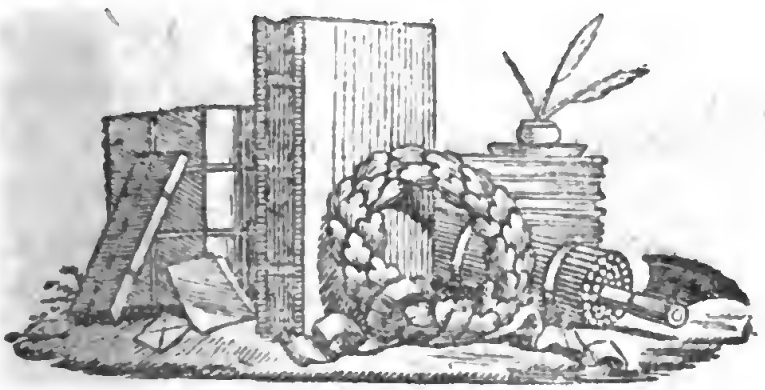
Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

JOSEPH GRASSI.
Lüdermann pinx.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Neun und sechzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1804.

I.

Prüfung der Frage: Ob es schwerer ist, ein vortreffliches Lustspiel oder ein vortreffliches Trauerspiel zu schreiben? von J. F. Laharpe; aus dem Französischen übersetzt.

Die komische Bühne ist im achtzehnten Jahrhundert minder glücklich gewesen als die tragische. Letztere, Dank sey Voltairen, glänzt mit neuer Pracht und hat durch einen einzigen Mann eine Reihe von Meisterstücken erhalten, die denen des siebenzehnten Jahrhunderts die Wage halten. Für das Lustspiel gab es keinen Voltaire: die vereinigte Kraft von drey bis vier Dichtern war erforderlich, um eine sehr kleine Zahl guter Stücke hervorzubringen; keiner derselben hat mehr als Ein dauerndes Werk geliefert, und auch ihre besten Werke stehen den Molierischen weit nach. Der Glorieux, die Métromanie, der Méchant, dieß sind die Stücke, deren Thalia im letztvergangenen Jahrhundert sich vorzüglich rühmt: sie sind achtungswerth; aber bey weitem nicht in dem Grade, wie der Tartüff und der Misanthrop.

0902.
17%1 520489

Folgt nun hieraus, wie Einige glauben, daß es schwerer sey, ein vortreffliches Lustspiel als ein vortreffliches Trauerspiel zu schreiben, oder blos, daß Moliere der größte Dichter seiner Zeit war, wie Boileau zu Ludwig XIV. sagte? Der Ausspruch eines solchen Mannes ist von großem Gewicht; mich dünkt indessen, daß, wenn es auf den Vorzug erhabener Geister ankommt, eine so bedenkliche Frage von mehrern Seiten beleuchtet und gründlicher erörtert werden muß, als blos nach jenen allgemeinen Geschmacksregeln und ersten Anfangsgründen der Theorie der schönen Künste, deren feine Entwickelung dem Verfasser der Dichtkunst zu ewigem Ruhme gereicht. Ohne ihn zu beleidigen, läßt sich annehmen, daß in einem Zeitraume von hundert Jahren, der zwischen ihm und uns verflossen ist, die Einsichten sich mit der Zahl der Gegenstände, die verglichen werden können, vermehrt habe, und daß die Veränderung der Sitten neue Ansichten herbeybringt, wodurch wir in den Stand gesetzt werden eine Frage, über die er mit einem einzigen Worte absprach, mit mehr Gewinn zu untersuchen. Zu einer vollständigen Auflösung derselben, glaube ich, kann man nicht gelangen, und es ist durchaus nöthig, daß man dieß bey Untersuchungen der Art nie vergesse. Es giebt heutiges Tages nur zuviel Leute, die alle Geschmacksurtheile für unzuverlässig halten, und man giebt ihnen gewonnenes Spiel, wenn man als erwiesen etwas

aufstellt, was vernünftigerweise noch in Zweifel gezogen werden kann. Wir wollen mit der Evidenz nicht zu verschwenderisch seyn, damit dieses wichtige Wort in aller seiner Kraft und bey allen seinen Gerechtsamen verbleibe. Zum Glück können wir es bey gegenwärtiger Prüfung ganz entbehren: mag Molieren über Corneille und Racine der Rang zukommen oder nicht, mag es schwerer und verdienstlicher seyn im Trauerspiel oder im Lustspiel zu glänzen, die Foderungen an beyde Dichtungsarten, begründet auf ihren Zweck und die Kenntniß des menschlichen Herzens, bleiben die nämlichen, und eben so die Anwendung, welche ich hiervon auf die Schönheiten und Fehler der Schriftsteller gemacht habe, und welche die Erfahrung der aufgeklärtesten Zeiten bestätigt. Dieß mußte festgesetzt, mußte erwiesen werden; alles übrige ist wenig mehr als ein Gegenstand der bloßen Neubegierde. Aber da es in der Natur unseres Geistes liegt, durch jeden Zweifel beängstigt zu werden, und den Werth der Dinge zufolge unsrer Einsicht zu bestimmen, so will ich es gleichfalls versuchen, über die so öfters schon erörterte Frage: ob dem tragischen oder dem komischen Dichter der Vorrang gebühre? meine Meinung zu sagen. Diese Erörterung wird zumahl hier *) nicht an ihrer unrechten Stelle seyn, wo

*) Nämlich zum Anfang der Charakterisirung der Lustspieldichter des achtzehnten Jahrhunderts.

wir genöthigt sind zu bekennen, daß, wenn in unsrer Zeit das Trauerspiel sich auf derselben Höhe erhalten hat, wie in den Tagen Ludwigs XIV, ja selbst in einigen Theilen noch vollkommner geworden ist, ob schon in andern, besonders in Ansehung des Styls, Verderbnisse eingerissen sind, das Lustspiel im Gegentheil tief herab gesunken ist, und schwerlich je wieder zu dem Grad der Vollkommenheit gelangen wird, auf den Moliere es gebracht hatte.

Dieses Uebergewicht von Moliere ist eines der Hauptargumente, deren sich diejenigen bedienen, welche für den Vorrang des Lustspiels entschieden haben. Drey Dichter, sagen sie, streiten sich in Frankreich um die Palme der tragischen Muse: Corneille, Racine und Voltaire haben, auf verschiedenen Wegen, den höchsten Gipfel in ihrer Kunst erreicht und die außerordentlichsten Wirkungen hervorgebracht. Moliere steht in der seinigen allein; kein einziger seiner Nachfolger ist bis zu ihm vorgedrungen. Muß man nicht hieraus schließen, die Kunst, in der nur ein einziger Mann es zur Vollkommenheit gebracht hat, sey die schwürigste? — Diese Schlußfolge überrascht: aber hat sie keine Lücken? Könnte man nicht annehmen, zwischen den beyden Künsten finde die Verschiedenheit statt, daß, da die eine von ungleich größerm Umfange ist, sie in allen ihren Theilen nur von mehrern erhabenen Geistern erschöpft werden konnte, von denen jeder

sie aus einem andern Gesichtspunkte faßte: dagegen die andere, bey ihrer Beschränktheit des Umfanges, dem ersten großen Künstler, der sich ihrer bemächtigte, alles anbot, was sich in ihr nur erreichen läßt? Folgende Bemerkungen werden diesen Gedanken vielleicht unterstützen. Worauf gründet sich jede von diesen beyden Künsten? worin besteht ihre bewegende Kraft? Starke Leidenschaften in erhabenen Personen, das ist in der Klasse von Menschen, deren Handlungen das Schicksal Vieler bestimmen, machen das Gebiet der einen. Ehrgeiz, Haß, Liebe, Eifersucht, Rachbegierde, Freyheitssinn, Patriotismus, sind daher nur in sofern tragisch, obschon sie auch in der Brust des Niedrigsten anzutreffen sind, als sie sich bey Personen finden, deren Stand jede ihrer Gemüthsregungen furchtbar in ihren Folgen macht. Je weiter sich diese verbreiten, je größer der Umsturz von Glücksumständen aller Art ist, den sie bewirken, um so sicherer bewirken sie auch Schrecken, Mitleiden, Erstaunen, Bewunderung. Das Antheil der andern sind die Verirrungen des Verstandes, die Laster, Fehler, Lächerlichkeiten im bürgerlichen Leben, jedoch nur in ihren individuellen Aeußerungen und Beziehungen, weil der Zweck des Lustspiels einzig dahin geht, uns durch die Darstellung unsrer Schwächen und Thorheiten zu belustigen, und uns zum Nachdenken über uns selbst zu bringen, nachdem wir auf unsre eignen Unkosten gelacht

haben. Dieſe mit der Belehrung verwebte Art von Ergötzen iſt dem Luſtſpiel ſo weſentlich, daß es nichts aufnimmt, was in den Sittengemählden, die es darſtellt, zum Unwillen, zum Schmerz, zum Ekel reizen könnte. Das Luſtſpiel ſoll unſern Geiſt aufheitern, das Trauerſpiel ihn erheben, indem es die Tiefen deſſelben bewegt. Jenes befriedigt unſern Hang der Spötterey, der uns veranlaßt zuweilen uns ſelbſt zum Beſten zu haben, dieſes unſer Bedürfniß nach öfterer ſtarker Erſchütterung: das Luſtſpiel wendet ſich mehr an den Verſtand, das Trauerſpiel mehr an das Herz. Welches von beyden umfaßt nun die meiſten Gegenſtände? Welcher Stoff iſt ergiebiger? die Schilderung der Gefühle und Leidenſchaften, oder die Schilderung der Launen und Charakterſchwächen? Der Moraliſt wird ſagen; die eine Quelle ſey ſo unerſchöpflich als die andere. Ja, aber nicht für den nachahmenden Künſtler, der eine Auswahl unter den Gegenſtänden zu treffen hat. Hat ein Mann wie Moliere bereits einen Geizigen, einen Scheinheiligen, einen wunderlichen Philoſophen, der mit der Menſchheit grollt, einen Bürger, den die Thorheit beherrſcht den großen Herrn zu ſpielen, oder kunſtrichternde Frauen geſchildert; hat er dieſe Originale nach dem Leben gezeichnet, ſo ſind ſie gezeichnet: kein Verſtändiger wird eine zweyte Zeichnung unternehmen; und ſo ſind die Hauptgegenſtände weggenommen. Die nachfolgenden

Sittenmahler müſſen, wenn der erſte ein erhabenes Genie war, ihm gegenüber geſtellt, nothwendig verlieren. Bey der Zergliederung des Miſanthrop und des Tartüff habe ich gezeigt, daß dieſe zwey Stücke die lauterſten, reichhaltigſten und ſittlichſten Fundgruben des Komiſchen erſchöpfen: ein neuer Moliere kann folglich dem frühern, bey gleichem Talent, es nicht gleich thun. Aber war die Behandlung jener beyden Gegenſtände ſchwerer, als die Schilderung der Horazier und der Andromaka? Ich glaube das Gegentheil. Mag es ſeyn, daß beyde Dichtungsarten gleichviel Verſtand und Beurtheilung erfodern, um den Menſchen richtig zu kennen und zu ſchildern, und die dramatiſchen Situationen mit der Zeichnung der Charaktere zu verbinden: ein weſentlicher Theil, und den ich gerade für den allerſchwürigſten halte, bleibt noch zurück und iſt das Eigenthum der Tragödie, ich meyne die ſeltene Vereinigung der Imagination mit der Vernunft, der Empfindſamkeit mit dem Geſchmack, und beydes in einem ſo hohen Grade, um die Helden und Heldinnen des Trauerſpiels ganz den Naturempfindungen gemäß und dabey mit aller erforderlichen Würde der Muſenſprache reden zu laſſen; was meines Erachtens die höchſte Aufgabe für den menſchlichen Geiſt iſt. Sicher iſt es ungleich leichter die gewöhnliche Unterhaltung in fließenden Verſen nachzuahmen, als Könige, Miniſter, Feldherrn und

Fürstinnen, in wichtigen Lagen, auf eine solche Weise sprechen zu lassen, daß ihr Ausdruck weder die moralische Wahrscheinlichkeit überschreitet *), noch dem poetisch Conventionellen zuwider läuft, und daß sie zu gleicher Zeit die Einbildungskraft befriedigen, welche erhöht, und das Herz, welches bewegt werden soll. Und hier zeigt sich zwischen den beyden Gattungen die große Verschiedenheit, daß die eine durchaus das erheischt, was in den Künsten das schwerste ist, ein schönes Ideal, während die andere sich nicht damit verträgt. Man hat dieß Wort sehr oft misverstanden, gewisse Kunstrichter haben es absichtlich misverstanden **): sie möchten gern eine falsche Natur mit einer idealen verwechseln, um das Ideale herabzuwürdigen; jene aber ist der verächtlichste Misbrauch der Kunst, diese ihr höchster Triumph. Jeder gute Künstler fühlt den Unterschied zwischen einer falschen und einer idealen Nachahmung der Natur, und jeder verständige Mann kann ihn durch Schlüsse herausbrin-

*) Ueberschreitet der Ausdruck in der Braut von Messina, und überhaupt in Schillers Trauerspielen, nicht häufig die moralische Wahrscheinlichkeit? A. d. U.

**) Diderot zum Beyspiel in seiner Poetik des Theaters, die blos darauf berechnet ist, seine eignen Stücke zu den höchsten in der Kunst zu erheben.

gen. Man frage einen Mahler, einen Bildhauer, ob es sehr schwer sey, die Verhältnisse der menschlichen Gliedmaßen in colossaler Gestalt nachzuahmen: sie werden antworten, nichts sey leichter. Aber einem Helden, wie dem Achill, einen Gliederbau, eine Haltung des Körpers, einen Gesichtsausdruck zu geben, der, ohne ins Riesenmäßige und also Unnatürliche zu verfallen, doch etwas darbietet, was sich bey gewöhnlichen Menschen nicht findet, dieß werden die Künstler euch sagen, erfodere den Meisel oder den Pinsel eines geschickten Meisters. Eben so findet man in dem schwülstigen Ausdruck eines Garnier, Rotrou, Mairet, kurz aller Vorgänger des Corneille, eine falsche Natur, die zu schildern keine Mühe machte; in dem Cinna und den Horaziern im Gegentheil eine schöne veredelte Natur, oder die ideale, und diese ist, was bemerkt zu werden verdient, vorzüglich von der Magie des tragischen Styls abhängig.

Die des Lustspiels besteht blos in der geschickten Vereinigung des Reims und des Sylbenmaaßes mit der üblichen Rede, ohne der Leichtigkeit des Gesprächs Zwang anzuthun und einzig in der Absicht, das, was behalten zu werden verdient, dem Gedächtnisse leichter einzuprägen. Dieß ist sonder Zweifel verdienstlich; aber im Trauerspiel erwartet man wegen der darin auftretenden Personen und der wichtigern Vorfälle etwas nicht Gemeines. Wie alle Künste ist die Poesie auf

gewiſſe Conventionen begründet, ohne die ſie kein Vergnügen gewähren könnten: hier nun macht ſich die Poeſie anheiſchig, dem Ohre durch Wohllaut und Sylbenzahl zu ſchmeicheln, die Imagination durch reizende Bilder in Bewegung zu ſetzen, und doch muß dieſe ſo veredelte und abgemeſſene Sprache Wahrheit genug behalten, um unſer Nachdenken und unſer Gefühl in einer fortwährenden Täuſchung zu erhalten, ſo daß wir immer nur die Perſon, die der Dichter redend einführt, und nie ihn ſelbſt, zu hören glauben. In der Wirklichkeit ſpricht Niemand ſo gut, wenigſtens nicht unausgeſetzt; und hierin beſteht die Veredlung! Aber alles, was jemand ſagt, muß er ſagen können, wenn es gewöhnlich wäre, in Verſen zu ſprechen, oder das Ideal iſt falſch. Wie äußerſt ſchwer iſt es nun die Foderungen der Kunſt mit den Foderungen der Wirklichkeit zu vereinigen! Dem erſten Anſchein nach muß eines dem andern Eintrag thun; verſtärken ſie nun gegenſeitig einander, ſo iſt dieß ein Zauberwerk des Genies. Was braucht es mehr, um unſer Inneres aufzuregen, als daß der Unglückliche ſich beklage, der Leidenſchaftliche ſein Herz uns aufſchließe? Das, was er ſagt, ſind auch unſere Gefühle; an ſeiner Stelle würden wir, wie er, ſprechen. Aber daß unter den ſchönſten dichteriſchen Formen Unglück und Leidenſchaft daſſelbe wirken, ja in noch höherm Grade; daß dieſe Verkleidung ſie für den Verſtand anziehender und

demungeachtet nicht unkenntlich fürs Herz mache, dieß, ich wiederhole es, ist der Triumph der dramatischen Nachahmung, und nur im Trauerspiel erreichbar.

Im Trauerspiel muß der Dialog durchaus edel seyn; das Trauerspiel darf und soll sich bis zum Erhabnen im Ausdruck der Gesinnungen erheben; und was giebt es darüber? Man behauptet: der menschliche Verstand strebe von Natur sich zu erheben, und dieß mache vielleicht die Erhabenheit des Trauerspiels leichter als das Natürliche des Lustspiels. Ich zweifle. Man hat den natürlichen Hang fürs Große mit der Fähigkeit verwechselt, sich auf einer bestimmten Höhe zu erhalten: beydes sind aber sehr verschiedene Dinge. Die aufgeklärtesten Männer sind von jeher der Meinung gewesen, der erhabene Styl sey der schwerste unter allen, und dieß aus mehrern Ursachen: es gehört Kraft dazu, um ihn zu erreichen, Klugheit um ihn zu regeln, und überdem eine ganz ausnehmende Kunst, um ihn vor der Einförmigkeit zu bewahren. Uebertreibung, Ungleichheit, oder Monotonie, dieß sind die drey Klippen, an denen der tragische Dichter so leicht und so oft scheidert, und die der komische Dichter fast gar nicht zu fürchten hat. Da er nie sich hoch erhebt, so kann er auch nicht leicht tief fallen, und aus eben dem Grunde wird er sich nicht leicht im Ausdruck versteigen, und was die Einförmigkeit betrift, so kann sie bey der gewöhnlichen

Unterhaltung am wenigsten statt haben, die, da sie keinen bestimmten Ton hat, sondern jeden zuläßt, nur durch den Inhalt, keinesweges aber durch den Ausdruck lästig werden kann. Allgemein gesteht man auch, daß man die Dichtersprache zur Verfertigung eines Trauerspiels ungleich mehr in seiner Gewalt haben müsse, als zur Verfertignng eines Lustspiels. Das Lustspiel kann eben soviel Erfindungsgabe erfodern, aber es erfodert doch ungleich weniger poetische Bilder. Nicht als ob Moliere in seinen bessern Stücken, Corneille in der langen Erzählung des Lügners, Destouches in mehrern Scenen des Glorieux, Piron in der Métromanie, Gresset im Méchant, keine Poesie des Styls zeigten, oder dieselbe hätten entbehren können: aber so trefflich auch ihr Styl ist, so erfoderte er doch bey weitem nicht eine solche Vereinigung mannichfaltiger Eigenschaften, als die Diction in den Stücken von Racine und Voltaire, den beyden einzigen Männern, die bis jetzt das Trauerspiel durchaus musterhaft geschrieben haben, erfoderte.

Man wendet ein: Wenigstens muß das Lustspiel seit Molieren mehr Schwürigkeiten haben als das Trauerspiel, weil, nach Ihrem eignen Geständniß, er das Fett abgeschöpft hat. — Ich erwiedere: Die Folgerung ist irrig. Aus dem, was ich gesagt habe, ergiebt sich freylich, daß es nicht nur äußerst schwer, sondern vielleicht unmöglich ist, Stücke zu verfertigen, die den Mo-

lieriſchen die Waqe halten, und ich habe den Grund davon angegeben: aber der Stand der Fraqe iſt darum nicht verändert; und da ich der Meinung bin, Corneille habe noch mehr zu thun gehabt als Moliere, ſo bleibe ich mir ſelbſt getreu, wenn ich behaupte, Racinen ſey die Arbeit ſchwerer geworden als Regnard'n, und Voltairen ſchwerer als dem Destouches. Ja ich glaube, daß ſogar Manlius und Rhadamiſt ſchwerer zu ſchreiben waren, als die Métromanie und der Méchant.

Man entgegnet: Wenn, wie Sie ſelbſt ſagen, das Gebiet der Tragödie ungleich weitläuftiger iſt, als das Gebiet des Luſtſpiels, ſo muß ſich auf demſelben anzubauen weit weniger Schwürigkeit haben. — Dieſer Einwurf ſetzt in Verlegenheit: um ihn zu beſeitigen, wollen wir das, was ich über die Verſchiedenheit beyder Gattungen vorläufig bemerkt habe, genauer entwickeln, damit wir die Urſachen und die Wirkungen dieſer Verſchiedenheit kennen lernen. Nur indem man alle Gründe von der einen wie von der andern Seite unterſucht, gelangt man zur Wahrheit.

Ja, die tragiſche Bühne umfaßt zahlreichere, mannichfaltigere und wichtigere Gegenſtände, als die komiſche, und eben darum ſcheint ſie mir über dieſe erhaben und Talente zu erfodern, die man ſelten vereinigt antrifft. Alle alten und neuern Völker, alle in der Geſchichte berühmten

Personen, alle Staatsveränderungen gehören zu ihrem Gebiet: ein unermeßlicher Reichthum; aber ihn habhaft zu werden, dazu gehört nicht wenig Geschick! eine unerschöpfliche Goldgrube; zu der man aber nur mit großer Anstrengung gelangt und aus der man nicht ohne viele Beschwerde und beträchtliche Kosten das Gestein zu Tage fördert. Welche Geisteskraft gehört nicht dazu, einen erhabenen Charakter der Weltgeschichte mit Wahrheit darzustellen und so, daß er sich selbst gleich bleibt! (ihn zu soutenniren.) Welche Festigkeit in der Beurtheilung wird nicht erfodert, alle Verhältnisse zu bemerken und der theatralischen Wirkung anzupassen; die Verschiedenheit in den Sitten der Völker richtig zu schildern, und doch nur in so weit als sie dramatisch sind? Und noch ist zu erwägen, daß man mit dem größten Scharfsinn hier nicht ausreicht, sondern daß damit jene lebhafte und biegsame Empfindsamkeit verbunden seyn muß, welche die tragischen Leidenschaften erheischen. Liegt nicht am Tage, daß sich nichts seltener in Geisteswerken beysammen findet, als Scharfsinn und Empfindsamkeit, weil eines dem andern gewöhnlich im Leben Eintrag thut? Zwar, was die Empfindsamkeit betrift, so findet sie sich häufig auch bey mittelmäßigen Schriftstellern in dem Grade, um eine an sich interessante Begebenheit mit Erfolg zu bearbeiten: aber zur Schilderung erhabener Charaktere aus der Weltgeschichte fehlt es ihnen an Kraft. Thomas Corneille

neille verstand es die Ariane interessant zu machen; die Königinn Elisabeth und den Grafen Essex hat er bis zum Lächerlichen entstellt. Die Rolle des Andronicus ist dem Campistron gelungen; die des Kaisers, welcher an Philipp II erinnern sollte, ist ihm gänzlich misrathen. Selbst Lamotte, der kalte Lamotte hat die Geschichte der Ines mit Glück bearbeitet; aber den Romulus vermochte er nicht zu schildern. Sogar der Regulus des Pradon erregt Theilnahme, und die Anlage des Stücks ist nicht ohne Verdienst: aber er machte seinen Helden verliebt, und verdarb dadurch alles. Die aus der Fabelwelt entlehnten Stücke von Lagrange und von Chateaubrün sind nicht ohne Schönheiten; ihre aus der wirklichen Geschichte entlehnten sind unausstehlich. Wer erkennt einen Cäsar, Hannibal, Alexander, Scipio in den Schilderungen auf unserer Bühne wieder? Es bedurfte eines Voltaire, um den rechten Ausdruck für einen Julius Cäsar in unserer Sprache zu finden. Die Zelmirr des Dübelloy, ein Sujet eigner Erfindung, ist nicht ohne theatralischen Effekt: in dem Maire von Calais hat er auch die Vaterlandsliebe in Monarchien treffend geschildert: aber sein König von England Eduard III; aber dessen Sohn, der schwarze Prinz, der Held seiner Zeit: aber jener Titus, das Entzücken der Völker: aber Coucy, Bayard, Gaston, du Guesclin, sind keineswegs in seinen Stücken das, was sie bey den Ge-

schichtschreibern sind. Findet man in dem Gustav Wasa von Piron den Gustav Wasa, wie ihn der Abbee Vertot in seiner Geschichte schildert? Und um mit einem Beyspiele zu enden, das mir derselbe Piron an die Hand giebt, und welches klar zeigt, daß der Reichthum auf dem Felde der Geschichte nicht von einem jeden nur so weggenommen werden kann: hat er von jener so berühmten und so poetischen Epoche der Eroberung der Neuen-Welt in seinem Ferdinand Cortez den Vortheil gezogen, wie Voltaire in seiner Alzire? Es ergiebt sich aus dieser Menge von Beyspielen, daß jene Kunst-Schätze, so viele Hülfsquellen sie auch dem tragischen Dichter darbieten, doch die tragische Kunst darum nicht erleichtern; weil ein überwiegendes Talent erfodert wird, sich ihrer zu bemächtigen. Crebillon, dem es gewiß nicht an Talent fehlte, konnte doch nie mit historischen Charakteren zurecht kommen; der einzige Pharasman ist ihm gelungen, und noch dazu ist dieser nach dem Mithridat gemodelt. Wie wenig die Rollen des Catilina und des Cicero das sind, was sie seyn sollten, ist bekannt. Nur zweyer Beyspiele von Schriftstellern des zweyten Ranges weiß ich mich zu erinnern, die einen erhabenen Charakter zu fassen verstanden, des Lafosse im Manlius, und des Lanoue im Mahomet II; und auch aus diesen Beyspielen ersieht man, wie selten sich die Eigenschaften beysammen finden, vermittelst deren allein man den tragi-

schen Reichthum recht benutzen kann. Denn beyden fehlte es an hinlänglicher dichterischen Einbildungskraft, um die Farbengebung der Zeichnung würdig zu machen, obschon sie Verstand und Beurtheilung genug besaßen einen Charakter zu entwerfen.

Ich komme nun zum Lustspiel zurück, und gestehe, daß in der That die Zahl der großen Charaktere beschränkt ist, und daß Moliere die hervorspringendsten und glänzendsten ausgewählt hat. Mehrere von denen, welche das Lustspiel bearbeiten kann, fallen in einander, oder sind nichts als Schattirungen desselben Grundes. So haben der Unentschlossene, der Eigensinnige, der Unruhige, der Unbeständige, keine so merkliche Verschiedenheit, um bestimmte Gegenstände darzubieten. Aber drey reiche Hülfsquellen bleiben dem komischen Dichter: die Verwickelung, die Sitten und die Munterkeit; durch die letztere zumahl zeichnete sich Regnard aus. Diese dem Lustspiel so wesentliche Eigenschaft, und die schon allein hinreicht einem Stücke Beyfall zu verschaffen *), ist nun aber bey weitem nicht so selten, als die Eigenschaften es sind, welche das Trauerspiel fodert. Der Advocat Patelin, unser allererstes gutes Lustspiel, ergötzt wegen des muntern Tons, der darin herrscht;

*) Wie Jüngers Lustspiele im Deutschen beweisen. Ueb.

er sprudelt in den Stücken von Dufresny, der eine pikante Originalität damit zu verbinden verstand; im Turcaret, wo er mit beißender Laune und der treffendsten Satyre verwebt ist; in der Métromanie, wo, zufolge des Sujets und der Geistesgewandheit des Verfasses, er mit ächt poetischem Feuer sich paart; er vertritt in den Plaideurs die Stelle der Verwickelung; er hat das Glück des Grondeur und der lieblichen Stücke von Dancourt gemacht; und er ist das Hauptverdienst mehrerer Lustspiele unserer Zeit, selbst solcher, worin, wie in denen von Beaumarchais, er nicht allezeit von der feinsten Art ist. Ich habe die Beyspiele gehäuft, (und wie viele könnte ich noch hinzufügen?) um anschauend zu machen, daß, wenn es einigen Tragikern der niedern Ordnung gelungen ist, Thränen hervorzulocken, es noch ungleich leichter und gewöhnlicher ist, Lachen zu erregen. Zwar haben äußerst mittelmäßige Trauerspiele bey der Vorstellung gefallen, weil sie zu weinen machen; sollte man mir dieses entgegen setzen, so würde ich an Montfleury erinnern, der noch bis auf den heutigen Tag gespielt wird, obschon seine Munterkeit nicht viel mehr ist als eine ausgelassene Possenreißerey. So nachsichtig sind die Zuschauer über das, was ihr Lachen erregt.

Die dem Lustspiel eigne Leichtigkeit, Stücke von vier, drey, zwey Akten, so wie von Einem Akte zu verfertigen, macht, daß man die Ver-

wickelung als eine unerschöpfliche Fundgrube betrachten kann. Ein drolliches Geschichtchen, ein Mährchen, ein gesellschaftlicher Vorfall, kann sehr leicht den Stoff zu einer ungemein anmuthigen Komödie geben. Wie manche Schriftsteller haben sich einigen Ruf mit dergleichen Kleinigkeiten erworben *)! Wir werden sie in Kurzem mustern. Werfen wir sie alle zusammen, und rechnen dazu auch noch solche Stücke von fünf Akten wie den Complaisant und la Coquette corrigée, und der ganze Haufe wird doch nicht soviel Geist und Talent voraussetzen, als Iphigenia in Tauris, Dido, oder auch nur als die Belagerung von Calais.

Die Sitten der verschiedenen Stände sind eine andere Fundgrube des Komischen, die schon schwerer zu bearbeiten ist, als die Fundgrube der Intrigue, und die man auch ungleich weniger benutzt hat. Es ist zum Theil in den Dehors trompeurs, im Méchant und in einigen noch neuern Stücken geschehen: aber im Allgemeinen hat man sie zu sehr vernachlässigt, sey es deshalb, weil man sie nicht mit dem Auge eines Beobachters zu sehen verstand, oder daß man nicht gewahr ward, welcher Vortheil sich aus ihr ziehen ließ. Sie ist

*) Unter uns z. B. Engel und Anton-Wall. Ihre Versuche im Großen scheiderten, weil sie die Verwickelung auch im Trauerspiel und bey Charakterstücken für die Hauptsache ansahen.

Ueb.

heutiges Tages diejenige, die dem ächten Talent die reichlichſte und glänzendſte Ausbeute verſpricht *). Nur muß man zuförderſt überlegen, daß die europäiſchen Sitten nicht mehr ſo ſind, wie ſie zu unſrer Väter Zeit waren, und dieſe unvermeidlichen Veränderungen des Sittlichen, welche durch den fortſchreitenden Geiſt der Geſelligkeit, verbunden mit ſeinen Abſchweifungen, immer von einer Zeit zur andern bewürkt werden, iſt ein dieſer Gattung anklebendes Uebel, das aber ſelbſt in Gewinn umgewandelt werden kann. Das Uebel beſteht nämlich darin, daß die Aehnlichkeit, wenn ſchon nicht an Werth, doch an Würkung verliert, ſobald die Modelle zu dem ab-

*) Unter uns hat Leſſing, (in der Minna von Barnhelm oder dem Soldatenglück) zuerſt und am beſten gezeigt, wie Diderots Rath: die Sitten der verſchiedenen Stände, ſtatt der durch Moliere üblich gewordenen Charakter-Sitten, im Luſtſpiel aufs Theater zu bringen, ausgeführt werden muß. Ihm iſt Iffland gefolgt. Nur hat er die Darſtellung der Sitten mehr benutzt, um zu rühren, als um zu beluſtigen. Alle Stücke dieſer Gattung kränkeln zur Zeit an der Verwikkelung. Die beyden letzten Akte der Minna von Barnhelm, wie die beyden letzten Akte von den Jägern, ſtehen den drey erſten weit nach; es mangelt ihnen an innerm Zuſammenhang. Nur die Sprache iſt in der Minna freylich von ganz anderm Werth, als in den Jägern.

Ueb.

gebildeten Gegenstande verschwinden. Eine Menge unsrer Lustspiele gleichen, in Absicht der Sitten, den Bildnissen von unsern Großvätern, denen man auf dem Vorsaal ihren Platz anweißt, wären sie auch von Largiliere oder Rigaud gemahlt. Alle Verwickelungen, die durch Bedienten und Kammermädchen eingeleitet werden, sind nicht mehr passend. Sie waren gut, als noch die Frauen, durch strengere Gesetze eingeengt, solcher untergeordneten Gehülfen bedurften. Itziger Zeit kann man ihrer Hülfe embehren. Sie können, eben so wie ehemals, alles wissen oder alles errathen; aber man vertraut es ihnen nicht mehr. Niemand bespricht sich freundschaftlich mit seinem Bedienten über Liebe oder Heirath, und die Frauen wissen, daß eine Dienstmagd keine sichere Vertraute ist. Ein Schriftsteller, der auf solche veraltete Bahnen zurückkäme, wäre kein Mahler selbst gesehener Gegenstände; er würde blos Gemählde älterer Meister copiren. Zum Turcaret würde man heutiges Tages vergebens ein Original suchen; als Lesage schrieb, gab es deren hunderte. Die Munterkeit, die das ganze Stück erfüllt, nicht aber die Freude, das in der Natur Beobachtete im Gemählde wieder zu finden, ist Ursache, warum es noch immer gefällt. Unsere Robins*) gleichen so wenig

*) Die Gesetzleute, welche vor der Revolution in Frankreich eine eigene Kaste, wie in der Türkey,

mehr ihren Vätern, als unsere Finanzmänner ihren Vorfahren. Der Streit zwischen Vadius und Trissotin, von Moliere nach der Natur copirt, könnte itzt höchstens unter Flugblattschreibenten für Handwerksbursche Statt haben. Alles hat sich verändert, alles hat sich verfeinert; und dieß ist unstreitig eine von den Ursachen, warum der Zulauf bey ältern Komödien sich so sehr in unsern Tagen verringert hat: man schätzt sie noch immerfort, aber man mag sie nicht mehr sehen. Selbst Moliere, den man auswendig weiß, eben so wie Corneillen und Racinen, hat doch ungleich weniger Zuschauer; denn Schilderungen des Herzens wird man nicht so leicht überdrüßig, als witzige Einfälle, die man oft hört. Moliere hat jedoch ein ihm eigenthümliches Verdienst, welches von jeder Veränderung in den Sitten unabhängig ist: jeden Augenblick nämlich schildert er das, was in dem Menschen sich nie verändert, das was aus seiner Natur und nicht blos aus den Sitten hervorgeht *). Wenn er die gelehrten Frauen itzt von neuem bearbeitete, so würde er eine andere Schilderung liefern. Die beyden Scriben-

ausmachten. Die Benennung kommt von ihrer Amtskleidung, und ist daher unübersetzlich.

*) Aber dann schildert er ja nicht Sitten, d. i. angenommene Gewohnheiten, sondern das Sittliche, das moralisch Intellektuelle, oder den Charakter eines Menschen. Ueb.

ten würden einander nicht mehr arge Grobheiten sagen *): aber Vadius, nachdem er sich über diejenigen aufgehalten hat, die ihre eigne Verse vorlesen, könnte noch immer sagen: Voici mes petits vers! Das paßt zu jeder Zeit. Moliere würde keine Magd wegen einer ungrammatischen Redensart fortschicken; (pour n'avoir point *parlé Vaugelas;)* aber Chrysale, der sich stets rühmt Herr im Hause zu seyn, und der doch stets von seiner Frau geleitet wird, könnte noch immer zu seinem künftigen Schwiegersohne sagen, nachdem seine Frau ihre Einwilligung zur Verheirathung seiner Tochter gegeben hat:

Je vous l'avois bien dit que vous l'épouseriez.

Dieß paßt zu jeder Zeit. Moliere ist voll ähnlicher Züge **), und doch zieht er, wie bekannt, die Menge nicht mehr so wie unsere großen Tragiker ins Theater; weil, alles übrige gleich, man doch noch lieber erschüttert als ergötzt zu seyn verlangt.

*) In Deutschland ist man noch immer an arge Grobheiten unter den Scribenten, auch wenn sie Professoren, Räthe und Edelleute sind, gewöhnt. Ueb.

**) Man muß sich verwundern, wie Laharpe dergleichen Aeußerungen von Gesinnungen, für Aeußerungen halten kann, die aus der angenommenen Denk- und Lebensweise eines Standes, oder einer Gesellschaft hervorgehen. Ueb.

-pten, die mehresten Menschen
Man will [illegible] das Lustspiel dem Trauerspiel vor-
zögen im [illegible]
Das [illegible]gre an der Sache ist, daß sie schwüriger
in [illegible]osicht des Tragischen werden, weil ihr Ge-
schmack gebildeter geworden ist, und sie nicht
mehr, wie in der Jugend, mit jeder Art von
Erschütterung vorlieb nehmen, wo sie derselben
so sehr bedürfen. Immer habe ich gefunden,
daß ein gut gespieltes Trauerspiel seine Würkung
auf die Zuschauer jeglichen Alters nicht verfehlt,
und Greise wie Jünglinge herbeyzieht. Aber ge-
wöhnlicherweise wird das Lustspiel besser als das
Trauerspiel vorgestellt, und es verträgt auch weit
eher eine mittelmäßige Darstellung: ein neuer
Beweis für den Vorzug des Trauerspiels, von
welchem man einen so hohen Begriff hat, daß es
wehe thut, sich in seiner Erwartung betrogen zu
finden. Und zum letzten Beweis für diesen Vor-
zug führe ich noch an, daß alle unsere berühmten
tragischen Dichter sich mit Glück im Lustspiel ver-
sucht haben, Corneille im Lügner, Racine in
den Plaideurs, Voltaire in der Nanine; kein
einziger Komiker hingegen hat auch nur ein er-
trägliches Trauerspiel zu Stande gebracht *).

*) So hätte Jünger sicher auch kein nur erträgli-
ches Trauerspiel schreiben können. Schlegel,
Weiße, Lessing, Göthe hingegen, obschon
im Trauerspiel vorzüglicher als im eigentlichen Lust-
spiel, haben doch auch dieses mit Glück bearbeitet;
und wenn Schiller eine Ausnahme machen

Regnard, Brueys, Marivaux, Lachaussee und mehrere haben es versucht, und man weiß nicht einmahl mehr die Namen ihrer Stücke. Thomas Corneille schrieb das Trauerspiel herzlich schlecht, und doch ist le Festin de Pierre gar nicht übel versificirt.

Die stete Veränderlichkeit der gesellschaftlichen Sitten ist freylich für den Lustspieldichter höchst unangenehm; verschafft ihm aber auch den Vortheil, ein Portrait, das veraltern will, durch Umschaffung des Costume, zu verjüngen. Hier bietet sich eine reiche Aernte für den dar, der Muth und Geschicklichkeit genug besitzt, das Geschäft zu übernehmen. Die Sitten sind es, die man heutiges Tages schildern muß. Die bürgerlichen Einrichtungen müssen an die Stelle der hervorspringenden Charaktere mit starken Zügen treten, welche die verfeinerte Eleganz unserer Gebräuche und der fast einförmige Ton dessen, was man Weltmanieren nennt, nicht mehr zuläßt. Die durchdachten Laster und Ungezogen-

sollte, so rührt dieß, meines Bedünkens, daher, daß er auch als Dichter den Philosophenmantel nie ablegt. Lessing, gleichfalls mehr Philosoph als Dichter, wußte sich doch in die Personen hineinzudenken, die er redend aufführt, sich gewissermaßen in sie zu verwandeln. Schiller denkt sich meisterhaft in fremde Lagen und Leidenschaften hinein: aber nun spricht Er aus seinen Personen und durch seine Personen. Ueb.

heiten, die abgefeimte Verderbniß, und die moraliſche, ſtatt religiöſe Heucheley, bieten freylich keine ſo ſtark komiſchen Außenſeiten an, als zu Molieres Zeit: aber was nicht zu einem Portrait hinreicht, kann doch in einem Gemählde angebracht werden, und ſo das Luſtſpiel mit dem Gang der bürgerlichen Lebensweiſe gleichen Schritt halten. Wenn jeder Einzelne nicht genung hervorſpringt, ſo iſt doch der allgemeine Geiſt charakteriſtiſch genug, und ſeine Züge, obſchon auf verſchiedenen Geſichtern verſtreut, können auf der Bühne zu einer beſeelten Darſtellung den Stoff geben *), vorausgeſetzt, daß der Künſtler die Farbengebung verſteht.

Wir haben junge Schriftſteller, die Munterkeit und einen leichten natürlichen Dialog mit Feinheit im Ausdrucke verbinden **). Dieß iſt

*) So hat Leſſing in der Minna die Geſinnungen des preußiſch-brandenburgiſchen Kriegsheers nach dem ſiebenjährigen Kriege in den Charakteren von Tellheim, Werner, Juſt und den Lieutenant Riccaut, eines Franzoſen, der dem Liefländer Tellheim zur Folie dient; ſo wie den Contraſt der ſächſiſchen und brandenburgiſchen Sitten um dieſelbe Zeit geſchildert. Ueb.

**) Die Herren Collin d'Harleville, Picard, den Verfaſſer des Stücks: les Etourdis, u. ſ. w.

um so schätzenswerther an ihnen, weil es ihnen Ehre macht von der langen Ansteckung eines falschen Geschmacks und der vorübergehenden Herrschaft der revolutionnären Grobheit sich frey erhalten zu haben. Wenden sie noch die gehörige Aufmerksamkeit auf die Schilderung der Sitten, und wir werden von neuem komische Dichter bekommen.

II.

Correſpondance littéraire, adreſſée à ſon Alteſſe Impériale Mr. le Grand-Duc, aujourd'hui Empereur de Ruſſie, et à M. le Comte André Schowalow, Chambellau de l'Impératrice Catherine II, depuis 1774 jusqu'à 1789; par Jean François Laharpe. 4 vols. à Paris chez Migneret. 1801.

Der Tod des Verfaſſers unterbrach den Druck des vierten Bandes, daher man am Schluß deſſelben folgende Anmerkung findet: On n'a pu encore recueillir et mettre en ordre les lettres écrites depuis 1785 jusqu'en 89, qui formeront le cinquième et dernier volume. On n'a pas voulu retarder plus longtems la publication d'un ouvrage annoncé partout avant même qu'il fut à l'impreſſion. Dieſer fünfte Band wird aber nun ſchon ſeit zwey Jahren erwartet. Es wär' immer ein Verluſt, wenn er nicht erſchien; denn das Werk gewährt eine ſehr angenehme Ueberſicht eines wichtigen Zeitraums der franzöſiſchen

Litteratur verbunden mit dem Sittenzuſtande der Stadt Paris in demſelben. Der Ton iſt freylich etwas ſchneidend und abſprechend: aber daß Laharpe ein Kunſtrichter von nicht gewöhnlichem Schlage iſt, werden folgende Stellen beweiſen:

24r Brief, Theil 1. S. 204.

On avait annoncé depuis long-temps un Opera *des Muſes*, de Rouſſeau; mais il s'obſtine à ne point le donner. Peut-être V. A. I. aimera-t-elle mieux quelques détails ſur cet ecrivain fameux, que de lire des titres de livres ignorés; car il ne paraît rien qui mérite d'attirer ſon attention.

Le nom de Rouſſeau eſt célèbre dans l'Europe, mais à Paris ſa vie eſt obſcure; on ſe ſouvient à peine qu'il y ſoit. Il a voulu fuir les hommes, et les hommes l'ont oublié. Ainſi perſonne n'a été plus trompé que lui; car il fuyait pour être recherché. Rouſſeau a mal connu le public de Paris. Ici, pour attirer la curioſité, il faut la reveiller ſans ceſſe, et mettre ſouvent ſa perſonne ou ſes ouvrages ſous les yeux des ſpectateurs, et ſur-tout de ceux qui ſont les trompettes de la renommée, je veux dire les gens de lettres et les grands. Quiconque veut qu'on s'occupe de lui, doit agir ſans ceſſe et ſe reproduire ſous toutes les formes: c'eſt là le principe de l'activité de Voltaire et le ſecret de ſon ambition. A cent lieues de la capitale, il n'exiſte que pour elle et en elle. Tous les huit jours il envoie à Paris une brochure par la poſte, et il attend ſa deſtinée de la poſte ſuivante. Soixante ans de gloire ne le raſſurent pas aſſez pour lui permettre un jour de repos. Ce n'eſt pas aſſez pour lui d'être le heros du ſiècle; il veut être la nouvelle du jour, parce qu'

il fait que la nouvelle du jour fait ſouvent oublier le heros du ſiècle, et que pour la foule oiſive, dédaigneuſe et inquiète, qui remplit cette grande ville compoſée d'écrivains et de lecteurs, le préſent eſt tout et le paſſé n'eſt rien. Jugez ſi Rouſſeau, qui depuis dix ans vit dans la retraite et dans le ſilence, peut attirer l'attention ſur ce théâtre mouvant de notre littérature, qui préſente ſans ceſſe de nouvelles ſcènes et de nouveaux acteurs. En arrivant à Paris, il s'eſt montré pluſieurs fois dans un café, et il y avait foule pour le voir. Il paſſerait aujourd'hui dans la grande allée des Thuileries, ou ſur les boulevards à l'heure de la promenade, qu'on ne s'en appercevrait pas.

Vous me demanderez peut-être ſi cette indifférence pour ſa perſonne s'eſt étendue juſqu'à ſes ouvrages: non. On les lit toujours avec plaiſir, et je crois qu'on les lira toujours. L'enthouſiasme qu'ils ont excité d'abord a fait place au jugement tranquille des hommes éclairés. On s'apperçoit de ce qui lui manque; mais on ſentira toujours ſes beautés. Il n'a ni la raiſon piquante et profonde de Montesquieu, ni la charmante naïveté de Montagne, que pourtant il cherche à imiter, ni la facilité brillante et rapide et le bon goût de Voltaire, à qui l'on n'a pas dû le comparer; mais il a ſouvent une chaleur naturelle et entraînante, et une énergie de mouvemens et d'expreſſions qui n'eſt qu'à lui. Il eſt ſouvent inégal et diffus; mais en général l'abondance de ſon ſtyle nourrit l'ame et l'eſprit, et ne les fatigue point. Il ſe joue ſouvent de la vérité et de ſon lecteur; et ſes ſyſtémes et ſes plans pris en totalité ſont presque toujours des erreurs ou des redites; mais il amène toujours à la ſuite d'un faux principe une foule de vérités particulières qui lui font

tout pardonner. En le liſant, il faut ſ'embarraſſer peu du fond de la queſtion, et ſaiſir toutes les beautés qui ſe préſentent à l'entour, et c'eſt le lire comme il a écrit. Quoi qu'on ait beaucoup accuſé ſa conduite, il eſt certain que généralement la morale de ſes écrits eſt belle et pénétrante, et qu'il porte dans les coeurs le ſentiment et le reſpect de la vertu. C'eſt que les imaginations vives ſe paſſionnent toujours pour le ſujet qu'elles traitent, et emploient, pour peindre le beau et l'honnête, cette même énergie qui ſert quelquefois à les en écarter.

Nun folgt eine ungemein gründliche Kritik der einzelnen Schriften Rouſſeau's nach den Jahren ihrer Erſcheinung. So heißt es von der neuen Heloiſe:

C'eſt là qu'il oſe ce que jamais nul romancier n'aurait imaginé, rendre deux amans heureux avant le fin du premier volume, lorsqu'il en reſte trois dont tout autre n'aurait ſu que faire. Il eſt pourtant très-vrai que l'ouvrage, malgré les longueurs, les déclamations, les invraiſemblances, les hors-d'oeuvre, conduiſait le lecteur jusqu'à la fin; mais il n'eſt pas poſſible de diſſimuler qu'à une ſeconde lecture, il ne peut reſter de tout cet amas indigeſte, que quelques morceaux ſupérieurs, pleins de paſſion ou de philoſophie: le reſte ne peut plaire qu'aux jeunes têtes et aux femmes, pour qui tout eſt bon, dès qu'il eſt queſtion d'amour. On ne peut nier que l'action ne languiſſe dès le ſecond volume, que quantité de lettres ne ſoient ou très-médiocres, ou de très-mauvais goût, que le mariage de l'héroïne ne ſoit révoltant, que le caractère d'Edouard ne ſoit

une caricature, et ſes amours en Italie une énigme, que Claire ne ſoit une faible copie de miſs Howe, que les invectives contre l'opera français ne ſoient portées jusqu'à un emportement ridicule, que la ſatyre des moeurs françaiſes ne ſoit pleine de fauſſetés ou d'exagérations, et qu'en total la Nouvelle Héloiſe ne ſoit un mauvais roman et un livre mal fait, où il y a de très-beaux morceaux.

Der Aemil ſey dasjenige Werk von Rouſſeau, worin ſich die meiſte wahre Beredſamkeit und wahre Philoſophie finde. Quoique le plan d'éducation qu'il propoſe ſoit un excès, comme tout ce qu'il imagine en tout genre, il eſt impoſſible, en le réduiſant, de n'en pas profiter beaucoup. — Quiconque aura des enfans à élever, gagnera toujours à lire *Emile*, en ſe défiant des généralités, et en n'en prenant que quelques pratiques particulières.

Ein ſehr wahres Urtheil ſcheint uns auch das über den Geſellſchaftlichen Vertrag zu ſeyn:

Le Contrat ſocial n'eſt, de l'aveu de l'auteur, qu'une ſpéculation ſtérile, puisqu'il n'eſt fait que pour de petits Etats qui n'en ont pas beſoin, et qu'il ne ſaurait ſervir qu'à troubler les grands Etats qui couvrent le monde: mais il eſt ſupérieurement écrit.

Br. 49, Th. 1. S. 389.

Dans le dernier envoi de livres rassemblés pour V. A. I., elle trouvera les oeuvres de M. Cazotte qu'elle lira probablement avec plaisir. *) M. Cazotte est un homme d'esprit, dont les productions ont de la gaîté et une tournure particulière. Le premier ouvrage qui l'air fait connaître est Olivier roman qu'il a eu tort d'appeler poëme, puisqu'il n'est pas en vers, **) mais qui est composé à peu

*) Wir besitzen von ihnen eine musterhafte Uebersetzung von S. Schaz.

**) Das Sylbenmaß erhöht zwar den poetischen Werth eines Gedichts, ist aber doch nicht die Seele desselben. Der Telemach von Fenelon, die Incas von Marmontel, der Numa von Florian, der Geisterseher von Schiller, sind Gedichte, und keine Romane, denn es sind keine Darstellungen des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens, keine Schilderungen von Individuen als Individuen, sondern als Maschinen in der Hand höherer Kräfte und des Schicksals. Im Roman muß jeder Mensch durch sich selbst, durch seine Leidenschaften und Gesinnungen glücklich oder unglücklich werden. In der epischen Erzählung erscheint er als Werkzeug zur Verkettung von Begebenheiten, die eine unsichtbare Macht leitet. Die Luise von Voß und Herrmann und Dorothea von Göthe gehören zur Romanengattung, obschon sie in Versen geschrieben sind: das Gewand bestimmt nicht den innern Charakter und täuscht, in Absicht desselben, nur einen Augenblick.

près dans le goût de l'Arioſte, du poëme de Richardet etc. c'eſt-à-dire, qui offre un mélange de fictions naïves et comiques, et de ſcènes de féerie et de chevalerie. Olivier a du mérite dans ce genre; mais ces faibles inventions, qui ne ſont pas ſoutenues d'un grand intérêt, ont beſoin du charme de la poéſie que leur a prête l'Arioſte, et qui peut ſeul les faire relire. *) Le Diable amoureux et le Lord Impromptu, deux autres ouvrages de M. Cazotte, ſont des contes amuſans, tiſſus avec aſſez d'art pour ſoutenir la curioſité, et qui cependant manquent auſſi de cette philoſophie toujours piquante qui fait revenir ſi ſouvent aux contes de M. de Voltaire, et qu'on ne peut ſuppléer que par l'inépuiſable badinage et l'excellent ton de plaiſanterie qui règnent dans les contes d'Hamilton.

Br. 62. Th. 2, S. 60.

Les Incas de M. Marmontel, ſi longtemps attendus, paraiſſent enfin; mais le ſuccès ne répond pas à cette longue attente. Lui-même convient dans ſa préface qu'il ne ſait quel nom donner à ſon ouvrage. **) Tout le fond en eſt hiſtori-

*) Dieß iſt richtig, und verdient beherzigt zu werden.

**) Eine hiſtoriſche Epopee. Aber daß dieſe in Proſa geſchrieben ſeyn könne, will den Franzoſen nicht in den Kopf. Freylich gleicht ein proſaiſches Gedicht einem Staatsmanne im Schlafrocke: aber der Schlafrock verwandelt den Staatsmann doch nicht in einen Handwerker. Was aber Laharpe ſonſt über Marmontels Werk ſagt, iſt

que; mais la forme qu'il lui a donnée, en ôtant à l'hiſtoire ſa marche méthodique, ne lui a pas donné plus d'effet; il ſ'en faut de tout. Il y a des morceaux éloquens, des ſituations intéreſſantes; mais le corps de l'ouvrage eſt cent fois moins attachant que l'hiſtoire même. Le roman poétique n'a pas un plan aſſez net, une marche aſſez déterminée; il manque de cette unité ſi précieuſe et ſi indiſpenſable dans tout ouvrage d'imagination, et qui fixe l'ame et l'eſprit du lecteur. A l'égard du ſtyle, on y remarque par intervalles des beautés de plus d'une ſorte; mais en géneral il eſt d'une parure uniforme, et tient plus du rhéteur que du grand écrivain. On a fait une obſervation bien ſingulière, c'eſt que l'ouvrage eſt écrit presque tout entier en vers de huit ſyllabes ſans rimes; on en trouve jusqu'à ſoixante ou quatre-vingt de ſuite, entremêles de grands vers. Il eſt impoſſible que l'harmonie d'une proſe ainſi cadencée ne ſoit pas lourde et monotone.

Br. 100, Th. II; S. 327.

L'ouvrage, qui fait aujourd'hui le plus de bruit, eſt la Vie de Sénéque, par Diderot, imprimée à la ſuite de la traduction de Sénéque que nous a laiſſée M. de Lagrange. On y retrouve la manière de Diderot dans ſes défauts et dans ſes beautés. Nul plan, nulle liaiſon, nulle méthode, de l'obſcurité, de la prétention, même dans les choſes les plus communes, une affectation de néologisme, une

ſehr gegründet. Man vergleiche die Recenſion deſſelben in unſrer Bibliothek, die den verſtorbnen Herrn von Blankenburg zum Verfaſſer hat.

foule d'idées fauſſes, au ton doctoral et emphatique etc. Mais ſi l'on ne croit pas lire un bon livre, on croit quelquefois converſer avec un homme qui a de l'eſprit et de l'imagination, et qui jette au haſard des traits heureux, des phraſes éloquentes, des vérités philoſophiques fortement exprimées, et qui en général vous attache, au moins par l'envie de le contredire.

Br. 109. Th. III. S. 36.

Beaumarchais vient d'imprimer une eſpèce de manifeſte en reponſe à celui de Roi d'Angleterre, et ce ſeul expoſé en fait voir le ridicule. Il a paru un peu étrange qu'un particulier répondit en ſon nom à un ſouverain, ſur une déclaration de guerre. Cet écrit d'ailleurs eſt à peu près dans le gout des écrits polémiques de Beaumarchais; il y a de l'eſprit et du feu, mais du mauvais goût, de l'incorrection, des diſparates, et un ton toujours avantageux qui quelquefois apprête à rire. Ce qui rend cet écrit plus remarquable, c'eſt que l'auteur ait obtenu l'attache des miniſtres pour l'imprimer, quoique les faits qu'il contient ſoient bien plus au désavantage du miniſtère français qu'à celui du roi d'Angleterre. Quand on aurait voulu faire une ſatyre ſanglante de notre adminiſtration, on n'aurait pas mieux réuſſi. Tout Paris en eſt dans l'étonnement, et à Verſailles même on en eſt un peu embaraſſé.

Man ſieht, daß die franzöſiſchen Miniſter ſchon damals, nämlich zu Anfang des Nord-Amerikaniſchen Kriegs, die Köpfe verloren hatten. Erſt erlaubten ſie dem Herrn Beaumar-

chais, sich und die französische Regierung wegen der den Nordamerikanern zugeführten Waffen gegen das englische Kriegsmanifest zu vertheidigen, und als sie inne wurden, wie kopflos sie gehandelt hatten, unterdrückten sie die Schrift von Beaumarchais, (die auch deßhalb merkwürdig ist, weil sie schon völlig den Ton der Revolutions-Scharteken hat,) unter dem Vorwande: sie sey gegen das Buchhändler-Reglement erschienen. Beaumarchais nämlich hatte sie in seinem Hause verkaufen lassen. *)

Br. 141. Th. III. S. 191.

Les champions des deux partis que la musique a mis aux mains depuis long-temps, attendaient avec une égale impatience *l'Iphigénie en Tauride* de Piccini. Depuis l'arrivée de ce grand maître en France, les ouvrages qu'il avait donnés à l'Opéra, malgré leurs beautés supérieures, plus appréciées jusqu' ici par les connaisseurs que par la multitude, n'avaient pu balancer les avantages que Gluck tirait du fond de ses sujets et de la prédilection que nous avons pour le tragique. Le grand succès de *Roland* n'était que ce qu'il pouvait être, le succès d'une pastorale héroïque. On en chantait les airs par-tout, mais on se plaisait à répéter que le seul Gluck savait faire de la musique théatrale, parce que le seul Gluck avait fait des tragédies. *Atys* même qu'on regardait comme un des ouvrages les plus dramatiques

*) Die Verlagshandlung dieses Journals hat noch einige Exemplare vorräthig.

et les plus intéreſſans de Quinault, *Atys* n'avait pas paru aſſez *tragique*, depuis que nous avions eu les fureurs d'Oreſte ſur le théatre de l'Opéra. Il fallait donc, pour décider la queſtion, que Piccini ſe meſurât corps à corps avec Gluck dans un même ſujet, et c'eſt ce qu'il a fait dans *l'Iphigénie en Tauride*, et au grand étonnement de Gluckiſtes, avec un ſuccès complet. Il était difficile d'avoir à vaincre plus de préjugés et d'obſtacles, Sans parler de la cabale active et puiſſante de Gluck, rien n'eſt vu plus défavorablement dans ce pays-ci que le projet de refaire ce qu'un autre a fait. Cette intolérance même eſt peut-être portée plus loin en muſique qu'en littérature; et après le ſuccès de *l'Iphigénie en Tauride* de Gluck, on ne concevait pas à Paris, ce qui aurait paru tout ſimple à Rome et à Naples, qu'un autre compoſiteur oſât traiter le même ſujet. Enfin Piccini a cru néceſſaire, le jour de la repréſentation de ſon opéra, de rendre compte au public, dans une lettre inſérée au Journal de Paris, des motifs qu'il avait de haſarder une *Iphigénie* après celle de Gluck, et il proteſte ſur-tout contre toute idee de concurrence et de rivalité. Il ſe borne à dire qu'ayant commencé ſon ouvrage avant que Gluck eût fait le ſien, il n'a pas voulu perdre le fruit de ſon travail. C'eſt une anecdote remarquable dans l'hiſtoire des arts, qu'un artiſte, demandant pardon au public d'oſer lui offrir un bel ouvrage.

Die Franzoſen haben kein muſikaliſches Gehör, ſo gern und ſo viel ſie auch ſingen; und ihre ſchnelle Faſſungskraft, eine an ſich treffliche Eigenſchaft, iſt doch auch Schuld, daß ſie glauben, immer den einzig richtigen Standpunkt zur

Beschauung einer Sache sogleich gewonnen zu haben. Daher sehen sie jede Kunst nur unter dem Contour Eines großen Mannes, und dessen Manier ist ihnen das non plus ultra der Kunst. So viel sie von Toleranz schwatzen, so intolerant sind sie, in Religion, Philosophie, Politik und den Künsten: denn jedes Franzosen Denkart ist, seinem Wahne nach, die einzig wahre und heilbringende. Unsere Kantianer jedoch stehen ihnen im Dünkel nicht nach.

Was ihre Oper betrifft, so befriedigt sie mehr das Auge und den Verstand, als das Ohr. Die Sänger schreyen, und der Componist arbeitet mehr darauf hin, Ideen als Gefühle zu erregen. Gleich gewissen Architekten, die bessere Theoretiker als Praktiker sind, vergessen die französischen Gesangs-Componisten den Zweck über der Form. Wenn in einer protestantischeu Kirche die Kanzel zur Seite oder in einem Winkel stünde, in einer katholischen dagegen der Hauptaltar versteckt wäre; in einem Concertsaal das Orchester nicht den erforderlichen Raum für die Musiker hätte; oder in einem Bürgerhause die Zimmer sich schlecht heitzten, und neben einem ungeheuern Speisesaal sich eine kleine enge Küche und keine einzige brauchbare Kammer befände: so taugten diese Gebäude sammt und sonders nichts, mögten sie auch noch so schön ins

Auge fallen. So taugt die franzöſiſche Oper nichts, troß ihrer herrlichen Tänze, Decorationen, u. ſ. w. denn ſie ergötzt nicht durch den Geſang. Nur das Zweckmäßige verdient Achtung; und es dem Glänzenden aufzuopfern, verräth Mangel an Einſicht.

Br. 170, Th. III. S. 388.

Le *Poeme ſur les Jardins*, de l'abbé de Lille, qui vient de paraitre en trois formats, in 4to, in 8vo et in 12., n'a pas échappé à ce retour de ſévérité qui ſuit ordinairement les ſuccès de ſociété, et les éloges précoces et exagérés. Ce n'eſt pas que les juges équitables et éclairés n'y aient retrouvé dans le même degré le talent poétique qui ſe faiſait ſentir quand l'auteur liſait ſes vers; mais tous les defauts de compoſition et d'enſemble, qui ne pouvaient ſ'appercevoir dans des fragmens, ont été d'autant plus ſentis à la lecture du cabinet, que l'auteur n'était plus là pour les couvrir de toute la ſéduction de ſon débit. Auſſi ne l'a-t-on pas épargné, et il faut convenir encore que dans la partie même du ſtyle où l'abbé de Lille eſt véritablement ſupérieur, il a laiſſé, ſoit negligence, ſoit obſtination, beaucoup de fautes difficiles à excuſer dans un ouvrage de peu d'étendue, et qui devrait avoir éminemment le merite d'une diction ſoignée. Il ſerait trop long d'entrer dans ce détail critique; mais voici le reſultat général de la lecture que j'en ai faite: il ſ'accorde aſſez avec le jugement que j'en ai entendu porter, et par les gens inſtruits qui connaiſſent l'art, et par ceux qui ne conſultent que la ſenſation qu'ils éprouvent. Car il eſt à remarquer, qu' excepté quelques miſérables journaliſtes, aboyeurs

de profeſſion, et qui par conſéquent doivent être comptés pour rien, l'abbé de Lille n'a point de détracteurs connus, *) ni de juges recuſables; et ſi on ne lui a pas fait de grâce, on ne lui a point refuſé juſtice.

Le défaut le plus ſenſible, même pour les lecteurs les moins inſtruits, c'eſt celui du plan qui eſt trop peu marqué, et qui ne méne pas aſſez le lecteur, et cela devait arriver. L'auteur lui-même n'a jamais bien ſu quelle marche il devait tenir; il a commencé des morceaux détachés ſur les payſages; il a cherché longtemps comment il ferait un tout de ces differentes parties, et quel titre il leur donnerait quand elles ſeraient raſſemblées. Il n'a pas aſſez compris de quelle importance il était qu'un ouvrage didactique et deſcriptif attachât du moins par l'unité d'objet, et par cette ſérie d'idées et ce développement ſucceſſif qui eſt un des grands ſecrets de la compoſition et un des grands mérites des *Géorgiques*.

A ce premier défaut d'un ſujet faiblement et vaguement conçu, ſe joint la ſtérilité d'imagination, qui fait que l'auteur n'a point enrichi ſon ouvrage de cette foule d'acceſſoires moraux que le ſenſibilité et la philoſophie pouvaient lui fournir tour-à-tour, et qui attachent toujours le lecteur, quand ils ſont joints au mérite de la verſification. Ce n'eſt pas qu'on n'y rencontre des traits de ſentiment et des teintes douces; mais ce ſont des lueurs, et il n'y

*) Weil er nie in Journalen, oder ſeinen eignen Schriften, die Gedichte ſeiner Zeitverwandten beurtheilt hat. Deſto heftigere Angriffe haben ihm ſeine politiſchen Meinungen in der neueſten Zeit zugezogen.

a pas dans ce genre un ſeul morceau approfondi et d'un grand effet; rien qui reſſemble, par exemple, à ce tableau charmant que fait Virgile de la vie champêtre, *ô fortunatos!* C'eſt après que l'ame du poëte a ſu ſe répandre ainſi dans des peintures animées et touchantes, que ſon art fait vous intéreſſer davantage à la déſcription des objets; et quand au contraire le poëte crayonne toujours, c'eſt qu'il a peu de ſentimens dans le coeur et peu de richeſſe dans l'imagination. Un épiſode tel que celvi de cimetière de Gray, tel que celui des deux amans qui rencontrent un tombeau dans *l'Automne* de Saint-Lambert, aurait convenu parfaitement au poëme de l'abbé de Lille. Je ne parle pas d'un morceau tel que *l'épiſode d'Orphée:* c'eſt le comble de l'art d'avoir ſu le placer dans les *Géorgiques*, et le chef-d'oeuvre du génie poétique de l'avoir écrit avec cette inimitable perfection. Venons à la partie de l'execution dans le *Poëme des Jardins.*

Sous ce point de vue, les deux premiers chants m'ont paru très-défectueux: un exorde de mauvais goût, trop peu de tiſſu dans le ſtyle, des tranſitions qui ne ſont que des coutures mal-adroites, des idées fauſſes ou petites, des vers combinés avec de petits rapports, des phraſes obſcures et embarraſſées, de mauvais vers, tous ces défauts en aſſez grand nombre, ſur un fond d'aillenrs un peu maigre, ne ſont pas ſuffiſamment rachetés par des morceaux très-bien écrits, et la lecture de ces deux premiers chants m'a fait craindre d'abord que l'auteur, avec tout ſon talent, n'eût manqué entièrement ſon ouvrage. Mais j'avoue que les deux derniers chants m'ont paru aſſez remplis de beautés pour compenſer, autant qu'il eſt poſſible, ce qui manque aux deux pre-

miers, et faire vivre l'ouvrage, malgré ſes imperfections. Ces deux chants, dont le dernier m'avait déjà fait tant de plaiſir à la lecture publique que l'auteur en fit l'année paſſée, doivent être comptés parmi les meilleurs morceaux de poéſie deſcriptive que nous avons dans notre langue. Tout ce qui regarde les eaux dans le troiſième chant, reſpire l'enthouſiasme poétique; tout eſt fait de verve, tout eſt mouvement ou image; et quelle variété de tournures! quelle foule d'expreſſions heureuſes! quel art dans le rythme et la période! quel charme dans la diction, toujours pittoresque à la fois et naturelle! Je le repète: ſi l'auteur avait exercé ſon ame autant que ſon talent, s'il eût jeté dans ſes payſages ſi riches ſous ſes crayons, quelques-unes de ces ſcènes que le génie ſait créer, il aurait fait un chef-d'oeuvre. Mais ſi l'on ne peut lui donner le titre de grand poëte, titre réſervé à l'honneur rare qui joint le talent d'écrire au don d'émouvoir ou d'imaginer, on ne peut du moins lui refuſer le titre d'excellent verſificateur, et cela même n'eſt pas commun.

Ce qui fait le plus d'honneur à l'auteur du *Poëme des Saiſons*, c'eſt que chaque ouvrage qui a paru dans le même genre, n'a ſervi qu'à faire mieux ſentir le mérite du ſien, ſans en excepter celui de l'abbé de Lille, quoique l'abbé qui joue dans la ſociété le rôle d'un enfant étourdi, *) ſoit bien plus porté par la faveur générale que le philoſophe Saint-

*) Dergleichen Aeußerungen über lebende Männer gedruckt ſind Beleidigungen, und da ſich dergleichen in Laharpens Correſpondenz in Menge finden; auch über Perſonen, die itzt von politiſcher Bedeutung ſind, wie Lebrün, Garat, Franzois

Lambert naturellement ſévère et même un peu humoriſte. Mais en ſmettant de côté toute prévention, on le trouvera, je crois, fort ſupérieur du côté de la ſenſibilité et des idées, et encore plus par l'enſemble et par la diſpoſition. L'abbé de Lille s'eſt particulièrement appliqué à varier le rythme, *) à donner du movemens à la phraſe et de l'effet à ſon vers; mais j'avoue que mettant en balance ſa manière et celle de Saint-Lambert, je me ſens porté à préférer dans celui-ci un ton naturellement élevé, et une expreſſion ſimple avec intérêt, ou magnifique ſans effort. Il a moins d'art et de variété dans la facture du vers; mais un naturel plus heureux et plus beau, où le travail ne ſe fait point ſentir, ce que je préfère à tout dans les beaux-arts, dont on ſait que le plus grand effort eſt de faire oublier l'art.

Die Verſification von de Lille verhält ſich, unſers Erachtens, zu der von Saint-Lambert, wie die Farbengebung von Van der Werf zu der Farbengebung von Greuze, oder wie die Verſification von Voß in der Luiſe zu der von Göthe in Herrmann und Dorothea. Van der Werf, de Lille und Voß ſind vielleicht zuweilen etwas gekünſtelt; aber ihre Manier iſt doch ſicher bewundernswerther, als die von

de Neufchateau ꝛc. ſo darf man ſich nicht wundern, daß der Verfaſſer in allen franzöſiſchen Journalen als ein Böſewicht und wahnſinniger Dummkopf geſchildert wird.

*) De Lille macht, in Abſicht des Versbaues, Epoche in Frankreich, wie Voß unter uns.

Greuze, Saint-Lambert und Göthe. Es verſteht ſich, daß hier bloß vom Colorit, vom Mechaniſchen des Versbauens und der Farbengebung die Rede iſt: in Abſicht auf Erfindung, Zeichnung, Ausdruck können dieſe wieder über jene hervorragen.

Br. 219. Th. IV. S. 318.

Les *Noces de Figaro* paraiſſent enfin avec la fameuſe préface tant annoncée. Ce morceau eſt comme tout ce qu'écrit Beaumarchais, d'un ſtyle bizarre et inégal, tantôt ingenieux, tantôt ridicule. C'eſt une vivacité d'eſprit qui le jette dans des ſaillies burlesques, et un amour du ſtyle figuré qui va jusqu'au plus mauvais goût. Quand à la thèſe qu'il y ſoutient, que ſon ouvrage n'eſt point immoral, il répond fort bien aux objections qu'il ſe fait, parceque ce ſont les plus faibles qu'il a ſoin de choiſir; mais il ſe garde bien de dire un mot de celles qu'il ſerait plus difficile de réfuter. Du reſte, il ſe prodigue à lui-même les plus grands éloges, et s'applaudit d'avoir rétabli la *véritable comédie*. Si cela eſt, celle de Molière n'eſt donc pas la bonne.

Dieſe Stellen werden gewiß jeden Litterator veranlaſſen, das Werk ſich anzuſchaffen: er kann es nicht gut entbehren. Außer den meiſt treffenden Urtheilen über Bücher und Zeitläufte, außer den Nachrichten über die Vorfälle auf den verſchiedenen Pariſer Theatern und bey der Académie françaiſe, während eines Zeitraums von zehn Jahren, wird er eine Menge intereſſanter biographiſcher Nachrichten, ſo wie äußerſt pikan-

te kleine Gedichte eingeſtreut finden. Auch aus des Verfaſſers Schreibepult wird manches mitgetheilt, das nicht ohne Werth iſt: dahin rechnen wir beſonders die Fragmente aus einem Gedicht Les Femmes. Der Anfang giebt einen Begriff von dem Plan und der Eintheilung des Ganzen.

Vous par qui des mortels s'embellit l'exiſtence,
Vous chef-d'oeuvre d'un Dieu, préſent de ſa clemence,
Quand il' voulut, aux yeux du premier des humains,
Enchanter l'univers qui ſortait de ſes mains,
O *Femmes!* ... ce nom ſeul ſi touchant et ſi tendre,
Que ſans émotion le coeur ne peut entendre,
Comprend tous les appas, réunit tous les droits.
Ah! ſi jusqu'a ce jour j'ai vécu ſous vos loix,
Prêtez à mes accens ce charme inexprimable,
Qui fonde votre empire, et qui le rend aimable.
Donnez au chantre heureux par vous aſſujetti,
Le talent d'exprimer tout ce qu'il a ſenti.
J'ai paſſé les momens de la première ivreſſe:
Le ſaiſon qui ſuccède à l'ardente jeuneſſe,
N'affranchit point mon coeur d'un joug qu'il veut porter;
Je ſais aimer encore, et j'oſe vous chanter.
Ma Muſe à vos attraits deſtinant cet hommage,
Préluda dés long-tems à ſon plus cher ouvrage,
Et promit à vos pieds de celébrer un jour,
La Beauté, les Talens, les Vertus et l'Amour.

Die Ueberſchriften der vier Geſänge, von denen nur der zweyte ganz vollendet wurde. Herr Le-

Legouve hat bekanntlich dasselbe Sujet kürzlich bearbeitet, und durch Schilderungen des Betragens würdiger Frauen während der Revolutionszeit seinem Gedichte einen eignen Reiz gegeben.

III.

Lycée, ou Cours de Littérature ancienne et moderne par J. F. Laharpe. Tom. I — XII. à Paris chez Agaſſe.

Der Tod des Verfaſſers hat auch die Herausgabe dieſes Werks unterbrochen, von welchem nicht nur die Schilderung der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, welche, nach der erſten Ankündigung, den 13ten, 14ten und 15ten Band ausmachen ſollte, ſondern auch die Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes der Poeſie in Frankreich noch zurück iſt, welche eigentlich in den 12ten Band kommen ſollte. Das Werk wuchs dem Verfaſſer unter den Händen an, ſo daß er auch einige Bände in zwey Theile theilen mußte. So fehlerhaft die ganze Anlage und die Ausführung deſſelben in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſeyn mag; ſo iſt die Nicht-Vollendung deſſelben doch ſehr zu bedauern, denn wir kennen keines, das man Leuten von Bildung, die nicht zum gelehrten Stande gehören, ſicherer empfehlen könnte, wie die-

ſes, um einen allgemeinen Begriff von den Werken der Dichtkunſt und Beredſamkeit zu erhalten; wenn man ſie ſchon dabey warnen muß, dem Verfaſſer in ſeinen Urtheilen, beſonders über die dramatiſche Dichtkunſt der Engländer, nicht unbedingt Glauben beyzumeſſen. Für dieſe Klaſſe von Leſern iſt die Erinnerung weniger nöthig, daß Laharpens philologiſche Kenntniſſe ziemlich ſeicht waren, welches indeß einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf die Ueberſetzungen gehabt hat, die er, zur beſſern Kenntniß der alten Schriftſteller, gelegentlich einſtreut. Doch ſind ihm, ganz natürlich, die poetiſchen Stellen weniger mißrathen, (den ſo höchſt verſchiedenen Genius der franzöſiſchen und der alten Sprachen in Betracht gezogen,) als die Stellen aus den griechiſchen und römiſchen Rednern, die zum Theil ſo ſind, daß man glauben ſollte, er habe ſie in ſeiner Schulzeit verfertiget und nur obenhin von neuem durchgeſehen.

Um unſere Leſer mit dem Geiſte dieſes weitläuftigen Werkes bekannt zu machen, haben wir ihnen zwey Abhandlungen daraus überſetzt mitgetheilt; ſo daß uns nur noch übrig bleibt, den Inhalt jedes Bandes anzugeben und mit wenigen Worten zu bemerken, welche Theile die vornehmſte Aufmerkſamkeit, unſerm Gefühl nach, verdienen.

Voran ſtehen allgemeine oder vielmehr flüchtige Bemerkungen über die Kunſt zu ſchreiben, über die Verbindung der Philoſophie mit den Werken der Einbildungskraft und über den Mißbrauch der Wörter Geſchmack und Genie. Sehr wahr dünkt uns die Bemerkung: Si depuis qu'il eſt de mode de paraître penſer, on a voulu être penſeur à toute force et à tout propos; ſi l'on s'eſt cru obligé de s'appéſantir ſur les matieres délicates, et d'approfondir ce qui était ſimple; ſi l'on a vu des pièces de théâtre n'être qu'une ſuite de moralités triviales et de lieux communs emphatiques, ce n'eſt pas une raiſon, ce me ſemble, pour en accuſer la philoſophie; comme il ne faut pas s'en prendre à la poéſie et à l'éloquence de ce qu' aujourdhui l'on veut être poëte dans une diſſertation, et orateur dans une affiche.

Eine Schilderung der Litteratur der Griechen und Römer in zwey Abtheilungen, der poetiſchen und proſaiſchen, füllt die drey erſten Bände. Außer dem Capitel: de la langue françaiſe comparée aux langues anciennes, voll feiner Sprachbemerkungen, iſt in dieſen Bänden wenig Ausbeute für einen deutſchen Gelehrten.

Deſto mehr in den folgenden, welche das Jahrhundert Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. umfaſſen. Voran ſteht eine Vorleſung über den Zuſtand der Wiſſenſchaften in Europa von dem

Ende der Regierung des Auguſtus bis zum Anfang der Regierung Ludwigs XIV. Der vierte, fünfte und ſechſte Band ſind einzig der franzöſiſchen Dichtkunſt während Ludwigs XIV. Regierung gewidmet. Das erſte Kapitel dieſer Abtheilung handelt jedoch von der franzöſiſchen Dichtkunſt vor und ſeit Marot bis auf Corneille. Wäre das ganze Werk wie dieſes Kapitel ausgearbeitet, ſo verdiente es überſetzt zu werden.

Der ſiebente Band iſt den proſaiſchen Werken zur Zeit Ludwig XIV. gewidmet: 1) Reden vor Gericht und auf der Kanzel. 2) Geſchichtſchreiber. Les nombreux mémoires qui nous restent du dernier ſiecle offrent un plus grand fonds d'inſtruction, et ſurtout plus d'agrément que les hiſtoriens. Ils repréſentent plus en détail et plus naivement les faits et les perſonnages; ils fouillent plus avant dans le ſecret des cauſes et des reſſorts, et c'eſt avec leur ſecours que nous avons eu, dans le ſiecle préſent, de meilleurs morceaux d'hiſtoire. Nicht leicht giebt es eine angenehmere Lectüre, als dieſe; aber auch keine, bey der man mehr vor Täuſchung auf ſeiner Hut ſeyn muß, welches durch Beyſpiele gezeigt wird. 3) Philoſophie. Metaphyſiker: Descartes, Pascal, Fenelon, Mallebranche, Bayle. Moraliſten: Fenelon, Nicole, Duguet, Larochefaucauld, Labrüyere, Saint-Evremond. 4) Littérature méiée: erſter Abſchnitt, Romane;

zweyter Abschnitt, Erzählungen; dritter Abschnitt, Briefe, Uebersetzungen, Kritiken.

Dem achten Bande ist die auch bereits einzeln gedruckte Rede vorgesetzt, mit der das Lyceum am 31. Dec. 1794, nach dem Sturze von Robespierre, wieder eröffnet ward, und die dem Verfasser so manchen Verdruß zuzog, da sie eine Schilderung von dem Verfall enthält, den Künste und Wissenschaften, Moral und gesunde Vernunft in Frankreich durch den Umsturz der bestehenden Verfassung erlitten hatten. Dieser Band hat nur zwey Kapitel; das erste handelt von der Henriade, das zweyte von den übrigen epischen und didactischen Gedichten der Franzosen während der Regierung Ludwigs XV. Die Kritik über Rouchers Gedicht, die Monate, ist ein Meisterwerk gründlicher Beurtheilung, geht in die kleinsten Details und ist darum um so lehrreicher. Am Schluß heißt es: „da die Henriade sich blos durch eine elegante, edle, und mitunter erhabne Versification auszeichnet, so gebührt ihr nur eine Stelle unter den Epopeen des zweyten Ranges. Auch in der Gattung, welche die Vermischung des Heroischen und Komischen zuläßt, haben wir nichts aufzuweisen, was mit dem Orlando könnte verglichen werden, ja im achtzehnten Jahrhundert ist kein französisches Gedicht in dieser Gattung erschienen, das nur an Boileau's Pult reichte. Auch im eigentlichen Lehrgedicht haben wir

Virgils Gedicht vom Landbau und Pope's Verſuch über den Menſchen nichts entgegen zu ſetzen. Aber Saint-Lamberts Jahreszeiten übertreffen, als beſchreibende Poeſie, weit die Jahreszeiten von Thompſon. *) Dieß Gedicht und das über die Religion von dem jüngern Racine ſind die beſten Werke in ihrer Art, die während der Regierung Ludwigs XV. erſchienen ſind. Das erſte iſt ungleich vollkommener, als das zweyte; aber es war auch ungleich leichter. Alles andere, mehr oder weniger fehlerhaft entweder von Seiten des Plans oder des Styls, iſt im Ganzen genommen unter dem Mittelmäßigen. — Glücklicher waren wir im Dramatiſchen; hierauf beruht unſer poetiſcher Ruhm im letzten Jahrhundert, und wir verdanken ihm vorzüglich Voltairen."

Hiermit bahnt ſich Laharpe den Weg zu einer Zergliederung von Voltaire's Trauerſpielen, die zwey Bände füllt, und nur denen Vergnügen machen kann, die dieſe Stücke zu Paris ſelbſt haben aufführen ſehen, oder doch halb auswendig wiſſen.

Der eilfte Band zerfällt in zwey Theile. Im erſtern: tragiques d'un ordre inférieur überſchrieben, werden Crebillon, Lagrange, Lamotte,

*) Dieß möchte außer Frankreich ſchwerlich zugeſtanden werden.

Piron, Lefranc de Pompignan, Lanoue, Guimond de Latouche, Chateaubrün, Lemierre, Saurin und Dübelloy gemuſtert; der zweyte handelt de la comédie dans le dix-huitieme ſiecle. Daß dieſer Abſchnitt zu den intereſſanteſten gehört, brauchen wir wohl nicht erſt zu ſagen.

Daſſelbe iſt der Fall mit dem zwölften Bande, welcher von der heroiſchen und komiſchen Oper handelt: Bey Gelegenheit der Streitigkeiten zwiſchen den Gluckiſten und Picciniſten, die ſehr gut erzählt werden, heißt es: Il faut avouer que les autres nations qui n'avoient pas, au même degré que nous, à beaucoup près, la manie des controverſes ſur le goût, l'eſprit et les arts, ont dû voir dans ces animoſités publiques portées ſi loin à propos de l'Opéra, et bouillantes pendant des années, un genre de folie particulier aux Français, et ont dû en conclure, non ſans raiſon, que les hommes extrêmes dans les deux partis, au fond, n'aimaient pas extrèmement la muſique, puiſqu'ils n'en voulaient abſolument que d'un ſeul artiſte et non pas d'un autre, tandis que les Italiens, qui l'aiment véritablement, la reçoivent de toute main pourvu qu'elle ſoit bonne, ſe paſſionnent au ſpectacle pour un beau morceaux, de quelque part qu'il vienne, et loin de ſe battre pour un muſicien, n'en ont jamais trop à leur gré, et crient *bravo maeſtro* pour quiconque leur fait plaiſir. Und hernach: (S. 188.) L'on prit alors

en muſique le même parti qu'on avait pris quarante ans auparavant en littérature, et cette conformité de marche dans les héreſies de goût eſt une de ces choſes que je me ſuis engagé à obſerver toujours, parce qu'elle caractériſe un ſiecle qui ſemble avoir pris à tâche d'epuiſer les travers de l'eſprit humain. Vous avez vu que les *inventeurs* du drame en proſe étoient tout ſimplement des gens qui ne ſavaient pas faire de vers, et il ne leur en fallut pas d'avantage pour établir que parler en vers au théâtre était une choſe *contre nature*. C'eſt ainſi que vers le même tems on prétendait anéantir toutes les regles de l'art, comme n'étant que *les entraves du génie:* pitoyables reſſources de l'amour-propre, qui érigeait l'impuiſſance en ſyſtème et la ſtérilité en modele! On fit à peu près de même pour la muſique de théâtre, que l'ou voulait concentrer toute entiere dans le talent de Gluck. Il fut décidé, non pas préciſément qu'il ne fallait pas d'airs dans un opéra, (car il en avait fait lui-même, et quelquefois de beaux;) mais de peur qu'on en fit de plus beaux, une nouvelle poétique répandue partout nous apprit qu'on pouvait ſ'en paſſer; que c'était même le mieux, toujours à cauſe de *la nature*, qui ne veut pas qu'on chante ſi bien dans la paſſion; que c'était à Gluck à opérer cette derniere révolution, et qu'avec ſon harmonie, ſon expreſſion et ſa marche rapide on aurait, non-ſeulement le meilleur opera poſſible, mais la vé-

ritable tragédie chantée, la tragédie grecque, *la douleur antique que lui ſeul avant retrouvée.* (Eine Behauptung des Abbe Arnaud.) On allait plus loin, (car en legislation nouvelle il n'y a pas de raiſon pour s'arrêtes;) on annonçuit, apparemment pour nous charmer davantage, que ce nouveau genre de ſpectacle ferait tomber la tragédie déclamée. Rien de mieux arrangé, comme on voit, au moins dans les vues du parti: on écartait ainſi l'importune comparaiſon de la muſique italienne, reléguée desormais à l'opére-comique; Gluck demeurait ſeul dans ſa gloire et dans l'entière poſſeſſion de l'Opéra; et le théâtre français rejete comme par grace au ſecond rang, il ne nous reſtait plus qu'un ſpectacle et un homme, l'Opéra et Gluck, et après iui, comme de raiſon, les miniſtres de ſon culte.

Zum Schluß wollen wir noch eine Stelle aus dem achten Bande herſetzen, welche das Obige erläutert:

„Gegen die Mitte dieſes (des 18ten) Jahrhunderts fing man an die Verſe überhaupt weniger zu lieben, als man im vorigen Jahrhundert gethan hatte; was immer der Fall ſeyn wird, wenn der Geſchmack an den ſchönen Künſten ſich durch Ueberſättigung und Unbeſtändigkeit abſtumpft, und dagegen die Liebe zu den ernſten und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften erwacht und ſich mit ihren Fortſchritten ausbreitet. Hier kam

aber noch etwas anders hinzu: der esprit *philoſophique*, der ſich gleich in ſeiner Entſtehung als heftig, eiferſüchtig und alles verwerfend ankündigte, erklärte der Poeſie den Krieg, und benutzte die ſchon gegebnen Beyſpiele. Talente durch Syſteme zu beſtreiten und die Künſte der Einbildungskraft durch eine ſophiſtiſche Zergliederung zu zermalmen. Lamotte hatte bereits angerathen, Trauerſpiele in Proſa zu ſchreiben und den Reim überhaupt zu verbannen. Fontenelle, Trublet, Marivaux, Düclos, und ſelbſt ein Montesquieu und ein Büffon, ſchlugen einen andern Weg ein, um den poetiſchen Ruhm, der ihnen im Wege war, zu verdrängen; denn die Erhabenheit des Geiſtes ſchützt nicht immer vor Querſprüngen der Eigenliebe. Montesquieu, zum Beyſpiel, behandelte in ſeinen perſiſchen Briefen die Poeſie als eine Feindinn der Vernunft, und nahm von dem Bannfluche, den er über alle Dichter ausſprach, einzig die dramatiſchen aus. Büffon und die übrigen gingen nicht ſo weit; aber ſie behaupteten, die beſte Poeſie ſtehe doch immer an Werth guter Proſa nach, weil dieſe ganz das ſage, was ſie ſagen wolle, welches der Poeſie unmöglich falle, weil ſie durch Silbenmaaß und Reim gefeſſelt ſey. Alle dieſe durch proſaiſche Werke mehr oder minder berühmten Männer bemühten ſich gemeinſchaftlich die Dichtkunſt herabzuſetzen und ſie blos als ein Spielwerk zum Vergnügen und nützlich für ein Volk zu betrach-

ten, das noch nicht zur Vernunftreife gelangt sey. Sie pflegten daher, wenn sie ein Gedicht loben wollten, gewöhnlich zu sagen: cela est beau comme de la prose. Diese Redensart ist von Duclos, und Duclos galt zu jener Zeit für den witzigsten Kopf in Frankreich. Das Ansehen dieser Männer, von denen mehrere in hohen Würden standen, ihr Einfluß auf die Pariser Gesellschaften, und noch mehr der Hang zum Paradoren, der bereits herrschend ward, alles dieß konnte um so leichter jene Art zu denken in Gang bringen, da die Zahl der großen Dichter sich sehr vermindert hatte und eine Fluth mittelmäßiger Reimer das Lesen von Gedichten verleidete. Rousseau, der 1741 starb, hatte sich längst selbst überlebt; Crebillons Versbau war zu hart, um die Musen in seiner Sprache zu vernehmen; der jüngere Racine war seit seinem Gedicht über die Religion und Lefranc seit seiner Dido verstummt, und diese beyden gehörten überdieß nicht zur ersten Dichterklasse. Gresset zeigte viel Talent, aber nicht in den höhern Dichtungsarten. Der einzige Voltaire rettete die Ehre der französischen Dichtkunst, und ließ sie nicht ganz sinken. Durch einen langen Zeitraum hindurch hielt er sie aufrecht. Er liebte sie zu sehr, um sie der Vernünfteley, Philosophie genannt, aufzuopfern, und dieß war vielleicht das einzige Opfer, das er dem Zeitgeiste verweigerte. Er spottete der Systematiker,

die seinen Sarkasmen und seinem unaufhörlich erneuerten Ruhm, den er sich durch die Menge seiner Schriften erwarb, nicht widerstehen konnten. Voltaires Ruhm wuchs von Jahr zu Jahr, und alle die Prosaisten, die für einen Augenblick die Augen der Menge auf sich gezogen hatten, wurden nach und nach wieder vergessen. Was Montesquieu und Büffon betrifft, so wird man sie ewig schätzen, aber sie können nicht auf so viele Leser wie Voltaire und also auch nicht auf einen so ausgebreiteten Ruf rechnen. Stets pflegte er bey Boileau und Racine zu schwören, um den Glanz, der die Poesie in dem schönen Jahrhundert Ludwigs XIV. umschwebte, nicht verlöschen zu lassen. Er machte auf den Unterschied aufmerksam, der sich zwischen Wissenschaften, die jeder erlernen kann, und zwischen Talenten findet, die ein freywilliges Geschenk der Natur sind. Was aber seiner unausgesetzten Verehrung der Poesie den meisten Werth gab, war, daß er anerkannt vortrefflich in Prosa schrieb. Um Scherz mit Scherz zu erwiedern, hatte er es sich zu eigen gemacht, in Hinsicht auf die durch den Witzling Duclos aufgekommene Redensart: des vers beaux comme de la prose, von sich zu sagen: je ne fais à présent que de la vile prose. Sehr ernstlich aber meynte er es, wenn er von dem unschätzbaren Vorzuge der Harmonie sprach, weil sie sich dem Gedächtniß eingräbt, und sich einen Weg zum

Herzen bahnt, indem sie sich des Ohres bemächtigt. *)

„Das Sophisma jener Poesie-Verächter bestand darin, daß sie für das Wesen der Poesie ausgaben, was nur eine von den Schwierigkeiten ist, die sie nothwendig überwinden muß, um ihren Zweck zu erreichen. Sylbenmaaß und Reim sind allerdings eine Fessel: aber der Triumph der Kunst besteht eben darin, daß man diesen Zwang den Versen nicht anmerkt; und wer läugnen wollte, dieß sey der Fall bey guten Dichtern und namentlich bey Racine und Despreaux, verdiente nicht, daß man ihm antwortete, denn sicherlich wär' er nicht im Stande, den Beweis zu fassen, da ihre Werke jeden verständigen Menschen davon überzeugen müssen.

„Die ungeheure Fluth von Versen, mit denen wir seit etwa funfzig Jahren überschwemmt sind, würde, ich gestehe es, einen Widerwillen

*) Tagtäglich kann man in Schulen die Bemerkung machen, wie ungleich leichter und lieber Kinder Verse als Prosa auswendig lernen, und wie fester sie jene behalten. Sollte man daher den Unterricht in der Religion nicht mit Liederversen anfangen, die aber unter sich in Verbindung stehen und das ganze Lehrgebäude der Glaubens- und Sittenlehre umfassen müßten? Hierzu kommt noch, daß wer Verse gut recitirt, auch sicher Prosa gut recitirt.

A. d. H.

gegen dieſelben zu erregen im Stande ſeyn, wenn die ächten Freunde der Dichtkunſt nicht ſehr ſtrenge bey der Wahl deſſen wären, was ſie leſen. Eine Seite iſt ihnen hinreichend, um ſogleich zu ſehen, ob der Menſch, welcher ein Dichter ſeyn will, dazu geſchaffen iſt, die Sprache der Muſen zu reden; ob er in Verſen zu denken verſteht; ob er neue Ideen hat, oder nur in einem längſt bekannten Ideenkreiſe ſich herum treibt; ob ſein Periode tönend und dabey klar, und ſein Ohr ein richtiger Beurtheiler deſſen iſt, was dem Ohre ſchmeichelt. Denn alles dieß muß ſich in jeder verſificirten Schrift finden, ihr Inhalt ſey welcher er wolle. Zwanzig oder dreyßig Verſe ſind nun aber meiſtens ſchon genug, um den Kenner zu benachrichtigen, in wie fern er dieſe Anfoderungen befriedigt zu ſehen hoffen darf: häufig begegnet es ihm daher auch, daß er nicht weiter kömmt. Wie geht es im Gegentheil dem großen Haufen müſſiger Leſer, die aus Langerweile oder Modeton alles durchblättern, was nur Neues heraus kommt? Täglich leſen ſie matte oder nichtsſagende Verſe, die zum Unglück nicht ſchlecht genug ſind, um Gelächter zu erregen, und in der Länge ekelt ihnen alles an, was in Verſen geſchrieben iſt. Fällt ihnen nun bey dieſer Ueberſättigung ein Werk in die Hände, das trefflich verſificirt iſt, aber deſſen Inhalt nicht ihre Neugier in der Maaße reizt, um den Eindruck zu überwinden, durch den ihr Ohr für das

Gleichmaaß alexandriniſcher Verſe abgeſtumpft worden iſt; ſo ſind ſie ganz verwundert, ein langes Gedicht nicht auf die Art, wie ein Trauerſpiel oder einen Roman wegleſen zu können. Wer aber ſo urtheilt, zeigt blos, daß es ihm an der gehörigen Einſicht, um über poetiſche Werke zu urtheilen, fehlt. Denn jedesmal daß uns ein Gedicht, wir mögen es aufſchlagen, wo wir wollen, ſo feſſelt, daß wir ein Hundert Verſe hinter einander weg leſen und ſie vortrefflich finden, haben wir alle Urſache mit dem Dichter zufrieden zu ſeyn, und er kann es mit ſich ſelbſt ſeyn."

IV.

Correſpondance originale et inédite de J. J. Rouſſeau avec Mme. Latour de Franqueville et M. du Peyrou; á Paris, chez Giguet et Michaud, et á Neuchatel chez L. Fauche-Borel. An. XI. — 1803. Tome I. 18. u. 408. S. Tome II. 420. S. 8.

Wir haben vor einigen Jahren aus Rouſſeau's Nachlaß eine Briefſammlung an die Frau von Crequi, an die Marſchallin von Luxemburg, an Malesherbes, an d'Alembert ꝛc. in dieſer Bibliothek (Bd. 63. St. 1. S. 97 ff.) angezeigt. Die gegenwärtige Sammlung des Briefwechſels mit der Frau von Franqueville bietet ein noch größeres Intereſſe als die übrigen Rouſſeauiſchen Briefſchätze dar, theils durch das Romanhafte und Sonderbare, was in der Entſtehung dieſer Verbindung Rouſſeaus mit Frau von Franqueville liegt, theils dadurch, daß die Briefe nicht einſeitig, ſondern mit ihren Antworten, und daß die Correſpondenz mehrerer Jahre ganz und bis auf

ein paar Lacunen unverstümmelt abgedruckt ist, theils aus andern Gründen, die wir den Herausgebern nacherzählen. Da diese Briefe eine Correspondenz bilden, welche viele Jahre dauerte, so bilden sie dieses Ganze, und diese Folge, welche Interesse hervorbringen und unterhalten. Jedermann versteht den Inhalt, er verbreitet sich über Empfindungen, deren Charakter man leicht unterscheiden und deren Fortschritte man verfolgen kann. Man findet darin ganz das Herz und die Seele einer Frau, welche schreibt, wie sie empfindet, und ohne zu wissen, daß sie jemals vom Publicum gelesen werden wird. Man findet darin den Charakter eines Mannes am Tage liegen, der sich anfangs mit der Offenheit der Freundschaft ausdrückt und es, ohne Ursache, hernach bereut, sein Herz eröffnet zu haben. Rousseaus Briefe sind unter verschiedenen Umständen geschrieben; man findet in ihnen abwechselnd die verschiedenen Eindrücke der beleidigten oder geschmeichelten Selbstliebe; die Ergießungen der traulichsten Freundschaft, und in derselbigen Zeit das ganze Mißtrauen, welches der wildeste Menschenhaß einflößen kann. Frau von Franqueville, eine der liebenswürdigsten ihres Geschlechts, welche nicht glücklich verheirathet war und sich in der Folge von ihrem Manne trennte, stand im 28sten oder 30sten Jahre, als die Neue Heloise erschien, welche ihr ganzes Herz und ihre Phantasie einnahm. In Einver-

ſtändniß mit einer Freundin ſchrieb ſie an R. unter dem Namen Julie; ihre Freundin gab ſich den Namen Claire. Dieſer Briefwechſel wurde allmählig das Glück und das Unglück ihres ganzen Lebens. Ungeachtet ihrer treuen Anhänglichkeit und Ergebenheit für R. wurde ſie doch das Opfer ſeines Mißtrauens. Sein Andenken blieb ihr dennoch heilig bis an ihren Tod, der 1788 erfolgte. Sie weihte ſeinem Tode Thränen und ſie ſchrieb an die Mauern der Meyerey der St. Peters-Inſel folgende charakteriſtiſche Verſe:

Réduit fameux, par Jean-Jacques habité,
Tu me rappelles ſon genie,
Sa ſolitude, ſa fierté,
Et ſes malheurs et ſa folie,
Toujours, helas! perſecuté,
Ou par lui-méme, ou par l'envie,
Contemplons au flambeau de la philoſophie
Un grand homme et l'humanité.

In ihrem Teſtament vermachte ſie die ganze Briefſammlung Rouſſeaus Freunde, du Peyrou, aus deſſen Nachlaſſe ſie nebſt dem Briefwechſel des letztern mit R. herausgegeben worden ſind.

Die Freundin der Frau von Franqueville ſchrieb zuerſt den 28. Sept. 1761 anonym an Rouſſeau, und meldete ihm, daß eine Julie exiſtire, mit der ſie in einem Verhältniß ſtehe, wie Claire (ſo nannte ſich die Freundin) zu der Julie in der Heloiſe. „Gewiß haben Sie nie

geahndet, daß außer Ihrer glänzenden und fruchtbaren Einbildungskraft Julie existire. Aber glauben Sie mir nur, daß Sie sie Zug für Zug nach meinem Urbild gezeichnet haben, gleich als wäre es Ihnen bekannt gewesen. Dieselbe Erhabenheit der Seele, dasselbe Zartgefühl, dieselbe Liebe für ihre Verwandten, derselbe Ton gegen ihre Leute, von denen sie angebetet wird; dasselbe Gefühl für Leidende, eben so viel Geist, eben so viel Anmuth, gleiche Talente, gleicher Scharfsinn, gleiche Leichtigkeit sich auszudrücken, und noch mehr als alles dieß, das großmüthige Benehmen gegen einen Gatten, der sehr verschieden von Wolmar ist. — Diese Julie, welche eine entschiedne Abneigung für neue Bekanntschaften hat, wünschte um jeden Preis die Ihrige zu machen.“ R. fand Wohlgefallen an der Art, wie sich ihm die neuen Freundinnen ankündigten, und antwortete artig und verbindlich. „Sie sprechen davon, meine Bekanntschaft zu machen; Sie wissen ohne Zweifel nicht, daß der Mann, an den Sie schreiben, mit einer unheilbaren und schrecklichen Krankheit behaftet, alle Tage seines Lebens mit dem Schmerz und dem Tod kämpft, und daß selbst der Brief, den er an Sie schreibt, oft von Zerstreuungen einer sehr verschiednen Art unterbrochen wird. Demungeachtet kann ich Ihnen nicht bergen, daß Ihr Brief mir ein geheimes Verlangen einflößt, Sie beyde kennen zu lernen; und daß, wenn unser Verkehr damit endigt, er mich

nicht ohne einige Unruhe laſſen wird. Wenn meine Neugier befriedigt würde, ſo dürfte dieß freylich vielleicht noch ſchlimmer ſeyn. Ungeachtet der Jahre, der Leiden, der Vernunft und der Erfahrung muß ſich ein Einſiedler nicht der Gefahr ausſetzen, Julien und Clairen zu ſehen, wenn er ſeine Ruhe erhalten will.“ Julie ſchreibt zuerſt d. 5. Oct. an R.: „Ich habe nichts mit Julien gemein, als ein nur zu oft unfruchtbares Verlangen den Unglücklichen nützlich zu ſeyn, eine gerade und gefühlvolle Seele und die zärtlichſte Vorliebe für St. Preux Charakter. Alle andern Eigenſchaften, die meine Freundin mir beylegt, ſind nur die Gegenſtände meines Beſtrebens; mit einem Wort: es iſt mein Muſter, das ſie in ihrem Briefe gezeichnet hat, und nicht mein Portrait.“ Auf die perſönliche Bekanntſchaft mit R. thut ſie Verzicht, weil ſie ihr zu gefährlich dünkt und weil ſie dabey eher in ſeinen Augen zu verlieren, als zu gewinnen glaubt. R. glaubte, in dieſem Briefe männliche Züge zu finden, und bildete ſich ein, Claire habe ihn mit der angeblichen Julie angeführt. „Der Brief, ſchrieb er an Claire, iſt nicht von einem Weibe, ſondern von einem Manne oder von einem Engel.“ Claire hatte R. (S. 11. f.) ihre Unruhe über ſein Uebelbefinden und über ſeine ihr bekannte Aeußerung: J'ai aſſez vécu bezeugt; ſie hatte Milord Eduards bekannten Brief gegen die Selbſtödtung aus der Heloiſe gegen ihn citirt, aber zu-

gleich die merkwürdigen Worte beygefügt: „das Publicum sey nur zu geneigt zu glauben, daß seine Absicht gewesen, den Gründen des St. Preux (für die Selbstödtung) das Uebergewicht über die von Milord zu geben.“ Darüber erklärt sich sich R. in seiner Antwort S. 27. folgendergestalt: „Weit entfernt, daß meine Absicht ist zu sterben, habe ich darum den Täuschungen der Aerzte entsagt, um bis an meine letzte Stunde zu leben. Zwanzig Jahre der Qualen und der Erfahrung haben mich hinlänglich über die Natur meines Uebels und über die Unzulänglichkeit ihrer Kunst belehrt. Mein Leben, obgleich traurig und schmerzhaft, ist mir nicht zur Last; es ist nicht ohne Annehmlichkeiten, so lange solche Menschen, wie Sie mir zu seyn scheinen, gütigen Antheil daran nehmen; aber vergeblich kämpfen, um es zu verlängern, heißt es abnutzen und verkürzen; der kleine Rest desselben ist mir noch lieb genug, um zu wünschen, daß ich denselben in Frieden genieße. Meine Partie ist genommen, ich liebe das Disputiren nicht, und ich will nicht gegen Sie streiten; aber ich werde meinen Entschluß nicht ändern.“ Dieß schrieb R. d. 19. Oct. 1761, und doch ist ein ganz anders lautender Brief von ihm an seinen Freund Moultou v. 23. Dec. 1761 vorhanden (T. 5. p. 403. in du Peyrous Ausg.), worin er sagt: „Es ist um mich geschehen; wir werden uns nicht eher als in der Wohnung der Gerechten wiedersehen.

Mein Loos ist entschieden, und wenn es Zeit dazu seyn wird, so werde ich, ohne Gewissensbisse, bey Milord Eduard Rathschläge der Tugend selbst nehmen können.“ Milord hält nämlich die Selbstentleibung, ungeachtet er gegen sie spricht, doch bey unheilbaren Körper-Uebeln für zuläßig. Daß Rousseau sein Lebensende wirklich mehrere Jahre nachher beschleunigt habe, geben die Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung selbst als wahrscheinlich an. „Man sagt, daß R. gegen das Ende seines Lebens seiner eignen Frau nicht mehr getraut habe, und einige glaubwürdige Personen tragen kein Bedenken, zu behaupten, daß er sich, in seiner Verzweiflung, den Tod in denselben Gärten von Ermenonville gegeben habe, in welchen seine Asche lange begraben gewesen ist. Uebrigens wagen wir es nicht dieses Factum zu behaupten, so achtungswürdig auch die Quelle seyn mag, aus der wir es schöpften.“ Es ist bekannt, daß Frau v. Stael, Campe, v. Ramdohr, Covancez (im Journal de Paris) u. a. m. Umstände und Belege angeführt haben, welche dem Gerücht von Rs. Todesart überwiegende Wahrscheinlichkeit geben.

Claire und Julie rechtfertigten sich wegen des Verdachts, daß Julie ein verkappter Mann seyn dürfte. Nun schrieb R. vertrauensvoller und nannte seine neue Freundin Julie. Der Briefwechsel nahm seinen Fortgang; Claire schilderte Rn. den Charakter Juliens ausführlich zu

Rs. großer Zufriedenheit, und Julie schildert Clairens Charakter. R., begeistert von Juliens Charakter, schrieb: „Ewige Vorsicht! Es giebt also noch Tugend auf der Erde! Es giebt noch welche bey den Weibern! Es giebt noch welche in Frankreich, in Paris, in dem Quartier des Palais-Royal! (Hier wohnte Julie) In der That, hier hätte ich die Tugend nicht gesucht.“ Sie beantwortet S. 88 diesen Angriff auf ihr Geschlecht. Ihre häufigen Vorwürfe, daß er nicht oft genug schreibe, ihre Fragen nicht beantworte, ihre Empfindlichkeit darüber, machten Rn. ungeduldig, da er ihr mehr als einmal erklärt hatte, er liebe Unabhängigkeit auch in der Freundschaft und Liebe, seine Lage, seine Arbeiten, seine Gesundheit und Neigung mache ihn zu einem unordentlichen und läßigen Briefsteller. Dieser ihrer Ansprüche wegen erklärte er ihr den 19. Dec.: „Er sehe sich durch seine Lage genöthigt, den Briefwechsel mit ihr abzubrechen; aber er höre nicht auf, an sie zu denken.“ Das war dieser reizbaren, tief empfindenden Frau, die sich schon so innig an R. angeschlossen hatte, zu viel. Sie schrieb zu wiederholtenmalen an R., sie beschwerte sich, sie klagte, sie flehte um seine Rückkehr, sie bot alles auf, ihn wieder zu gewinnen. Es macht eine unangenehme Empfindung, zu sehen, zu welchen Demüthigungen sie sich in vier nach einander geschriebenen Briefen v. 20. Dez. 1761 bis zum 9. Jan. 1762 herabließ, wie sie

ihn um jeden Preis wieder zurückzubringen ſuchte. Der Erfolg war folgendes Billet, das er Montmorency d. 11. Jan. 1762 ſchrieb:

Saint-Preux avoit trente ans, ſe portoit bien, n'était occupé que de ſes plaiſirs; rien ne reſſemble moins à St. Preux que J. J. Rouſſeau. Sur une lettre pareille à la dernière, Julie ſe fut moins offenſée de mon ſilence qu' alarmée de mon état; elle ne ſe fût point, en pareil cas, amuſée à compter de lettres et à ſouligner des mots; rien ne reſſemble moins à Julie que Mme. de....: Vous avez beaucoup d'esprit, Madame, vous êtes bien aiſe de le montrer, et tout ce que vous voulez de moi ce ſont des lettres: vous êtes plus de votre quartier que je ne penſais.

Claire bereute es itzt, ihre Freundin in Verbindung mit dem Bär, wie ſie R. nannte, geſetzt zu haben, freute ſich des Bruches, und Julie, welche dennoch von R. nicht laſſen konnte, fuhr ohne Clairens Mitwiſſen fort, an R. zu ſchreiben. Sie ſchrieb wieder dreymal im Januar; und was gewann ſie damit? Einen harten und bittern Brief vom 21. Jan., der ſich ſo ſchließt: Je vous avoue qu'un commerce de querelles n'a pas pour moi d'aſſez grands charmes pour me fatiguer à l'entretenir. Vous pouvez vous dispenſer de mettre à prix la reſtitution de votre eſtime; car je vous jure, Madame, que c'eſt une reſtitution dont je ne me ſoucie point. Dennoch ſchrieb ſie wieder zu wiederholten malen

und ſtimmte Rn. dadurch in etwas um. Sie erhielt im April von ihm ein Billet, worin er ihr meldet, ſein Geſundheits-Zuſtand ſey noch eben ſo ſchlimm. Am Schluß ſagt er: De grâce, devenez moins exigeante, et ne faites pas le tourment de ma vie, d'un commerce qui, dans tout autre état, en feroit l'agrément. Einige Zeit darnach bekam ſie wieder ein wohlwollendes Billet, doch nicht ohne einen Zuſatz von Bitterkeit. Noch freundlicher ſchrieb er im May: Depuis que vous avez changé de ton, votre douceur me gagne et je m'affectionne de plus en plus à tout ce qui me vient de vous. R. ſchickte an Julie zwey Exemplare des Emil, wovon ſie das eine ihrer Freundin Claire überreichen ſollte. Aber Julie ſuchte das letzte abzulehnen, weil ihre Freundin nichts von der Fortdauer ihres Verhältniſſes mit R. wiſſen ſollte. Dieß zog ihr folgenden Verweis von Seiten des letztern zu: Je n'appellerai ni Julie, ni Claire, deux femmes dont l'une aura des ſecrets pour l'autre. Car, ſi j'imagine bien les coeurs de Julie et de Claire, ils étaient transparens l'un pour l'autre; il leur était impoſſible de ſe cacher; contentez-vous, croyez-moi, d'être Marianne; et ſi cette Marianne eſt telle que je me la figure, elle n'a pas trop à ſe plaindre de ſon lot. Sie nahm nun den Namen Mariane in ihren Briefen an; der Briefwechſel wurde wärmer und zärtlicher. Bey den Verfolgungen, die über R. des Emil wegen ergingen, bezeugte ſie ihm die zarteſte Beſorgniß, die

ihn rührte. Eine merkwürdige Aeußerung von R. aus einem Briefe, Motiers 26. Sept. 1762, schreiben wir hier ab: „Sie sagen, ich sey Niemanden gleichgültig; desto besser, ich kann das Halbe nicht leiden, und ich will lieber von Tausenden bis zum Uebermaaß gehaßt seyn, wenn ich nur von Einem in gleichem Grad geliebt werde. Wer nicht leidenschaftlich für mich eingenommen ist, der ist meiner nicht würdig. Da ich nicht hassen kann, so bezahle ich den Haß Andrer mit Verachtung, und das quält mich nicht; sie sind für mich wie gar nicht vorhanden.“ Wenige Tage drauf schreibt er seiner Freundin abermals, da sie immer auf pünktliche Antworten von ihm bestehe, er aber mit Geschäften überhäuft sey, so bitte er um Erlaubniß vor der Hand den Briefwechsel zu endigen, um dessen Fortsetzung zu einer andern Zeit er sie bitten werde. Sie schrieb ihm hierauf mit Ernst und Würde. Die Art, wie sie von ihm Abschied nimmt, ergreift ihn wieder. Er muß sich ergeben, er sagt, er fühle alle Tage mehr, daß es seinem Herzen unmöglich sey, ihr zu widerstehen. Je ne tenterai donc plus de briser ces chaînes si pesantes que vous me donnez si légèrement; mais, de grâce, allégez-en le poids vous-même; soyez aussi bonne que charmante; acceptez mes hommâges, en compensation de ma négligence, et ne comptez pas si rigoureusement avec votre serviteur. R. hatte gewünscht,

daß ihm Frau v. Franqueville ihre Figur, ihre Art sich zu kleiden u. s. w. schildern möchte. Sie befriedigt seinen Wunsch S. 238 ff. Er verliebt sich in ihre Figur und Physiognomie; wirft aber bey dieser Gelegenheit die Frage hin: wie alt sie sey? Interessant ist ihre Antwort S. 247 f. „Hat man jemals eine Frau von meinen Jahren gefragt, wie alt sie sey? Hätten Sie mich einen Augenblick gesehen, ich würde Ihnen nie diese Indiscretion verzeihen; denn meine Frischheit, mein belebtes Ansehen, hätten Ihnen gesagt, daß ich in einem Alter bin, wo man noch gefällt, wenn man gleich keine Ansprüche darauf macht. Sie hätten dieß selbst einsehen und mir die Demüthigung ersparen müssen, zu sagen: Ich bin . . . ach! ich bin . . . . ich kann mich nie dazu entschließen. Scherz bey Seite (ich muß es Ihnen gestehen, um mich dafür zu strafen), ich war in Versuchung Sie zu täuschen. So wahr ist es, daß im Allgemeinen die Weiber sich nie von dem Verlangen, geliebt zu werden, losmachen können; daß die Aufrichtigkeit über gewisse Punkte immer eine gewisse Anstrengung der Vernunft bey ihnen erfordert; und daß, was mich anlangt, ich nicht gut genug von den Männern denke, um nicht zu fürchten, daß mir einige Jahre mehr bey ihnen schaden dürften. Indeß will ich mich, durch das Bekenntniß der Wahrheit, der Auszeichnung würdig machen, mit der Sie mich beehren, indem Sie eine Frage an mich richten, die

man nie an Frauenzimmer richten muß. Ich bin d. 10. Nov. 1730 gebohren; ich bin mithin zwey und dreyßig Jahr alt. Es ist etwas Besonders mit der Schwäche, die fast alle Weiber und viele Mäuner haben, ihr Alter aufs sorgfältigste zu verbergen; ist dieß nicht ein stillschweigendes Geständniß des schlechten Gebrauchs, den man von seiner Zeit gemacht hat? Und würde man so ungern einen Blick auf die Vergangenheit werfen, hätte man sie angewendet, um seine Sitten und seinen Charakter zu vervollkommnen? Wie dem auch seyn mag, diese Manie, gegen welche Sie mich zu verwahren oder von der Sie mich vielmehr zu heilen beytragen, ist um so viel lächerlicher bey den Frauen, da man ihnen darin doch nicht auf ihr Wort glaubt; da die Abnahme ihrer Reize sie doch immer deutlicher und deutlicher widerlegt; da endlich

A canuto e livido sembiante
Puo ben tornar amor, ma non amante."

Das Verhältniß zwischen beyden wird traulicher. R. fragt nach ihrem Taufnamen, um sie bey demselben zu nennen. S. 274. En vérité, vous êtez trop ma Dame, pour que je vous appelle Madame plus longtemps. Aus einem Briefe der Frau von Franqueville v. 1. Nov. 1763 heben wir eine Anekdote aus, welche die Anhänglichkeit der Landleute von Montmorenci an Rousseau, der unter ihnen eine Zeitlang gewohnt hat-

te, beweist. Der Ritter von Mehégan kam nach Montmorenci. Einige Bauern, die ihn ehemals bey Rousseau gesehen hatten, erkannten ihn, riefen die andern herbey und bestürmten ihn mit Fragen nach Rs. Ergehen. „O, mein Herr, rief der Eine, wie befindet sich Ihr Freund? Wir sind sehr unglücklich, daß man ihn uns entrissen hat. Er war so mildthätig; er war unser aller Vater. Er gab uns Wein, wenn wir dessen bedurften, sagte der andre; er erzeigte uns alles mögliche Gute: wir werden ihn nie vergessen. Ein andrer setzte hinzu: Er war unser Beschützer bey dem Monseigneur Marschal; wir haben mit ihm alles verloren; wir bedauern seinen Verlust bis zu unserm letzten Seufzer. Und diese guten Leute waren bis zu Thränen gerührt.“ Neue Klagen über seine Saumseligkeit im Schreiben, die ihm so sehr zuwider waren, vermochten ihn, seiner Freundin in einem Briefe vom 25. Dec. 1763 abermals den Briefwechsel aufzukündigen. Da sie ihm dießmal kurz und kalt darauf schrieb, so lenkte er wieder ein und schrieb wieder herzlich und zärtlich. „So unzufrieden, schreibt er d. 10. März 1764, Sie mit mir seyn mögen, theure Mariane, Sie können es nicht mehr seyn, als ich es selbst bin. Aber vergebliche Reue macht mich nicht besser; ich habe einmal die Falten angenommen, und ich fühle es schmerzlich, daß man sich in meinem Alter und in meiner Lage nicht mehr ändert.“ Doch diese Sophismen des verzärtelten R. werden von

ſeiner Freundin S. 340 f. widerlegt: „Iſt es wahr, daß es einem an den nothwendigen Muth fehlen kann, um ſeine Fehler zu erblicken, und an Stärke, um ſie abzulegen? Giebt es Lebens-Alter und Lagen, wo das Fortſchreiten auf der Bahn der Vollkommenheit unmöglich iſt? Was wird dann aus jener Freyheit, ohne welche unſre Handlungen kein Verdienſt haben? Und wenn es Faiten giebt, die wir nicht herausbringen, und Neigungen, die wir nicht beſiegen können, welche Rechenſchaft können unſre Verwandten, die Geſellſchaft und Gott ſelbſt von uns fordern?“ Bey Gelegenheit des Todes der Frau v. Pompadour ſchreibt Mme. v. Franqueville den 6. May: Elle a prouvé, dans ſes derniers momens, que ſon ame était un compoſé de force et de faibleſſe, mélange qui, dans une femme, ne me ſurprendra jamais. Je ne ſuis pas ſurpriſe non plus de la voir auſſi généralement regrettée qu'elle a été généralement mépriſée ou haïe. Les Français ſont les premiers hommes du monde pour tout: il eſt tout ſimple qu'ils le ſoient pour l'inconſéquence. In einem der folgenden Briefe v. 21. Oct. erhält Mariane folgenden Seitenhieb: Vous écrire plus ſouvent, me ſerait ſans doute une occupation bien douce, mais j'y perdrais auſſi le plaiſir de voir avec quelle prodigieuſe variété de tours élégans vous ſavez me reprocher la rareté de mes lettres, ſans que jamais les vôtres ſe reſſemblent. Auf ein zärtliches, aber mit Klagen

über seine Feinde und Verfolger angefülltes Billet v. 10. Febr. 1765 sagt Mariane ihre Meinung frey über seinen Kleinmuth und seine Schwachheit. Dieß nimmt er sehr übel und schreibt: Vous êtiez flatteuse durant ma prospérité. Vous devenez franche dans mes miseres: à quelque chose malheur est bon. J'aime la vérité, sans doute; mais si jamais j'ai le malheur d'avoir un ami dans l'état où je suis, et que je ne trouve aucune vérité consolante à lui dire, je mentirai. Nach mehreren Briefen von ihr und von einer andern Dame, die sich für sie verwendete, wird er doch wieder versöhnt und schreibt ihr den 11. Aug. in einem zärtlichen Tone: „Theure Mariane, Sie sind bekümmert, und ich bin entwaffnet; ich werde gerührt, wenn ich mir Ihre schönen Augen in Thränen denke. Ihre Thränen werden trocknen, aber meine Leiden werden nur mit meinem Leben enden. Möge dieß Sie bewegen Schonung für dieselben zu haben und nicht mehr mit meinen Fehlern zu rechten; denn Sie würden zu viel zu thun haben, und in meinem Alter ändert man sich in Nichts mehr. Die heftigen Verweise beleidigen mich, aber sie unterjochen mich nicht.“

Vor seiner Reise nach England im December kam er incognito nach Paris, ohne seiner Freundin seine Anwesenheit wissen zu lassen, welche doch längst gegen ihn aus ihrem Incognito getreten war, auch schon einmal eine Zusammen-

kunft

kunft mit ihm gehabt hatte. Sie macht ihm ſchriftliche Vorwürfe. Er antwortet kurz, daß er nicht Zeit habe, Beſuche zu machen. Endlich läßt ſie ſich bey ihm einführen und ſpricht ihn. Während ſeines Aufenthalts in England ſchrieb ſie etwas zu ſeiner Vertheidigung gegen die Verleumdungen, die auf ſeine Koſten verbreitet wurden. In den folgenden Jahren nach ſeiner Reiſe nach England ſtieg ſein Mißtrauen und ſein Menſchenhaß immer höher. Die Folgen davon trafen auch ſeine Mariane. Im J. 1770 kam er nach Paris, wo er ſich niederließ, ließ ihr aber nichts davon wiſſen und lehnte ihre Beſuche unhöflich ab. Sie kündigt ihm ihre Abſicht an, ihren Briefwechſel mit ihm drucken zu laſſen, und fragt, ob er es genehmige. Sie nimmt es nachher aber wieder zurück und erklärt, 14. April 1771, daß dieſes, ſo lange er und ſie lebe, nicht geſchehen werde. Bey dieſer Gelegenheit claſſificirt ſie S. 105. die Briefe, welche ſie von R. erhalten: De ces 55 lettres, il y en a 34 où vous êtes à mes pieds, 6 où vous me mettez ſous les vôtres, 9 où vous me traitez en ſimple connoiſſance, et 6 où vous vous livrez aux épanchemens de la plus intime amitié: vous m'y parlez de vos disgrâces, de vos affaires, de vos deſſeins, de votre fortune, de vos ennemis, et des gens qui vous entourent, avec une confiance qui m' impoſe des devoirs auſſi chers que ſacrés, et que je ne trahirai certainement jamais. Ce ſont ces

six lettres qui mettent un obstacle, que je voudrais qui fût éternel, à un projet que je n'aurais pas conçu, si je me les étais rappelées. Die sechs Briefe, von denen hier die Rede ist, müssen auch in dieser Sammlung unterdrückt worden seyn, in der wir bis zu dem Zeitpunkt, wo dieser Brief von Marianen geschrieben ist, nur 49 Briefe von R. an dieselbe zählen. Der argwöhnische R. ergriff die Aeußerung seiner Freundin, daß ihr Briefwechsel dereinst gedruckt werden sollte, um ihr zu erklären, daß er jeder Art von Verbindung mit ihr entsagen müsse, daß er ihren Charakter und ihre Verbindungen nicht kenne und also nicht wisse, ob sie nicht einen für ihn gefährlichen Gebrauch von seiner Freymüthigkeit und Offenherzigkeit machen könne. Sie antwortworte ihm kalt und kurz und nahm Abschied. Nun moderirte er seine vorige Erklärung, sagte, daß er nur für itzt und bis auf nähere Aufklärung abbreche und streute freundschaftliche Aeußerungen ein. Sie veranstaltete es einige Zeit hernach, daß sie ihn einmal wieder sah; doch erklärte er ihr nachher wieder schriftlich, daß es vor der Hand bey der Einstellung ihres Briefwechsels verbleibe. Sie schrieb noch einige mal; dann schweigt auch sie bis zum Jahre 1775. Sie lebte itzt getrennt von ihrem Gatten, de la Tour, wieder als Frau von Franqueville in Paris; sie meldet Rousseau ihre Wohnung; sie schreibt ihm noch zweymal im J. 75 und 76, aber er hört

nicht, er antwortet nicht mehr. Mit einer, troz aller erlittnen Kränkungen, nie versiegenden Freundschaft für R. schließt ihr letztes Billet v. 15. Nov. 76: Bien que vous me traitiez avec une indifférence assommante, jamais, non, jamais je n'en concevrai pour vous.

Wenn man aus diesen Briefen erfährt, welch ein vieljähriges vertrautes Verhältniß zwischen R. und der Frau v. Franqueville statt gefunden hat, so wird man sich wundern, daß ihrer gar nicht in Rs. Confessions gedacht wird. Wenigstens ist uns keine Stelle erinnerlich, in der ihrer ausdrücklich gedacht wäre, wiewohl sich vermuthen läßt, daß er sie da mit im Sinne hat, wo er (Confess. L. 11.) von dem Eindrucke spricht, den die Neue Heloise gemacht habe. „Die Frauenzimmer vorzüglich berauschten sich mit dem Buche und mit dem Verfasser; und dieß ging so weit, daß Wenige unter ihnen, selbst aus den hohen Ständen, mir würden widerstanden haben, wenn ich ihre Eroberung unternommen hätte. Hiervon habe ich Beweise, die ich nicht hinschreiben will, die aber, ohne daß ich nöthig gehabt hätte, die wirkliche Erfahrung zu machen, mich zu dieser Vermuthung berechtigen." Er sammelte die meisten Briefe, die ihm über sein Werk geschrieben wurden, und sagt, daß sie sich in den Händen der Frau von Nadaillac befinden.

Im zweyten Bd. S. 131 — 420. ſind die Briefe Rouſſeaus an du Peyrou enthalten, welche den Zeitraum vom J. 1764 bis 1771 umfaſſen. R. hat im zwölften Buche der Confeſſions von dieſem ſeinem Freunde mit Wärme und Achtung geſprochen. Er machte ſeine Bekanntſchaft in der Zeit (1764), da er ſich in der Gegend von Neufchatell, wo du Peyrou wohnte, aufhielt; er fand in ihm einen geraden, verſtändigen und redlichen Mann, der ihm in allen Umſtänden des Lebens treue Dienſte leiſtete, wie aus Rs. Briefen erhellt. Der Werth derſelben fürs Publicum iſt freylich von keiner großen Bedeutung, da ſich ihr Inhalt großentheils um Privatverhältniſſe beyder Männer herumdreht; indeß ſind auch ſie als Beyträge zur Charakteriſtik Rs. nicht zu überſehen; ſie ſprechen für ſein Gefühl, für ſeinen Sinn für Freundſchaft, aber ſie verrathen auch ſeine Launen, ſein barſches, abſtoßendes Weſen, den in den ſpätern Jahren ſeines Lebens zur fixen Idee gewordnen Glauben an eine Verſchwörung der Menſchen gegen ihn. Das letztre erhellet vorzüglich aus ſeinen in England geſchriebnen, Hume's angeblichen Hochverrath und Verſchwörung gegen R. betreffenden Briefen, mit welchen man die zwey merkwürdigen Briefe zuſammenhalten muß, die Hume ſelbſt in dieſer Angelegenheit geſchrieben hat (in Lettres originales de J. J. Rouſſeau à Mme de . . . .; à Mme de Luxembourg etc. Paris 1798). Wir begnügen uns

damit aus den Briefen an du Peyrou eine einzige Stelle (Monquin 31. März 1769. S. 385.) hier auszuheben: Je vois que vous êtes au point de ne pas même craindre le retour de la goûtte, comme une diverſion de la douleur du corps pour celle de l'ame. Cela m'apprend ou me confirme bien combien tous les ſyſtémes philoſophiques ſont faibles contre la douleur tant de l'un que de l'autre, et combien la nature eſt toujours la plus forte auſſitôt qu'elle fait ſentir ſon aiguillon. Il n'y a pas ſix mois que, pour m'armer contre ma faibleſſe, vous me ſouteniez que, hors les remords inconnus aux gens de votre espèce, les peines morales n'étaient rien, qu'il n'y avait de réel que le mal phyſique, et vous voilà, faible mortel auſſi que moi, appelant, pour ainſi dire, ce même mal phyſique à votre aide contre celui que vous ſouteniez ne pas exiſter. Mon cher hôte, revenons-en donc pour toujours, vous et moi, à cette maxime naturelle et ſimple de commencer par être toujours bien avec ſoi, puis, au ſurplus, de crier tout bonnement, et bien fort, quand on ſouffre, et de ſe taire quand on ne ſouffre plus. Car tel eſt l'inſtinct de la nature et le lot de l'être ſenſible. Faiſons comme les enfans et les ivrognes qui ne ſe caſſent jamais ni jambes ni bras quand ils tombent, parcequ' ils ne ſe roidiſſent

point pour ne pas tomber, et revenons à ma grande maxime de laiſſer aller le cours des choſes tant qu' il n'y a point de notre faute, et de ne jamais regimber contre la néceſſité.

V.

Alfred, an epic poem, in twenty-four Books - by Joseph Cottle. London, 1800. 454. S. 4to.

Ein episches Gedicht, das, wie eine zweyte Iliade, nicht weniger als vier und zwanzig Bücher füllt, ein Held voll Weisheit und Muth, dessen Jugend eine Kette romantischer Abentheuer war, die Kühnheit des Verfassers, der sich an einen Stoff wagt, welchen auch Milton zu bearbeiten Willens gewesen war, — alles dieses vereinigt sich, um Erwartungen zu erregen, die in uns wenigstens auf keine Weise befriedigt worden sind. Ehe wir indeß ein Urtheil fällen, wollen wir den Inhalt dieses weitläuftigen Gedichtes in einem gedrängten Auszuge angeben.

Die Dänen spielen den Meister in England. Ivar und Hubba, die Söhne Regner Lodbrogs, der von Ella, dem Könige von Northumberland, einem grausamen Tode überliefert worden, haben die Mißhandlungen ihres Vaters gerächt, und hoffen, in kurzem alle Sachsen zu Sklaven zu ma-

chen. Ivar ist nach Dänemark gereist, um Verstärkungen zu holen, und schon ist alles zur Abreise bereit, als er, auf den Rath seiner Schwester, beschließt, eine Zauberin über den Erfolg seines Unternehmens zu befragen. Umgeben von Sturm und Finsterniß fährt er nach ihrem Wohnplatze, nachdem er beyläufig einen Schiffer erschlagen hat, scheitert an einer Klippe, und wird von der Tochter der Zauberin endlich zu ihr geleitet. Man erwartete hier schon eine Höhle zu sehn

Where bats and screech-owls and the carrion-crow
Had their safe dwelling; ever flitting by,
Or sending sounds, reverberated far
O'er all the blach domain, that mode the light
Half conscious of obtrusion.

Von Schrecken zu Schrecken geleitet kömmt Ivar zu der Zauberin, die ihm seinen Tod weissagt, aber doch drey Fäden schenkt, die, in eine gefeyte Standarte gewebt, das Palladium des Heeres seyn sollen. Neue Schrecken begleiten ihn auf seiner Rückkehr, unter denen die Wunde des erschlagenen Schiffers der furchtbarste ist. Bey der Rückerinnerung an dieselben schwört er kein Blut zu vergießen, als im ehrlichen Kampfe:

Now, here I swear by my unconquer'd sword,
Never, from this good moment, in the isle
Where to I go, one soul to slag, but him
Who dares the battle, ond, in armour, bold
Opposes my dominion: I have borne

For one poor murder ſuch big punishments
And freezing dread. —

In dem zweyten Geſange führt uns der Dichter nach England, wo Alfred, muthlos und niedergeſchlagen, dem kleinen Reſte ſeiner Truppen den Entſchluß bekannt macht, ſich in der Einſamkeit zu verbergen, und, auf neue Plane ſinnend, den Zeitpunkt zu erwarten, wo Gott die Unthaten der Dänen ſtrafen werde. Vergebens bittet ihn Oddune, einer ſeiner vornehmſten und muthvollſten Häupter, um die Erlaubniß, ihn zu begleiten. Das Heer wird entlaſſen mit dem Rathe, ſich in Selwood zu verſchanzen, und Alfred tritt mit ſeiner Gattin Alswitha und ſeinem kleinen Knaben die Wanderung über die Heide an, wo er ſein einziges Brod mit einem unglücklichen Alten theilt, der auf der Reiſe zu ſeinem Sohne begriffen iſt. Die Wandernden kommen an die Abtey Glaſtonbury, wo Alfred ſeine Gemahlin und ſeinen Knaben läßt. Der Abſchied erinnert an den Abſchied Hektors und Andromachens, und wir zweifeln nicht, daß ihn der Vf. des Alfred vor Augen gehabt habe. Das Geſpräch iſt lang — bis zur Ermüdung. Hier mag die Anrede des Königes an den Knaben ſtehen, als Probe, wie der Vf. den Gedanken des alten Homer moderniſirt hat:

Mild infant! thou canſt lift thy hands in ſports,
And laugh unconſcious of the cares that preſſ
Thy wretched parents; but the hour will come

When theſe light dreams ſhall vanish; when thy heart
Shall ſink with in thee, and the paſſing clouds
Seem leagued againſt thy peace. Delighted child!
Go on to ſmile! ſtretch ont thy little arms
In nature's holiday, and chant thy ſong,
Untutor'd, heedleſſ of thy coming wrongs:
But they will ſoon o'ertake thee. Few and evil
Are mans appointed days, and ſuch indeed
Thy Sire has found them. May a double share
His, and thine own, have lain upon him! child!
Beloved child! il thou shouldſt never more
Behold theſe eyes, nor at a riper age.
Receive a Father's bleſſing, may high, Heav'n
Protect thee! God of heaven ad earth, loon down
And ſave my child! Alsvitha! now farwell!

Alfred ſetzt ſeine Reiſe über die Heide fort, und gelangt endlich, von Hunger entkräftet, auf der Inſel Ethelney an die Hütte einer Hirtin, die ihn, in der Abweſenheit ihres Mannes, zum Knecht annimmt. Das ungeſchickte Benehmen des Königs, der auf ganz andre Dinge als auf ſeinen Dienſt denkt, die Unzufriedenheit des Weibes und ihr Schelten, vorzüglich die berühmte Geſchichte von den verbrannten Pfannkuchen, werden hier ausführlich erzählt. Ceolric, Acca's Mann, nimmt bey ſeiner Rückkehr den edeln Fremdling in Schutz und erzählt, daß die Dänen Gloſtonbury zerſtört, alle Bewohner der Abtey getödtet und Oddune in dem Kaſtell von Kenwith eingeſchloſſen haben. Kurz darauf kömmt Siegbert, ehemaliger Abt von Wilton, der ſich nach

Zerstörung seines Klosters mit dem Schwerte begürtet und den Dänen ewigen Haß geschworen hat, mit Alfreds Knaben, den er auf der Heide in den Armen eines ermordeten Mönches gefunden hat, zu Ceolric's Hütte, und erkennt den König. Dieser theilt ihm seinen Entschluß mit, den Tod seiner Gattin an den Feinden zu rächen, und sendet Ceolric als Bothen an Oddune mit der Nachricht ab, daß er seine Einsamkeit verlassen und ihm zu Hülfe kommen wolle. Unterdessen trifft Siegbert, nachdem sich ihm der Tod der Königin durch neue Nachrichten bestätigt hat, ein verscheuchtes Weib unter den Ruinen eines Klosters an, das sich ihm nicht zu erkennen geben will, aber zu Alfred gebracht zu seyn verlangt. Es ist die Königin selbst. Unterwegens stoßen sie auf einen Trupp Dänen von Guthrum geführt, welcher Siegbert überwindet, aber ihm auf Alswithens Bitten das Leben schenkt. Ihre Rede ist als Probe der Tendenz des ganzen Gedichtes merkwürdig:

Pardon me, Chieftain, in thy face I see
Marks of no common character; there dwells
Greatneſſ, but ill-directed; valour, truth,
That might thy name exalt to hig heſt heaven,
And make thee, ad thou trulg oughſt to be,
A Friend-a Benefactor to thy race.
But thou haſt wander'd far! thy mind is dark!
Thou truſteſt in the Gods, who, like thyſelf,
Were once of flesh and blood; who wander'd far,

Deſtroying and deſtroy'd. Brave Chieftain! know,
There s one God al one, one Lord, who ſits
High in gon ſtarry vault, and with a thought,
Thro' Heaven, thro' earth all things directs. His name
No tongue hath dared declare. He is that God
Who call'd us into being, who ſupports
All life — Omnipotent — Sovenign ſupreme.
He with his voice of thunder, bids us learn
To leve each other, and to unow that all,
Theruler and the ruled, the rich and poor,
The prince and beggar! born in ſultry climes,
Or where eternal ſnows all nature hide,
His children are, and deſtined to partake
In future worlds, after viſe diſcipline,
His bounty. This Almighty God hath ſaid —
Thou ſhalt not murder! dove thine ennemies!
And, ſpare the vanquish'd! then, when life is o'er
To manſions where yon ſhining orb abides,
With all the brave and merciful, your ſouls
Shall live for ever. „Now, oh warrior, cheer
That fierce and deadly wrath, and dwell with thoſe,
High in yon heavens, who ſuffer'd and forgave.

Man wird nicht zweifeln, daß dieſe homiletiſche Beredſamkeit den rauhen Dänen beſiegt, der in der That ſein Schwert ſinken läßt, und, in wunderbarer Beſtürzung, den tödtlichen Streich nicht zu vollbringen vermag. Er entläßt Siegbert, um dem Könige eine drohende Bothſchaft zu bringen; aber Alswitha bittet vergeblich um ihre Freyheit. Als ſie ſich daher von Sieg-

bert trennen muß, gibt ſie ihm eine Perlenſchnur mit den Worten:

Stranger, tane this,
And if intimes, or near, or far remote,
Thou should'ſt addreſſ him, who remembers theſe,
Declare, She, who poſſeſſ'd them, nom endures
Sorrows and hard captivity; yet ſay,
She lov'd her husband — mourn'd her infant child —
Gone to his fathers! Tell him, J declared,
If e'er he ſaw me living, be should find
My heart ſtill pure, and if, far off, J died,
To pity one, who, with her lateſt breath,
Call'd on her husband, an from Heaven implored,
Bleſſings on him and his.

Unterdeſſen hat Alfred ſeine Einſamkeit verlaſſen und ſtößt auf einen Trupp ſeiner Unterthanen, welche Nachricht von Ivars Landung erhalten haben, und, da ſie verzweifeln, dieſer neuen Macht Widerſtand zu leiſten, nach Cambrien entfliehen wollen. Alfred ſpricht ihnen Muth zu, und zeigt ietzt, ohnerachtet ſich die äußern Umſtände für ihn ganz und gar nicht gebeſſert haben, ganz andre Geſinnungen, als bey ſeiner erſten Erſcheinung. Seine Rede begeiſtert die Schaar; ſie folgt ihm nach Selwood, wo die Sachſen, in der Mitte des Waldes, ein feſtes Caſtell errichtet haben. Die Freude des Heers bey der unerwarteten Rückkehr des geliebten Königs, der nur, ſo viel wir einſehn können, es gar nicht hätte verlaſſen ſollen — iſt außeror-

deutlich. Alle ſind zu ſtreiten bereit. Siegbert kömmt von ſeiner Wanderung zurück, erzählt ſeine Abentheuer, und die Perlenſchnur in ſeiner Hand beweißt dem Könige, daß ſeine Gemahlin noch lebt und in der Gewalt der Feinde iſt. Kurz darauf kömmt auch Ceolric an, und meldet, daß Oddune in Kenwith einen Sturm der Feinde zurückgeſchlagen habe, und auf Entſatz warte. Wir erfahren zugleich, daß die Schaaren der Sachſen, die im Anfange des Gedichts ſo dünn und zerſtreut vorgeſtellt wurden, in großer Anzahl herbeyſtrömen:

Ko thicker are the leaves amid this track
Bewildering, than appear the Saxon troops
Who round our caſtle throng. On every ſide
They crowd, and ſtill appear new companies
To hail their raiſen Monarchs.

Alfred beſchließt, ehe er Oddune zu Hülfe kömmt, die Flotte der Dänen zu verbrennen, führt dieſe Unternehmung glücklich aus, und iſt eben im Begriff, nach Kenwith zu ziehn, als Oddune mit ſeinem Heere herankömmt, das, von Hunger gezwungen, die Feſtung unbemerkt verlaſſen hat. Ivar vereinigt ſich mit ſeinem Bruder, der mit der Unterjochung der ganzen Inſel prahlt, und beyde Brüder machen ſich das Vergnügen, den Mörder ihres Vaters, Ella, der in Ivars Hände gefallen iſt, vor ihren Augen ſchinden zu laſſen. Auch der Leſer erhält ſeinen Antheil an die-

ſer Unterhaltung, und es iſt billig, daß wir auch dem unſrigen ein ſo charakteriſtiſches Stück nicht entziehn:

To the tree.
The wretched Ella now is bound! With joy,
And wielding their huge knives, two men approach,
An from the neck, downward, the long gash draw,
Then'neath the shoulder, either ſide, extend
The goar y weapen (den Adler) and, with ſtraining hand,
Rend the tough skin, till, o'er each elbow wide
The flaps ore ſpread! when to the gazing eye,
The red nerve qui vers!

Gleich darauf kömmt die Nachricht von der Verbrennung der Flotte in dem Lager der Dänen an, es wird beſchloſſen, die Götter durch ein Menſchenopfer zu verſühnen, und Hubba, von Guthrum beleidigt, beſtimmt ins Geheim die Gefangene deſſelben zum Schlachtopfer. Jetzt faßt Alfred den kühnen Entſchluß, als Harfner gekleidet, das Lager der Dänen auszukundſchaften, und es gelingt ihm, bey mancherley Gefahren und unter dem Scheine des Wahnſinns, ihnen Mitleiden einzuflößen. Während ſeines Aufenthaltes unter ihnen macht Hubba Anſtalt, ſeine tückiſche Rache auszuführen, und verlangt von Guthrum ſeine Gefangene, die dieſer verweigert, weil er ihr Leben zu ſchützen geſchworen habe. Zwar bemüht ſich die Streitenden auszuſöhnen,

und schlägt vor, den Harfner zu opfern. Hubba besteht auf seiner Forderung, setzt aber die Entscheidung bis zum Abend aus, wo die Gefangene der Berathschlagung selbst beywohnen muß. Schon ist ihr Tod beschlossen, schon wird das Opfer abgeführt, als sich Ivar seines Eides erinnert, keinen Feind zu tödten, der nicht Waffen getragen und in ehrlicher Fehde besiegt worden sey. Hubba und Guthrum versöhnen sich aufs neue, und ausgesandte Kundschafter der Dänen bringen die Nachricht, daß ein Heer von Sachsen mit Alfred an ihrer Spitze in Selwood verschanzt sey. Alfred verläßt das dänische Lager und kömmt glücklich zu den Seinen zurück. Beyde Heere rücken einander entgegen, und Alfred schickt, um noch einmal den Weg der Güte zu versuchen, einen Gesanden an die Feinde, der ihnen freyen Abzug versprechen soll, wenn sie das Land unverzüglich verlassen wollen. Dieser Antrag hat eine erbitterte Antwort zur Folge. Alfred rückt aus. Während dieser Zeit entsteht in dem dänischen Heere ein heftiger Zwist zwischen Ivar und Hubba, welcher nur mit Mühe beygelegt wird. Die Schlacht nimmt endlich ihren Anfang und fällt unglücklich für die Dänen aus. Beyde Brüder fallen. Der Sieger sendet Oddun an den Rest der Feinde, der sich mit Guthrum in eine Festung geworfen hat, bietet ihnen, wenn sie sich unterwerfen wollen, Verzeihung an, und verlangt seine noch immer uner-

kannte

kannte Gemahlin zurück. Guthrum verweigert das erstere, und gewährt die zweyte Bitte. Die beyden Gatten werden nach langer Trennung vereinigt, und Alswitha erklärt Hubba's hartnäckiges Bestehen auf ihrem Opfer aus einem mißlungenen Versuche auf ihre Tugend. Noch einmal wird Oddune an Guthrum mit einer Friedensbothschaft geschickt, die erst dann Eingang findet, als der beredte Gesandte dem zum Tode bereiten Dänen die Süßigkeit des Lebens und die Schrecknisse des Todes geschildert hat:

canst thou think un mow'd,
That this thy frame shortly beneath the ground
Will moulder slow? That these thy enmely limbs
Which now support the fabric, thou hast long
Pamper'd and call'd thusel, will soon supply
The earth-worm's banquit? Yields it not dismay —
No cruping in the flesh, to think that these
Soon must relax, and all which once was thee,
Sinx in the grave's long quiet?

Der alte Guthrum gesteht, hieran nie gedacht zu haben:

I newer yet have fear'd
Death in his fiercest garb; but through my mind
A secret dread now passes: these thy words
Have dimm'd my understanding, so unhing'd
For calm derision, and I sum to wish
Longer to live.

Er begleitet den Gesandten zu Alfred, noch immer mit geheimen Mißtrauen gegen die Versprechungen des Königs erfüllt, der ihm scheinbar erzürnt empfängt, und als jener, nicht ohne Bestürzung, in dem Könige den Harfner, in seiner Gemahlin die Gefangene erkannt hat, vollständige Verzeihung zugesteht. Guthrum wünscht nun in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen zu werden, deren Lehren ihm von Alswithen mitgetheilt worden sind. Jetzt wird er auch durch den Anblick seiner Tochter überrascht, die er für verloren geachtet hat, und Alswitha wird durch die Rückkehr ihres Kindes erfreut, das sie ebenfalls für todt gehalten hat. Die Dänen ergeben sich, und werden insgesammt getauft. Alfred dankt und lohnt denen, die ihm in seiner Bedrängniß beygestanden haben.

Was nun zuerst den technischen Theil dieses Gedichtes betrifft, so ergiebt sich schon aus der Inhaltsanzeige, daß er mangelhaft und keineswegs mit gründlichem Verstande geordnet sey. Das, was in der Geschichte selbst vollkommen zusammenhängend ist, ist in dem Epos durch Veränderung der Umstände und vorzüglich durch Verrückung der Chronologie lückenhaft und unwahrscheinlich geworden; ein Umstand, welcher hier um desto bedeutender erscheint, da der Zufall fast gänzlich aus der Handlung verbannt, und die Einsicht und Weisheit des Helden zu dem leitenden und ordnenden Motive der Begebenheiten erhoben worden ist. Nachdem die Sachsen, so

ſagt die Geſchichte, den Angriffen der Dänen eine zeitlang den muthigſten Widerſtand entgegengeſetzt hatten, erfahren ſie, daß ein neuer Schwarm angekommen iſt, eine wichtige Stadt beſetzt hat, und die ganze Gegend umher mit Feuer und Schwert verwüſte. Dieſe Nachricht ſetzt ſie in Verzweiflung, ſie glauben ſich von dem Himmel verlaſſen und den fremden Räubern Preiß gegeben. Mehrere unterwarfen ſich den Siegern; andre verließen ihr Vaterland, und Alfred bemühte ſich vergebens, ihren Muth aufzurichten, und ſie zu einem wiederholten Vertheidigungsverſuche anzufeuern. Als er ſich verlaſſen ſieht, vertauſcht er die Zeichen der königlichen Würde mit einer niedrigen Kleidung, und entzieht ſich in der Verborgenheit den Nachſpürungen des wüthenden Feindes. So bald er wahrnimmt, daß ſich dieſe vermindern, zieht er mehrere ſeiner Freunde und Anhänger zuſammen, verſchanzt ſich mit ihnen in der Mitte eines Moors, und thut von hier aus häufige Ausfälle auf die Dänen, welche nicht wußten, woher die Streiche kamen, welche hart und verderblich auf ſie fallen. Indem er auf dieſe Weiſe allmählig den Muth und die Hoffnungen ſeiner Unterthanen belebte, richtete Oddune, bey einem Ausfall aus Kenwith, eine große Niederlage unter den Dänen an, erſchlug ihren Anführer Hubba und erbeutete den bezauberten Raben, auf welchen die Dänen ein großes Vertrauen ſetzten. Jetzt ver-

ließ Alfred seinen Hinterhalt; aber ehe er neue Mannschaft zusammenzog, beschloß er, sich von der Lage der Dänen zu unterrichten, um dann einen entscheidenden Streich auszuführen. Dieß gelang ihm in der Verkleidung eines Harfners, die ihn in das Lager der Dänen einführte und zu den wichtigsten Entdeckungen behülflich war. Nun erst schickte er insgeheim Bothen an seine vornehmsten Unterthanen aus, die der unerträgliche Druck des feindlichen Joches zu neuen Unternehmungen geneigter gemacht hatte. In kurzem fand sich ein ansehnliches Heer bey Selwood ein, dem der Anblick eines geliebten Monarchen, welchen sie für todt gehalten hatten, neuen Muth einflößte. Alfred führte sie nach Eddington, wo die Dänen ein Lager hatten, dessen Stärke und Schwäche ihm bekannt war, und das er daher mit Vortheil angreifen konnte. Dieser Umstand und die Bestürzung der Dänen, welche hier ein Heer gleichsam aus der Erde aufsteigen sahen, verschaffte ihm einen leichten Sieg, durch welchen die Feinde zur Unterwerfung genöthigt und Alfred's Thron von neuem gegründet wurde.

Hier ist alles wohl verbunden, was in dem Gedichte ohne Zusammenhang steht. Alfred begibt sich in die Einsamkeit, nicht sowohl, um sich, als ein kluger Mann, drohenden Gefahren zu entziehn, sondern um auf neue Plane der Rettung für sein Volk zu sinnen; aber alles, was

er hier thut, ist, daß er Bogen schnitzt und die Pfannkuchen seiner Wirthin verbrennt. Als er sich, durch die Nachricht von dem Tode seiner Gattin entflammt, der Einsamkeit entreißt, findet er das wichtigste schon gethan; ein Heer versammelt, und, sobald es nur einen Führer an seiner Spitze hat, zum Schlagen bereit. Und was ist aus Alfreds Verkleidung und Aufenthalt in dem Lager der Dänen gemacht? Ein unnützes Abentheuer, das alle vorherigen Anstalten zu vernichten droht. Der Alfred der Geschichte hatte nichts zu verliehren; sein Unternehmen war eben so kühn als klug, und verdiente es von dem glücklichen Erfolge begleitet zu seyn; der Alfred des Gedichts ist seinem versammelten Heere für den Erfolg desselben verantwortlich. Daß er der Gefahr entkömmt, ist nicht sein Verdienst, und das was er an Kenntnissen! dafür einärntet, ist so unbedeutend, daß es auf den Ausgang der Begebenheiten nicht den mindesten Einfluß äußert.

Es ist nicht schwer zu entdecken, was den Vf. dieses Gedichts bewogen haben mag, den so natürlichen Zusammenhang der Geschichte zu zerstören; und es wäre leicht möglich, daß er sich zu dieser Zerstörung sogar Glück gewünscht hätte. Alles hat in dieser Epopöe eine dramatische Tendenz. Alles dreht sich um Einen Helden, der allein das Interesse auf sich ziehn und alles um sich her verdunkeln soll; alles be-

zieht sich auf Einen Punkt, die Vereinigung dieses Helden mit seiner Gemahlin. Dieses ist, der Sache nach, die erste Tendenz der Handlung; die Rettung des Vaterlandes ist es nur den Worten nach. Dieser Gesichtspunkt setzt alles ins Licht. Alfred muß sich in der Einsamkeit verbergen, um von seiner Gemahlin getrennt zu werden; er muß das Lager der Dänen besuchen, um sie zu sehn, und als Zeuge der Berathschlagungen über sie zu einer eben so peinlichen als schauderhaften Scene Veranlassung zu geben. Es kann seyn, daß wir irren; aber je näher wir die Anlage dieser Epope betrachten, desto wahrscheinlicher wird es uns, daß die erste Anlage auf ein Schauspiel gemacht war, dessen Haupttheile dem Leser auch noch jetzt ungesucht in die Hände fallen. So viel ist aus dem eignen Geständnisse des Vfs. gewiß, daß er die Absicht hatte, seinem Werke einen dramatischen Charakter zu geben; daß er es also für nothwendig hielt, einen Knoten zu schürzen; daß er eben deshalb den erzählenden Theil abkürzte und die Reden häufte; daß er sich auf eine kleine Anzahl von Personen beschränkte, und die hauptsächlichsten derselben im letzten Auftritte auf der Bühne zusammentreibt; daß er endlich durch eine Menge von Theaterstreichen und Ueberraschungen das Interesse zu vermehren sucht. Was aus dem Werke bey solchen Absichten werden konnte, das ist daraus geworden, ein Gedicht, das weder Drama noch Epopöe heißen

kann, am erſten aber noch einer Sammlung dramatiſcher Bruchſtücke gleicht. Epiſcher Geiſt iſt eben ſo wenig in dem Ton und Vortrag als in der Anlage ſichtbar.

Der Vf. ſcheint ſich etwas darauf zu wiſſen, daß er ſein Werk ohne Einhülfe überirrdiſcher Mächte zu Stande gebracht habe, welches man in einem zwiefachen Sinne verſtehen mag. „Wenn der Gebrauch dieſer Hülfsmittel, ſagt er unter andern, jemals einigen Vortheil gebracht hat, ſo iſt dieſer durch die allzu häufige Benutzung dieſer Mittel um ein Großes vermindert worden. — Die meiſten Epopöen, fährt er fort, ſtellen uns eine einförmige Mythologie, widerliche Schilderungen von Krieg und Schlachten, die Wirkſamkeit von Weſen, an deren Exiſtenz wir nicht glauben, und in manchen Fällen die ſchreyendſte Verletzung der Geſetze der Phyſik vor Augen. Bey aller Achtung gegen das Anſehn berühmter Werke, für welche das Publicum entſchieden hat, bedarf es immer noch einer genauern Unterſuchung, ob nicht jene Eigenthümlichkeiten oft als Auswüchſe betrachtet werden müßten, und ob nicht ſelbſt die ehrwürdigſten Produkte des Genies ihren vorzüglichſten Werth ihrer Annäherung an das Schöne in der Natur verdanken, welches Einfalt, Gefühl und Wahrheit in ſich begreift. — Wenn daher das Ausſchweifende und Wunderbare (the extravagant and miraculous)

in natürlichen Charakteren bisher ertragen worden ist, so kann man immer noch fragen, ob diese Toleranz nicht aus einem fehlerhaften Geschmack entsprungen ist. Die Zeit scheint sich zu nähern, wo die Grundsätze des poetischen Vergnügens sorgfältiger werden geprüft werden; wo das Herkömmliche von dem Wesentlichen gesondert und die Poesie von den Nebendingen entkleidet werden wird, die sie in den Augen der Philosophie nur allzu oft herabgewürdigt und dadurch ihren Nutzen beschränkt haben. Die unwandelbaren, unerschöpflichen und einzig wahren Quellen des Interesse sind unsere Gefühle und Leidenschaften. Bey dieser Ueberzeugung, bin ich mehr bemüht gewesen, einen Weg zum Herzen, als Systeme von Maschinen zu finden, oder auch auf den üppigsten Pfaden zu wandeln, wo die Wirkungen immer um so weniger ächt und dauerhaft sind, als sie sich von der Aehnlichkeit mit dem menschlichen Leben und menschlichen Sitten entfernen."

Ohne uns auf eine Prüfung dieses Raisonnements einzulassen, in welchem einiges Wahre mit vielem Falschen gemischt und dadurch fast unbrauchbar geworden ist, wollen wir nur bemerken, daß eben die Gründe, mit denen hier die Einführung übernatürlicher Wesen bestritten wird, gegen die ganze Poesie gerichtet werden können. Die Poesie soll aller-

dings den Beyfall der Philoſophen ſuchen, aber nicht derjenigen, die, mit prüfendem Kaltſinn, alles auf der Wage einer dürftigen Wahrheit und Möglichkeit wägt. Derjenige unter den Alten, welcher die Poeſie für philoſophiſcher erklärte, als die Geſchichte, kannte keine andern Epopöen, als ſolche, die auf der Grundlage des Wunderbaren ruhten; und es fiel ihm nicht ein, ſie von den Nebendingen entkleidet zu wünſchen, die ſie in den Augen des Philoſophen herabwürdigen ſollen. Aber aller dieſer Aberglaube beſchränkt doch den Nutzen der Poeſie. Wohlan, ſo wollen wir ihr nichts als Sylbenmaaß und Reim übrig laſſen, und den Dichtern aufgeben, zum Nutzen und Frommen der Tugend nichts als verſus memoriales zu fertigen.

In Gemäßheit dieſer Grundſätze geht durch das ganze Gedicht eine moraliſche Tendenz, die an ſich ſehr löblich, aber nicht im mindeſten poetiſch iſt. Die ganze Handlung iſt in Lehren der Moral und des Chriſtenthums gleichſam ertränkt; aber noch nicht zufrieden mit den zufälligen Veranlaſſungen, widmet der Vf. den ganzen XXIIIſten Geſang einer ausführlichen Theodicee, welche Alfreds Schutzgeiſte, der ihm im Traum erſcheint, in den Mund gelegt iſt; wo wir denn gelegentlich erfahren, daß ſelbſt die Schreckenserſcheinungen im erſten Geſange eine künſtliche Veranſtal-

tung der Vorsehung waren, um die ganze Begebenheit so zu lenken, wie sie sich in dem Gedichte wirklich ereignet. Etwas mehr Poesie in der Darstellung dieser Begebenheiten würde das Gemüth der Leser besser zu dem Göttlichen erhoben haben, als diese frostige Rechtfertigung der Wege des Himmels in einer Reihe von Ereignissen, die der Dichter angeordnet hat, und in denen er vor allen Dingen seine eignen Wege hätte rechtfertigen sollen.

In der Liebe Alfred's und Alswithens wollte der Dichter ein musterhaftes Verhältniß darstellen, und dadurch dem verderblichen Einflusse solcher Schriften entgegenarbeiten, in denen der Ehestand mit seinen Lasten und Leiden geschildert wird. In Alfred sollen wir das Bild eines großen Königes sehn: aber seine Größe ist mehr christlich als ästhetisch, und wird in dem Gedichte nicht mehr als in der Geschichte verstanden; ja, sie erscheint in dieser vollständiger und vielseitiger. Die Tugend der Mäßigung hat für sich betrachtet nichts heroisches; und die sie begleitende Kraft ist hier mit so schwachen und flüchtigen Strichen gezeichnet, daß sie fast gar nicht bemerkt wird. Was kann armseliger seyn, als daß Alfred bey jeder Handlung die Maximen derselben auskramt, und da, wo ihn der Instinkt der Größe treiben sollte, sich erst mit Betrachtungen

anſpornt. Auf der andern Seite zeigt kaum eine Leidenſchaft ihren erſten Keim, als ſchon eine moraliſche Betrachtung bey der Hand iſt, ſie bis auf die Wurzel auszurotten. Noch glücklich genug, daß wenigſtens die Liebe und Beſorgniß für die Königin einen Schimmer von Leidenſchaftlichkeit in die Handlung bringt.

Aus dieſen und mehrern Gründen ſind wir überzeugt, daß dieſes Gedicht nicht dazu beytragen wird, den geſunkenen Ruhm der engliſchen Poeſie wieder aufzurichten, die, nachdem ſie ſich der Schilderung einheimiſcher Gegenſtände gewidmet hat, mit brittiſcher Selbſtgenügſamkeit auf Lorbeern jenſeit des Meeres Verzicht gethan zu haben ſcheint.

VI.

Was bezeichnet Anteros?

In einer kleinen Abhandlung, die zur Erklärung einer Zeichnung geschrieben ist und vor dem vierten Band der A. L. Z. von diesem Jahre steht, nimmt Hr. Böttiger Veranlassung, die Ideen der Alterthumsforscher über den Anteros der Griechen, den man bisher für ein Symbol der Gegenliebe nahm, zu berichtigen. „Aus einer genauen Vergleichung der Stellen, die von diesem Anteros sprechen, geht, sagt er, deutlich hervor, daß die Alten unter ihm keinen befreundenden, Liebe mit Gegenliebe vergeltenden Genius, sondern einen rache-übenden, oder wenigstens kampflustigen Gegner des Eros zu denken gewohnt waren.“ Wir wollen die Stellen, auf die sich der genannte Gelehrte beruft, einzeln und in der Ordnung, wie er sie anführt, durchgehn.

Die erste, die er beybringt, steht bey Maximus Tyrius XXVI. 9. p. 28. Hier ist sie, wörtlich übersetzt: „Zu Lokri in Italien lebte ein schöner Jüngling, und blühten edle Gesetze, aber die

Liebhaber dachten unedel. Die Schönheit zwang sie zu lieben und das Gesetz verboth ihnen unedle Liebe. Hingerissen also von der Leidenschaft zum Unrecht und nicht vermögend, den Jüngling zu überreden, (denn er war tugendhaft,) endigten die Unglücklichen alle ihr Leben durch den Strick." Für den Satz, daß ungezügelte Leidenschaft sich selbst bestrafe, ist allerdings aus dem Geschichtchen eine Bestätigung zu gewinnen, für die Bedeutung des Anteros nicht die mindeste. — Die zweyte Stelle liefert Pausanias l. 30, 1. p. 118. „Vor dem Eingange in die Akademie zu Athen, so lautet sie, steht ein Altar des Eros und in der Stadt ein Altar des Anteros, der Sage nach, ein Weihgeschenk der Metöken. Meles nähmlich, ein Athenienser, verachtete einen Metöken Timagoras, von dem er zärtlich geliebt ward, und befahl ihm, auf den höchsten Fels zu steigen und von da sich herabzustürzen. Timagoras achtete sein Leben gar wenig, und gewohnt, den Befehlen seines Jünglings in allem nachzukommen, stürzte er sich herunter. Als aber Meles des Timagoras Leichnam erblickte, reute es ihn so schmerzlich, daß er von demselben Felsen herabsprang und sein Leben endigte. Hierauf setzten die Metöken fest, den Gott Anteros, den Verfolger des Timagoras, zu verehren." Was sagt die Stelle, unbefangen betrachtet? Daß, bey dem erschütternden Anblicke des zerschmetterten Liebhabers, Liebe, Mitleid und Reue in dem

Herzen des spröden Geliebten erwachen, daß diese Empfindungen ihn unaufhörlich peinigen, daß sie ihn endlich zum Selbstmorde leiten, und daß die athenienſischen Metöken, zum Andenken des Geschehenen, dem Anteros, dem Gotte, der des Grausamen Herz gerührt, ihn empfindlich gemacht hatte, einen Altar setzen. Wird Anteros darum, weil die Folgen, die er hervorbringt, unglücklich sind, ausschließend, ein rächender Genius, ein Plagegeist werden? So wenig, als Eros, dem die Alten unzählige Mahle dieselbe Wirkung beylegen, ohne daß er deshalb aufhört, der freundliche Gott der Liebe zu seyn? — Einen dritten Beweis soll abermahls Pauſanias VI. 23, 2. p. liefern. Aber hier steht kein Wort weiter, als: „In den Gymnaſien zu Elis befindet sich, außer mehrern Altären, auch ein Altar des Eros und des Gottes, den die Eleer, wie die Athenienſer, Anteros nennen.“ „Höchst wahrscheinlich, sagt H. B., bezog sich der Altar auf einen, dem Ereigniſſe zu Athen ähnlichen, Vorfall. Ja vielleicht besitzen wir die Sage selbst noch in dem 23. Idyll Theokrits.“ Was für Grund ist für die Vermuthung überhaupt vorhanden? was würde sie beweisen, wenn sie wirklich gegründet wäre? und wie kömmt Theokrit zu der Ehre, ein Zeugniß für Anteros, den Rächer, den Verfolger, abzulegen, da er schlechterdings nichts von Anteros weiß, sondern den Tod des gefühlloſen Gelieb-

ten mit dürren Worten und wiederholt dem Eros beymißt? — Als vierter Zeuge wird Ovid aufgeführt. „Der Deus ultor, heißt es, Metam. XIV. 750., ist gewiß nicht Venus.“ Das glauben wir gern: aber ist er deswegen der rächende Anteros? Kann es nicht eben so gut Eros selbst seyn? oder der Ausdruck die rächende Gottheit im Allgemeinen bezeichnen? Auf die, aus Plutarchs Amator. p. 766. d. beygebrachte, Parallele kann der Verfasser sich unmöglich im Ernst berufen. Alles übrige abgerechnet, so ist ja dort ebenfalls nicht vom Anteros, sondern vom Eros, des Stolzes Rächer, die Rede. — Einen fünften Beweis für seine Meinung entlehnt H. B. aus dem, in den Gymnasien der Alten aufgestellten, Bilde des Anteros. „Zwar ist er hier, dieß sind seine Worte, nicht der rächende Diener der Venus Rhamnusia, aber er ist doch immer im Kampf, im Gegensatz begriffen, widerstreitend, nicht wiederliebend. So entstand die Vorstellung des Eros und Anteros, die Pausanias (VI. 23, 4.) auf einem Marmor-Relief in einem Gymnasium zu Elis erblickte, das Malko hieß.“ Auf dem Marmorwerke *) war Eros abgebildet, in der Hand

*) Wir reden hier mit H. Böttiger, ohne jedoch an der Verbesserung und Erklärung, die er der Stelle des Pausanias giebt, Theil zu nehmen. Verdorben ist der griechische Text sicher, aber die

einen Palmenzweig, den ihn Anteros zu entwinden sucht. Wir möchten wohl wissen, was H. B. dem Erklärer antworten wollte, der hier keinen Widerstreit, sondern Kampf um Liebe sähe, mit andern Worten, der hier das Symbol zweyer Liebenden, deren Jeder für den stärker Liebenden gelten will, wahrnähme.

Ein Gegenbeweis, der aus einem griechischen Sinngedichte (Anal. Tom. III. ep. 267. p. 205.) geführt werden kann, wird also zurückgewiesen. „Der Epigrammatist hat die sinnreiche Gruppe, auf welche jenes Gedichtchen gemacht ist, nicht verstanden und auf Anfachung heftiger Liebesflammen im kalten Busen bezogen, was bloß die Bestrafung des übermüthigen Gottes vorstellte.“ Eine ernstere und gründlichere Abfertigung wäre der Epigrammatist schon werth gewesen.

Und die so allgemeine Vorstellung, daß Anteros nur Gegenliebe und erwiederte Zärtlichkeit bezeichne, — woher rührt sie? „Sie ist, wird geantwortet, völlig modern und kommt von der gewöhnlichen Erklärung der bekannten Stelle Ovids her, (Fastor. IV. 1.) wo Venus geminorum mater Amorum genannt und dieses Zwil-

Herstellung von der Hand der Kritik scheint noch zu erwarten.

Zwillingspaar Eros und Anteros genannt wird. Allein, dieß iſt in der alten Vorſtellungsart, die auch ſchon der Bildhauer Skopas befolgte, der Pothos und Himeros. Der wahre Anteros rächt und beſtreitet den Eros.“

Die Deutung des ovidiſchen Verſes iſt, wie Jeder ſieht, da ſie auf einer petitio principii ruht, durchaus willkührlich, und die Behauptung, Anteros, als Symbol der Gegenliebe, gehöre einzig den Modernen an, iſt es nicht weniger. Wie ἀντερᾶν, in der Verbindung mit verſchiedenen Nennfällen bald mutuo amore proſequi, bald rivalem eſſe heißt, ſo hat vielleicht auch Anteros, bey den Alten, die mit dem Begriffe Eros ſo vielfach ſpielten, beydes Gegenliebe und Feindſchaft aus und durch Liebe bezeichnet: aber ſchwerlich wird H. B. darthun, oder auch nur überwiegend wahrſcheinlich machen können, daß Anteros in der alten Kunſt einzig das Symbol der rächenden Liebe, und Eros und Pſyche das der Gegenliebe geweſen ſey. Wenigſtens ſprechen die bis itzt angezogenen Stellen mehr für die herkömmliche Meinung, die in Anteros den Begriff der Gegenliebe findet, als für die ſeinige.

Der Gegenſtand unſerer Unterſuchung iſt, wir geben es willig zu, geringfügig. Aber wer weiß es beſſer, als H. Böttiger, dieſer gründliche und geſchätzte Kenner des Alterthums, daß

im Gebiethe der alten Litteratur und Kunst nichts unbedeutend, und bescheidenes Zweifeln und vorsichtiges Prüfen hier mehr, als irgendwo, an ihrer Stelle sind.

VII.

Biographiſche Nachrichten.

Erasmus Darwin, der bekannte Verfaſſer einiger Gedichte und hiſtoriſchen Werke, war der vierte Sohn von Robert Darwin, und wurde d. 12. December 1731 zu Elſton in Nettinghamſhire gebohren. Seine erſte Erziehung erhielt er auf der Schule zu Cheſterfield, und trat hierauf mit zwey ſeiner ältern Brüder, in St. Johns Collegium zu Cambridge, wo er im J. 1755 die Würde eines Baccalaureus annahm. Schon damals zeichnete er ſich in den poetiſchen Uebungen aus. Zum Arzt beſtimmt, fing er ſeine Studien zu London an, und ſetzte ſie zu Edinburgh mit großem Eifer fort. Nach Endigung derſelben ließ er ſich zuerſt in Nottingham, dann in Lichfield nieder, wo er eine Reihe von Jahren hindurch mit glücklichem Erfolg und großem Beyfall prakticirte.

Im J. 1757 heyrathete er Miß Mary Howard, mit welcher er fünf Kinder hatte, die er zum Theil in ihrer Kindheit, zum Theil in der Blüthe ihrer Jahre verlohr. Im J. 1770 ſtarb ſeine Gattin, und kurz darauf fing er ſeine Zoono-

mie zu bearbeiten an, die er aber erſt im Jahr 1794 an das Licht ſtellte.

Im J. 1778 erhielt er die Pachtung eines mahleriſchen Grundſtücks in der Nähe von Lichfield, wo Sir John Flayer, ein berühmter Arzt im Anfang des vorigen Jahrhunderts, ein kaltes Bad in Gang gebracht hatte. Dieſer Ort wurde jetzt ſein Lieblingsaufenthalt. Er legte hier einen botaniſchen Garten an, und begann ſein Gedicht von der Liebe der Pflanzen, in welchem er die ländlichen Scenen ſeines Aufenthaltes geſchildert hat. Dieſes Gedicht macht den zweyten Theil ſeines botaniſchen Gartens aus, erſchien aber einige Zeit vor dem erſten.

Im J. 1780 wurde D. Darwin an das Krankenbett des Oberſten Sacheverel Pole zu Radbourne-Hall gerufen; der Kranke ſtarb, und einige Monate darauf heyrathete D. die Wittbe mit einem Witthum von 600 Pfund. Dieſe Heyrath zog eine Veränderung ſeines Wohnplatzes nach ſich. In den letzten Jahren ſeines Lebens wohnte er zu Bredwall-Priory, in der Nähe von Derby, wo er den 18ten April 1802 ſein Leben im ein und ſiebzigſten Jahre endigte. Er hinterließ ſechs Kinder von ſeiner zweyten Ehe, und zwey natürliche Töchter, für die er ſeine Abhandlung über weibliche Erziehung geſchrieben hat.

Große Gutmüthigkeit war ein Hauptzug in Darwins Charakter; er konnte nicht dem klein-

sten Thiere weh thun. Sein Aeußers war nicht einnehmend. Seine Züge waren plump, seine Aussprache bisweilen kaum verständlich, sein Anzug meistentheils vernachläßigt. Ein Anfall von Podagra veranlaßte ihn, frühzeitig dem Genuß starker Getränke zu entsagen, deren verderblichen Einfluß er auch in seinem botanischen Garten in einer allegorischen Auslegung der Fabel von Prometheus geschildert hat.

Als philosophischer Arzt, Oekonom und Dichter hat D. einen ausgebreiteten, obgleich keineswegs allgemein anerkannten Ruhm genossen. Sein System, welches sich stark zum Materialismus hinneigte, und in seinen poetischen und prosaischen Werken herrscht, war vielen anstößig; doch konnten ihm selbst seine Gegner Gelehrsamkeit und ausgezeichneten Scharfsinn nicht abstreiten. In seinen Gedichten herrscht ein großer Reichthum von Einbildungskraft, aber man wirft ihnen allzugroße Ueppigkeit der Sprache und Einförmigkeit der Versification vor. Dagegen besaß er in einem ausgezeichneten Grade das Talent, verwickelte und abstrakte Materien mit größter Deutlichkeit und Anschaulichkeit vorzutragen, wiewohl man auf der andern Seite gestehn muß, daß er die Gelegenheit, dieses Talent zu zeigen, vielleicht zu oft geflissentlich aufsuchte.

In den letzten Jahren seines Lebens arbeitete er ein neues didaktisches Gedicht aus, das

man bey ſeinem Tode ganz zum Druck eingerichtet fand, und das ſeitdem (1803) unter dem Titel: The Tempel of Nature, or the Origin of Society, ans Licht geſtellt worden iſt. Dieſes Gedicht iſt auf das allegoriſche Schauſpiel der eleuſiniſchen Myſterien gebaut, die, wie der Vf. glaubt, eine Beziehung auf die Philoſophie der Natur und die Entſtehung der bürgerlichen Geſellſchaft hatten; und handelt in vier Geſängen von der Production und Re-Production des Lebens, den Fortſchritten des Geiſtes und dem Urſprung der Geſellſchaft. Wir ſetzen den glänzenden Eingang dieſes Gedichtes hierher:

By firm, immutable, immortal laws
Impreſſ'd on nature by the Great First-Cauſe,
Sag, Muſe! how roſe from elemental ſtrife
Organic forms, and kindled into life;
How Love and Sympathy with potent charm
Warm the cold heart, the lifted hand disarm;
Allure with pleaſures, and alarm with pains,
And bind ſociety in golden ſcenes.

Four paſt evenful ages then recite,
And give the fifth, new-born of Time, to light;
The ſilken tiſue of their joys diſcloſe,
Swell with deep chords the murmur of their woes;
Their laws, their labours, and their loves proclaim,
And chant their virtues to the trump of Fame.

Immortal Love: who ere the morn of time,
On wings ouſtrech'd, o'er chaos hung ſublime;
Warm'd into Life the burſting egg of night,

And gave young Nature to admiring light! —
You, whoſe wide arms, in voft embraces hurl'd
Round the vaſt frame, connect the whirling world!
Whether immers'd in day, the ſun your throne,
You gird the planets in your ſilver zone;
Or, warm deſcending on en ethereal wing,
The Earth's cold boſom with the beams of ſpring;
Preſſ drop to drop, to atom atom bind,
Link ſex to ſex, or rivet mind To mind;
Attend my Song! — with roſy lips rehearſe,
And with youe polish'd arrows write my verſe! —
So ſhall my lines voft-rolling eyes engage,
And ſnow white fingers turn the volant page;
The ſmiles of Beauty all my toils repay,
And youths and virgins chant the living lay.

Bey allem Enthuſiasmus, mit welchem D. ſein philoſophiſches Syſtem in Verſen und Proſa predigte, geſtand er doch ohne Bedenken ein, daß der Wunſch reich zu werden, der herrſchende Gegenſtand ſeiner literariſchen Beſtrebungen ſey. Doch war er gegen den Ruhm nicht unempfindlich, und dieſe Leidenſchaft wuchs in den letzten Jahren ſeines Lebens ſo ſehr, der Weyhrauch des Lobes war ihm ſo ſüß geworden, daß Schmeicheley der ſicherſte Weg wurde, ſeine Gunſt zu erlangen.

VIII.

Englische Litteratur.

The Satires of Juvenal by William Rhodes. Oxford 1801. 378. S. 8vo. Die ziemlich ausführliche Vorrede enthält einige Bemerkungen über den Charakter Juvenals und den Weg, welchen der Ueberſetzer einſchlagen zu müſſen glaubte. Es iſt ganz in der Ordnung, daß er ſeinen Autor mit Vorliebe beurtheilt; aber es zeigt eben keine ſonderliche Tiefe der Beurtheilungskraft, wenn er ihn, ſeiner hochtönenden Declamationen wegen, über Horaz erhebt, und den letztern anklagt, die Laſter mit zu ſanfter Hand berührt oder wohl gar dazu aufgemuntert zu haben. Noch weiter wird die Ungerechtigkeit in einer Anmerkung zur X. Sat. getrieben, wo H. a diſſolute Epicurean heißt, der in verführeriſchen Tönen die Freuden der Liebe und des Müſſiggangs, des Weines und Schlafes und alle Nachſicht gegen ſich ſelbſt empfehle, welche die verkehrten Grundſätze Epikurs an die Hand gäben. Wir wollen nicht mit dem Vf. über ſein Gefühl ſtreiten, welches nur da eine ſittliche Denkungsart finden zu können ſcheint, wo die Aus-

ſprüche der Moral ihm laut und vernehmlich entgegenſchallen; aber ſo viel glauben wir mit Recht behaupten zu können, daß der Beruf über Werke des Geſchmacks zu urtheilen, durch ſolche Aeußerungen mehr als verdächtig gemacht wird. Durch die obſcönen Stellen ſeines Schützlings ſieht er ſich indeß ein wenig ins Gedränge gebracht; doch will er auf keine Weiſe zugeben, daß er, wie manche behauptet, an den Schilderungen der Ueppigkeit Vergnügen gefunden habe. Wie man das nimmt. Freylich nicht das Vergnügen eines Wüſtlings, aber das eines Declamators, für den das Schlimmſte das Beſte, das Grellſte das Intereſſanteſte war. Was Gibbon über jene Beſchuldigung ſagt, that the decided ſternneſſ ad firmneſſ of his character is ſufficient to ſhield him from cenſures of this kind; and that the wutches who could be guilty of ſuch abominations, ought not to find in the exceſſ of their baſenell a ſecurity againſt expoſition — iſt mehr witzig, als wahr. Eine Menge von Stellen zeigen hinlänglich, daß J. die rohe Energie in der Bezeichnung gewiſſer Nichtswürdigkeiten, und die abſichtliche Wahl ſcurriler Ausdrücke als einen rhetoriſchen Kunſtgriff gebraucht habe.

Was nun die Ueberſetzung ſelbſt betrifft, ſo ging die Abſicht des Vfs., ſeiner eignen Verſicherung zu Folge, dahin, dem engliſchen Leſer ſo viel als möglich eine angemeſſene Idee von

dem Original zu verschaffen. Ich habe mir deshalb, setzt er hinzu, einige Freyheiten genommen, die einer Uebersetzung vielleicht das Ansehen einer Nachahmung geben. Indeß wenn nur der Autor getreu dargestellt wird, so liegt wenig daran, wie man die Darstellung nennt; und wenn man sich nur nicht von dem Sinne entfernt, so ist die Arbeit desto besser, jemehr sie den Schein der Originalität hat. Denn gewiß kann in einer poetischen Composition nichts mißfälliger seyn, als eine förmliche und steife Anhänglichkeit an die Worte, die Manier und die Redensarten des Originals." Diesem Grundsatz zu Folge hat er nicht nur, wie von selbst zu erwarten stand, die schlüpfrigen Stellen des Originals entweder vermieden, oder ihnen eine andere Wendung gegeben; sondern auch, wie er sich ausdrückt, dem römischen Dichter durch einen Anachronismus einen Blick in die Zukunft geliehen, und ihn so sprechen lassen, wie er, seiner Meynung nach, jetzt, nicht bloß zu einem modernen, sondern zu einem englischen Leser sprechen würde. „Ich habe ihn demnach, setzt er hinzu, nicht bloß übersetzt, sondern gewissermaaßen modernisirt und sogar nationalisirt;" und er giebt zu verstehn, daß er seinen Autor durch Vertauschung des Alten mit dem Neuen keinen geringen Dienst erzeugt habe. Gleich der Anfang der ersten Satire kann zeigen, wie Mr. Rh. diesen Grundsatz angewendet habe:

Muſt I a hearer ever only be?
Howe'er provok'd, shan't I put in my plea?
To whining ſonnets and to weeping plays,
With paſſive tameneſſ shall I yield my days?
Thro' good Prince Arthur, and Creation run,
And Blackmore pitch againſt a ſummer's ſun?

Weiter unten treten an der Stelle des Deucalion und der Pyrrha (1. B. 81.) die erſten Eltern und Noah auf:

Since our firſt parents of the duſt were fram'd,
And being naked, yet were not asham'd;
Since father Noah went into his ark,
Conſulting doves when he should diſembark.

Die Sportula wird B. 95. mit einer Suppenaustheilung vertauſcht, und unter dem Gedränge ein wretched Jacobin ausgezeichnet. Jeden Augenblick wirft uns der Vf. aus Rom nach London, von der Via Appia und Flaminia in die Weſtminſter-Abtey und St. Pauls-Kirche u. d. g. Mehrere Stellen ſind, ſinnreich genug, durchaus umgeſtaltet, z. B. Sat. VI. 155.

Grandia tolluntur cruſtallina, maxima rurſus
Myrrhina, deinde adamas notiſſimus, et Beronices
In digito factus pretioſior: hunc dedit olim
Barbarus inceſtae —

Then is the variegated porc'lain ſought,
From diſtant China, or from Dresden brought
The diamond rich, or necklace of La Motte,

Which from a royal throat its value got,
Brought from Judaeor —

und weiter hin die Schilderung gräziſirender Weiber V. 184. f.

Some faults are ſmall, but an not very rare,
Nor ſuch as husbands eaſily can bear
They think ne beauty in them can abide,
Unleſſ disguſtingly they' re frenchified;
Unleſſ Miſſ Bull diſtort her ſimple face,
With all the airs of Madame Frog's grimace.
All's done in French; but it would be as well,
If their own English they would learn to ſpell.
This is the language of their hopes and fears,
When joy elates them, and when anger tears:
This does the ſecrets of their mind diſcloſe;
Then in French faſhion'd beds they muſt repoſe.

Die VIII. Sat. iſt faſt durchaus traveſtirt und auf neuere Sitten übergetragen, und wie in der 1ſten Adam und Eva auftreten, ſo wird hier das Blut des heil. Januarius zum Vorſchein gebracht. In andern, wo der Stoff eine Accommodation auf moderne Zeiten nicht ſo leicht darbot, miſcht ſich oft das Alte mit dem Neuen auf eine widerliche Weiſe. Möge nie dieſe Art, die Alten zu überſetzen, bey uns Eingang finden! — Die unter den Text geſetzten Anmerkungen enthalten bisweilen die nothwendigen Erläuterungen, bisweilen Parallel-Stellen, deren Zweckmäßigkeit an dieſer Stelle man nicht immer einſieht. In dieſen Anmerkungen iſt mehr geſuchter Witz und

Höhnerey als ächte Gelehrſamkeit. Von jenem eine Probe S. 276. „Obſerve his (Horace's) effeminacy, in not being able to bear a winter in the ſouth of Staty without migration; but in ſpring, if he is permitted. „Si concedes, cum hirundine prima“ he will come. Maecenas muſt have bien capable of ſwallowing any thing, if tu could ſwallow this without making the application.“ Dieſe ganze Note beſpöttelt eine der ſchönſten Epiſteln Horazens von einem Ende bis zum andern. In eben derſelben heißt es: „Mr. Gibbon, following, I ſuppoſe, as was uſual with him, french authorities, places the two upon a level, by ſaying they were both „fils d'affranchis“ But the more received and approved opinion is, that Horace was „petits fils d'affranchi.“ Nichts iſt unrichtiger. Das was Mr. R. als die allgemeinere Meinung billigt, gründet ſich auf eine falſche Erklärung des Wortes libertinus, die heut zu Tage hinlänglich widerlegt iſt.

The Satires of Decimus Junius Juvenalis, translated into English Verſe. By William Gifford Esq. With notes and illuſtrations. 1802. 553. S. 4to. Der Verf. dieſer Ueberſetzung hat derſelben einige Nachrichten über ſein eignes Leben, ein Leben Juvenals und einen Verſuch über die römiſchen Satyriker vorgeſetzt. - Man glaubt gemeiniglich, daß J.

in seinem achtzigsten Jahre von Domitian, unter dem Scheine einer Ehrenbezeugung, nach Aegypten relegirt worden sey und dort seine Satyren geschrieben habe. Diese schon von Salmasius und Dodwell bestrittene Behauptung wird hier von neuem untersucht und verworfen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Gedichte, in denen das Feuer und die Kraft der Jugend glüht, in einem hohen Alter geschrieben waren. Die Ordnung, in welcher J. seine Satyren verfertigt haben mag, ist nicht bekannt und dürfte auch so leicht nicht auszumitteln seyn; G. vermuthet indeß, daß die achte die frühste von allen, und die 2, 3, 5, 6 und 7te, vielleicht auch die dreyzehnte unter Domitians Regierung geschrieben sey. Mit der eilften könnte er vielleicht seine poetische Laufbahn beschlossen haben. — In dem Versuche über die römischen Satyriker folgt der Vf. hauptsächlich, ohne Anspruch auf eigne, neue Untersuchungen, Dusaulx und Ruperti, deren Verdienste er dankbar anerkennt. Daß er selbst, bey der Vergleichung der drey Satyriker, dem Juvenal, in einigen Rücksichten wenigstens, den Vorzug ertheilt, darf uns nicht Wunder nehmen: Juvenal, heißt es hier unter andern, like Persius, professes to follow Lucilius; but what was in one a simple attempt, is in the other a real imitation of his manner. Fluent and witty as Horace, grave and sublime as Persius, of a more decided character

than the former, better acquainted with mankind than the latter, he did not confine himſelf tho the mode of regulating an intercourſe with the gread, or tho abſtract disquiſitions on the nature of ſcholaſtic liberty; but disregarding the claims of a vain urbanity, and fixing all his ſoul on the eternal diſtinctions of moral good and evil, he laboured with a magnificence of language peculiar to himſelf, to ſet forth the loveineſſ of virtue, and the deformity and horror of vice, in full and perfect display. — Die Ueberſetzung ſelbſt möchte, trotz einiger Mängel, immer die gelungenſte von allen ſeyn, welche England aufzuweiſen hat. Sie iſt nicht ohne Kraft und Würde, obſchon, wie man nicht anders erwarten durfte, weitläuftiger als das Original, das, um verſtanden zu werden, eine Art von Paraphraſe nöthig machte. Dagegen hat ſie in ihrer Leichtigkeit und Anmuth oft das Anſehn eines Originals. Wir ſetzen einige Proben hierher. Der Anfang der Rede des Umbricius, der unwillig das entartete Rom verläßt, (III. Sat. 21 — 32.) lautet hier, wie folgt:

Umbricius here his ſullen ſilence broke,
And turn'd en Rome, indignant as he ſpoke!
Since Virtue droops, he cried, without regard,
And honeſt toil ſcarce hopes a poor reward;
Since every morrow ſees my means decay,
And ſtill makes leſſ the little of to-day;
I haſten there, where, all his labours paſt,

The flying artiſt found repoſe at laſt;
While ſomething yet of health and ſtrength remains,
While yet my ſteps no bending ſtaff ſuſtains,
While few grey hairs upon my head are ſeen,
And my old age is vigorous ſtill and green;
Here let me bid my native voil farewell —
There may Arturius and his colleague dwell;
Unblushing villains, who in truth's deſpite,
Can white to black trans form an black to white,
Build tempels, furniſh funerals, auctions hold,
Farm Livers, ports and ſcour the drains for gold.

Die ſchöne und kräftige Stelle, in welcher J. die Eitelkeit des Ruhms aus Hannibals Beyſpiel erläutert (X. 146 — 167.), hat der Ueberſ. ſo übertragen:

Produce the urn that Hannibal contains,
And weigh the mighty duſt that yet remains,
And is this all! Yet this was once the bold,
The aſpiring chief whom Afric could not hold,
Afric, out ſtretch'd from where the Atlantic roars,
To Nilus; from the Line to Lybia's shores!
Spain conquer'd, o'er the Pyrenees he bounds;
Nature oppos'd her everlaſting mounds,
Her Alps and ſnows: through theſe he burſt his way,
And Italy already owns his oway —
Still thundering on — „think nothing done" he cries,
Till low in duſt our haughty rival liev;
Till through her ſmoaking ſtreets I lead my powers,
And plant my ſtandard on her hated towers!"

Big

Big words! But view his figure, view his face:
O, for ſonn maſter-hand the chief to trace,
As through the Etrurian ſwamps by rain increas'd,
Spoil'd of an eye he flounc'd on his Getulian beaſt!

But what enſued, illuſivè glory! ſay? —
Subdued on Zama's memorable day,
He flies in exile to a foreign ſtate,
With headlong haſte; and, at a despot's gate
Sits wond'rous ſuppliant! of his fate in doubt,
'Till the Bithynian's morning nap be out.

Juſt to his fame, what death has Heav'n aſſign'd
This great controller of all human kind?
Did hoſtile armies give the fatal wound,
Or mountains preſs him, otruggling, to the ground?
No; three ſmall drops, within a ring conceal'd,
Aveng'd the blood he pour'd on Canna's field!
Go, madmann, go! the paths of fame purſue,
Climb other Alps, and other ralms ſubdue,
To pleaſe the rhetoricians, and become,
A Declamation for the boys of Rome!

In der That, man kann in gereimten Verſen nicht treuer, und bey ſo vieler Treue nicht fließender und gefälliger überſetzen. Nicht minder ſchön iſt der Schluß dieſer Satyre (V. 346.):

Say then, muſt man, depriv'd all power of choice,
Ne'er raiſe to Heav'n the ſupplicating voice?
Not ſo; but to the Gods his fortunes truſt;

Their thoughts are wiſe, their diſpenſations juſt.
What beſt may profit or delight they know,
And real good for fancied bliſſ beſtow;
With eyes of pity they our frailties ſcan;
More dear to them, than to himſelf is man.
By blind deſire, by headlong paſſion driven,
For wife and heirs we daily weary Heaven;
Yet ſtill 'tis Heaven's prerogative to know,
If heirs or wife, will bring us bliſſ or woe.

But that thou may'ſt (for ſtill 'tis good to prove
Thy humble hope) ask ſomething from above;
Thy pious offerings to the tempels bear,
And, while the altars blaze, be this thy prayer:

O Thou, whoo ſee'ſt the wants of human kind,
Grant me all heath of body, heath of mind;
A ſoul prepar'd to meet the frowns of fate,
And look undaunted en a future ſtate:
That reckons death a bleſſing, yet can bear
Exiſtence nobly, with its weight of care;
That anger and deſire alike reſtrains,
And counts Alcides 'toils and cruel pains,
Superior to the feaſts, the wanton ſport,
And morbid ſoftneſſ of the Aſſyrian court.

This, thou to give thyſelf may'ſt well ſuffice: —
The only path to peace through virtue lies.
O Fortune, Fortune! All thy boaſted powers
Would ſhrink to nothing, were but prudence ours:
But man, fond man, exalts thee to the ſpheres,
An clothes thee in the attributes he fears.

Der Text iſt mit Anmerkungen begleitet, deren ein Dichter wie J. nicht entbehren kann.

Einige enthalten ausführliche Unterſuchungen über die dunkeln Stellen deſſelben. Im Ganzen zeigen ſie eine gründliche Gelehrſamkeit, geſunde Beurtheilungskraft und richtigen Geſchmack.

A Poetical Introduction to the ſtudy of Botany, by Frances Arabella Rowden. London 1801. 8vo. Eine Reihe von Beſchreibungen der merkwürdigſten Blumen und Pflanzen in zierlichen, nicht ſelten mit Schmuck überladenen Verſen. Dem Citrus ſind unter andern folgende Zeilen gewidmet:

Citrus. Citron.

Polyadelphia. Iſoſandria.

In beauty blooming and in artleſs grace,
The fragrant Citra rears her glitt'ring race;
The pale-eyed Lima, lofty and auſtere,
Checks her gay-ſuitors with a tone ſevere.
With milder charms along the fertile glade
Glows bright aurantia with a deeper ſhade;
Rears her tall head in vegetable pride,
And bends her loaded boughs on ev'ry ſide,
Theſe juicy ſtores To foreign skies unfold,
In cluſters thick, like pendent drops of gold.

So the fair fruit in Eden's garden shone
In Nature's morn, ere Death and Sin were known.
When blushing Eve along the tuneful grove
Breath'd the ſweet ſtrains of Innocence and Love,
Her pleaſures pures her boſom free from care;
Her ſoul as ſpotleſs as her form was fair;

Till tempted by the fatal tree, she ſaw,
She pluck'd its fruit, and broke the Almighty's law.
Ah! by this deed what knowledge was reveal'd?
To know that ſin, till now, had been conceal'd;
To learn the ſentence of her ſad disgrace,
A mother punish'd in her future race:
To change for Sorrow's night gay Pleaſure's morn,
And feel the curſe of ages yet unborn.
O'erwhelm'd with shame she bow'd before her God,
Wept her offence, and left her pure abode.
The op'ning bloſſoms drank the tears she shed,
In pity griev'd, and droop'd their dewy head.
Still mourn'd her courſe, like theirs ſo ſwiftly run,
And weep at dawn of day and ſetting ſun.

Der poetiſchen Beſchreibung einer jeden Blume iſt eine techniſche beygefügt. An der Spitze des Ganzen ſteht eine kurze Abhandlung über die Struktur und die Eintheilung der Pflanzen. Wenn dieſes Werk auch nicht eben als eine vorzügliche Bereicherung der poetiſchen Litteratur angeſehn werden kann, ſo wird es doch von den Freunden der Botanik nicht ohne Vergnügen geleſen werden, und vielleicht ſelbſt dazu beytragen, dieſer Wiſſenſchaft einige Liebhaber mehr zu verſchaffen.

The Works of Salomon Gesner translated from the German. With ſome account of his Life and Writings. Lond. 1802.

3 Volumes 8vo. Dieſes iſt die erſte vollſtändige Ueberſetzung der Werke des auch in England ſehr beliebten und geachteten Geßner. Sie iſt leicht und zierlich, ſo daß ſie ſeinem Ruhme keinen Nachtheil bringen wird. Der erſte Theil enthält, außer dem Leben des Dichters, welchem Hottingers Biographie zum Grunde zu liegen ſcheint, den Tod Abels und den Brief über die Landſchaftmahlerey; der zweyte die Idyllen, den erſten Schiffer und einige andere Kleinigkeiten; der dritte, Daphnis, Evander und Alcimna, Eraſt, die Sündfluth und den Wunſch. Dieſe Ueberſetzung iſt mit einigen zierlichen Kupfern und dem Bildniſſe des Autors geſchmückt.

The Life and poſthumous Writings of William Cowper Esq. With an Introductory Letter to the Right Hon. Earl Cowper. By William Hayley Esq. Lond. 1803. 2 Vol. 4to. Der bekannte Biograph und Vertheidiger Milton's liefert hier das Leben eines edeln Freundes. Man darf ſich nicht wundern, daß ein Mann, den der Charakter eines längſtverſtorbenen ſo lebhaft anſpornte, noch lebhafter durch das Andenken eines Freundes fortgeriſſen wurde, und daher manchmal aus dem Tone des Biographen in den Ton des begeiſterten Lobredners verfiel. Wir wollen hier die vorzüglichſten Umſtände von Cowper's Leben anführen, das in dem Werke ſelbſt häufig durch

Briefe und Gedichte auf eine angenehme Weise unterbrochen wird. William Cowper war gebohren d. 26. Nov. 1731. zu Great-Berkhamstead in Hertfortsshire, wo sein Vater, der zweyte Sohn eines Friedensrichters, Pfarrer war. Schon als Knabe zeigte er einen entschiedenen Hang zur Furchtsamkeit und Melancholie. Er besuchte die Westminsterschule, und in seinem 18ten Jahre das Haus eines Rechtsgelehrten. Aber seine Neigung stimmte nicht mit diesem Geschäfte überein, und seine natürliche Furchtsamkeit erlaubte ihm nie irgend ein öffentliches Geschäft auszuführen. Als er in seinem 31sten Jahr zum lesenden Sekretär (reading clerk) und Sekretär der Privat-Comiteen im Oberhause ernannt wurde, verfolgte ihn ohn' Unterlaß der Gedanke, etwas öffentlich lesen zu müssen. Seine Freunde verschafften ihm daher die Stelle eines Sekretairs of the Journals im Oberhause, welche seine persönliche Gegenwart in der Versammlung nicht nothwendig machte. Indeß wurde doch verlangt, daß er an den Schranken erscheinen und sein Amt öffentlich antreten sollte, und schon dieser Umstand erfüllte sein Gemüth mit einem unbesieglichen Schrecken. Als seine Freunde kamen, um ihn in das Parlament abzuholen, fanden sie seinen Geist so zerrüttet, daß sie allen ihren Hofnungen und Wünschen entsagen mußten. Sechs Monate brachte nun C. in einer tiefen Schwermuth zu, die endlich im J. 1764

durch die Kunst eines geschickten Arztes allmählig gehoben wurde. Nach seiner Wiederherstellung im J. 1765 begab er sich nach Huntington, wo er die Bekanntschaft einer Mrs. Urwin machte, welche die treue Frundin und Begleiterin seines Lebens wurde. Er wohnte mit ihr seit 1767 zu Olney in Bucks, und genoß daselbst des freundschaftlichen Umgangs eines interessanten Geistlichen, Mr. Newton. Von dieser Zeit an heiterte sich sein Gemüth allmählig auf, und er widmete seine besten Stunden der Poesie, die vieles zur Beförderung seiner Gesundheit beytrug. The Progress of Error war das erste Gedicht, das er öffentlich bekannt machte. Eine neue Periode in Cowpers Leben machte seine Bekanntschaft mit Mylady Austen, der Wittwe von Sir Robert Austen Bart, an welche mehrere seiner Gedichte gerichtet sind. Ihr verdankt das Publicum die launige Pallade John Gilpin, und C. Meisterstück The Task, dessen Entstehung der Biograph auf folgende Weise erzählt: Lady Austen, als eine große Verehrerin von Milton, war dem reimlosen Vers vorzüglich geneigt, und lag ihrem poetischen Freunde an, seine Kräfte in einem Gedichte dieser Art zu versuchen. Er versprach ihr, diesen Wunsch zu erfüllen, wenn sie ihm einen Gegenstand angeben wollte — „O, antwortete sie, ein Gegenstand kann ihnen nicht fehlen; Sie können über alles schreiben. — Schreiben Sie über diesen Sopha!“ Der Dichter folgte ihrem

Verlangen, und aus einem beseelten Gespräch entstand ein Gedicht von mehrern tausend Versen, das in Rücksicht auf seine Entstehung und Vortrefflichkeit vielleicht seines Gleichen nicht hat. Die zärtliche Freundschaft mit L. A. wurde durch Eifersucht gestört, und eine nahe Verwande, Lady Hesketh, ersetzte ihren Verlust. Diese Freundschaft wurde, wie es scheint, zuerst durch die Herausgabe des zweyten Theils von Cowper's Gedichten geknüpft, der im J. 1795 erschien. Im J. 1796 verlohr er seine älteste Freundin, Mrs. Unwin, deren er, unter dem Nahmen Mary, öfters in seinen Gedichten erwähnt. Er selbst folgte ihr den 25sten April 1800 nach, nachdem er seine Uebersetzung des Homers vollendet und in einem rührenden Gedichte, The Castaway, von der Muse Abschied genommen hatte. Der Vf. dieser Biographie war in den letzten Jahren C. vertrauter Freund; ihre beyderseitige Achtung für Milton und vorzüglich das Projekt einer Ausgabe dieses Dichters, welche C. besorgen sollte, knüpfte das Band, welches die nähere Bekanntschaft immer fester zog. Ueber ihre erste Zusammenkunft drückt sich H. auf folgende Weise aus: „Mein ein und sechzig jähriger Wirth schien von allen Schwächen des Alters so frey, als die Freundschaft nur wünschen konnte; und seine etwas ältere Gefährtin, die ein Alter von zwey und siebzig Jahren nicht sonderlich zu drücken schien, zeigte eine wohlwollen-

de Munterkeit des Charakters, welche die längere Dauer ihres häuslichen Glücks zu verſprechen ſchien. Die Art, wie ſie mich aufnahmen, war die Güte ſelbſt. — Ich ſah mit Entzücken, daß C. Betragen und Unterhaltung ſeiner Art zu dichten glich, und ſo wie dieſe durch ungeſuchte Zierlichkeit und die Grazien des Wohlwollens bezauberte. Mit zärtlicher Ehrfurcht und Freude betrachtete ich ſeine Freundin, die ihr Leben und Glück dem Dienſte eines zarten und erhabenen Geiſtes gewidmet und ihn, mehrere Jahre des trübſten Unglücks hindurch, mit mütterlicher Aufmerkſamkeit gehütet hatte, und jetzt den verdienten Lohn ihrer edeln Freundſchaft in der Betrachtung der Geſundheit und der Ehre eines Mannes zu genießen ſchien, deſſen Erhaltung ihr Glück und ihr Ruhm war.“ — Ein Anhang zu dieſem Werke enthält einige Original-Gedichte, Ueberſetzungen von griechiſchen Epigrammen; Stellen aus Homer und Virgil; ein lateiniſches Gedicht Montes Glaciales betitelt, lateiniſche Ueberſetzungen von Gays Fabeln, und einige andre Kleinigkeiten. Wir ſetzen ein Gedicht ſeiner ſpätern Zeiten an Mrs. Unwin hierher, in welchem ein zartes Gefühl von Dankbarkeit und Liebe ſpricht:

The twentieth year is well nigh paſt,
Since firſt our sky was over-caſt,
Ah would that this might be the laſt!
My Mary!

Thy ſpirits have a fainter flow,
I ſee thee daily weaker grow —
Twas my diſtreſſ that brought thee low,
My Mary!

Thy needles, once a shining ſtore,
For my ſake reſtleſſ heretofore;
Now ruſt diſuſed, and shine no more,
My Mary!

For though thou gladly vouldſt fulfil
The ſame kind office for me ſtill,
Thy ſight now ſeconds not thy will,
My Mary!

But well thou play'dſt the Houſewife's part;
And all thy threads with magie art,
Have wound themſelves about this heart,
My Mary!

Thy indiſtinct expreſſions ſeem
Like language utter'd in a dream;
Yet me they charm, whate'er the theme,
My Mary!

Thy ſilver locks, once auburn bright,
Are ſtill more lowely in my ſight
Than golden beams of orient light,
My Mary!

For could I view nor them nor thee,
What ſight worth ſeeing could I ſee?
The ſun would riſe in vain for me,
My Mary!

Partakers of thy ſad decline,
Thy hand their little force reſign;
Yet gently preſt, preſſ gently mine,
My Mary!

Such feebleneſſ of limbs thou prov'ſt
That now, at every ſtep thou mov'ſt
Uphold by two, yet ſtill thou lov'ſt
My Mary!

And ſtill to love, though preſt with ill;
In wintry age to feel no chill,
With me, is to be lovely ſtill,
My Mary!

But ah! by conſtant heed J know,
How oft the ſadneſſ that J ſhow,
Transforms thy ſmiles To looks of woe,
My Mary!

And ſhould my future lot be caſt
With much reſemblance of the paſt,
Thy worn-out heart will break at laſt,
My Mary!

Poems by Mrs. John Hunter. London 1802. 12. 122 S. Eine Sammlung von Gedichten, die mehr die Frucht der Beleſenheit und eines gebildeten Geſchmackes als einer wahrhaft poetiſchen Begeiſterung ſind. Nur wenige zeichnen ſich durch Eigenthümlichkeit des Gedankens aus, und weder die Compoſition noch die Sprache iſt fehlerfrey.

Ths Triumph of Poeſy. A Poem, by J. Hubbard. 4to. 1803. Das viel umfaſſende Thema iſt nur ſehr unvollſtändig, obgleich nicht ohne Geiſt und Geſchmack ausgeführt. Der Vf. erwähnt nur eine kleine Anzahl ausgezeichneter griechiſcher, lateiniſcher und engliſcher Dich-

ter; die Spanier und Italiener werden ganz übergangen, auch das Drama hat keinen Platz gefunden. Am weitläuftigſten charakteriſirt er die engliſchen Dichter; aber auch unter dieſen finden ſich manche berühmte Nahmen nicht. Wir heben einige Stanzen aus ſeiner Schilderung von Milton aus:

Born on the expanſion of his wing ſublime,
He ſees the angelic legions rush to war!
Sees Michael flaming through th'ethereal clime,
And Satan towering in his ſun-bright car!
Sees in mid heaven, the fiery conflict riſe,
Permitted To decide the empire of the ſkies!

Wide ſtreaming with celeſtial glory bright,
The advacing Enſign of Meſſiah flames!
He comes terrific in paternal might!
Afar, his coming, power divine proclaims!
Wrapp'd in red wrath he ſhakes the empyreal poles,
And dreadful, heard remote, the muſtering thunder rolls!

Full on his foes obdurate, fierce he drives
The rapid fury of his burning wheels;
In every orb inſtinctive ſpirit lives,
And cound its fiery indignation deals;
The rendering lightnings glare above, bel ow,
And in their hearts infix the avenging ſhafts of woe.

Confounded, flying from his waſteful ire,
Headlong the plunge into the dark profound —
Hell gawns beneath — and ſoon their vaults of fire,

And adamantine bars, encloſe them round —
Dire ſeats of infinite deſpair! that lie
Far from the dawn of hope and day's refulgent eye.

Poems on various Subjects by Thomas Dermody. 1802. 8vo. Produkte einer lebhaften, oft ausſchweifenden Phantaſie. Der Vf. iſt ein Nachahmer der alten engliſchen Dichter, deren Härten in Sprache und Compoſition er häufig angenommen hat. Die kleinern Gedichte ſind unbedeutend, die ſcherzhaften platt.

The Miscellaneous Works of Oliver Goldſmith, a new edition in four Volumes. To whichis prefixed an account of his diſe and Writings. 1802. 8vo. Dieſes iſt die erſte vollſtändige Sammlung der vermiſchten Werke des auch in Deutſchland durch ſeinen Landpfarrer und einige Komödien ſo beliebten Goldſmith. Der erſte Band enthält den Vicar of Wakefield, und einen mehr anmuthigen als gründlichen Aufſatz: On the preſent State of polite Learning; der zweyte, die Gedichte, unter denen ſich The Traveller und The deſerted Village auszeichnen, nebſt den Komödien; der dritte, Letters from Citizen of the world; der vierte einige Vorreden, die Lebensbeſchreibungen von Parnel und Bolingbroke, acht Stücke einer Wochenſchrift, The Bee betitelt, und die Eſſays. Die Lebensbeſchreibung von G., welche

diese Sammlung begleitet, enthält eine Menge interessanter Notizen, so wie sie überhaupt die erste, aus authentischen Nachrichten gesammelte Biographie dieses merkwürdigen Mannes ist. Wir wollen einige der wichtigsten Punkte ausheben:

Oliver war von seiner frühen Jugend an, sehr verschieden von andern Kindern, besondern Launen unterworfen, meistentheils ernsthaft und zurückhaltend, aber sehr angenehm, wenn er vergnügt war. Er gab frühzeitig Zeichen von Geist, welche Aufmerksamkeit erregten, und er hatte kaum leserlich schreiben gelernt, als er eine Menge Verse niederschrieb, die er immer wieder verbrannte. Aber trotz seiner Neigung für Lektüre war sein Vater, der in sehr beschränkten Umständen lebte, und eine große Familie zu erziehen hatte, doch nicht geneigt, ihn studieren zu lassen, bis ihn ein zufälliges Ereigniß entschied. In einer großen Gesellschaft von jungen Leuten beyderley Geschlechts, die in dem Hause seines Onkels versammelt waren, wurde Oliver, damals ein Knabe von neun Jahren, ersucht, einen englischen Bauerntanz zu tanzen, wozu ein junger Mensch auf der Violine spielte. Oliver hatte kurz vorher die Pocken gehabt, war durch diese Krankheit entstellt und überhaupt klein und dick; dieß veranlaßte den Musiker, ihn mit dem tanzenden Aesop zu vergleichen, und da er immer wieder auf diesen Scherz zurückkam, stand Oliver plötzlich still und rief aus:

Our herald has proclaim'd this saying,
See Aeſop dancing, and his monkey playigg.

Dieſe unerwartete Antwort machte ſo vieles Glück, daß man von dieſem Augenblick an beſchloß, ihn auf die Univerſität zu ſchicken, und einige ſeiner Verwandten erboten ſich, den Aufwand beſtreiten zu helfen. — Eine von Goldſmiths kleinen Schulreiſen veranlaßte ein Mißverſtändniß, das er nachher in den Miſtakes of a night benutzte, indem er nach dem beſten Hauſe in dem Orte fragte, und in ein Privathaus gewieſen wurde, das er für einen Gaſthof anſah. Er entzweyte ſich auf der Schule mit ſeinem Tutor, führte eine Zeitlang eine umherſchweifende Lebensart, und ward Hofmeiſter in einem Privathauſe. Dieſes verließ er eines Tages mit dreyßig Pfund in ſeinem Beutel und einem guten Pferde. Sechs Wochen war er abweſend und ſeine Freunde glaubten, daß er das Königreich verlaſſen habe, als er plötzlich, ohne einen Heller Geld und auf einem kleinen, elenden Pferde zu ſeiner Mutter zurückkehrte. Als er von ſeinen Abentheuern Rechenſchaft geben ſollte, erzählte er, er ſey in Cork geweſen, habe dort ſein Pferd verkauft und mit dem gelößten Gelde ſeine Ueberfahrt nach Amerika bezahlt. Da der Wind drey Wochen lang widrig war, ſtrich G. in der Gegend umher, um alle Merkwürdigkeiten zu beſehen, und da er zufälliger Weiſe mit einigen ſei-

ner Freunde eine Partie auf's Land gemacht hatte, trat günstiger Wind ein, und das Schiff ging ohne ihn ab. Er blieb hierauf in Cork, bis er nur noch zwey Guineen übrig hatte, kaufte sich ein schlechtes Pferd, um darauf nach seiner Heimath zurückzukehren, und da ihm zu einer Reise von hundert und zwanzig Meilen nur eine einzige Krone übrig geblieben war, beschloß er unterwegs einen geliebten Freund zu besuchen, der in der Nähe von Cork wohnte, und ihn auf das dringendste eingeladen hatte, einen Sommer in seinem Hause zuzubringen. In Hofnung auf die Unterstützung, die er hier erhalten würde, gab er die Hälfte seines Vermögens einem armen Weibe, die ihn auf der Straße für sich und ihre acht hülflosen Kinder um Beystand anflehte.

G. fand seinen Freund als Reconvalescenten von einer ernsthaften Krankheit in Schlafrock und Pantoffeln, aber höchst vergnügt, einen so theuern Freund in seinem Hause zu sehen. Oliver, entzückt über diesen Empfang, glaubte das Ende seiner Noth gefunden zu haben, und da sein Wirth in ihn drang, ihm die angenehme Veranlassung seiner Reise zu erzählen, verschwieg er ihm nicht den geringsten Umstand von seinen Abentheuern und seiner gegenwärtigen Hülflosigkeit. Das melancholische Schweigen, mit welchem seine Erzählung angehört wurde, sah er für ein günstiges Zeichen des zärtlichsten Mitleidens

dens an, und die tiefen Seufzer seines Freundes, welcher in Gedanken auf und ab ging und sich die Hände rieb, richteten ihn bey seiner traurigen Geschichte auf. Endlich bemerkte sein Freund ziemlich trocken, daß er in seinem jetzigen kränklichen Zustand nicht wohl Gesellschaft haben könnte; daß er keine Lebensmittel für eine gesunde Person in seinem Hause habe, und sich mit einer magern Krankenkost und Milchspeisen behelfen müßte; hieran könne Hr. G., wenn es ihm gefällig wäre, Theil nehmen, aber er fürchtete, es würde sobald noch nicht aufgetragen werden können. Dieß waren traurige Nachrichten für einen hungrigen Reisenden, der den ganzen Tag gefastet hatte; aber was war zu thun? er mußte warten; und um sechs Uhr erschien endlich eine alte Magd, die eine kleine Schaale mit Sago für ihren Herrn und einen Napf mit saurer Milch und ein Stück schwarzes Brod für seinen Gast auftrug. Diese Mahlzeit war bald gehalten; der Wirth entfernte sich unter dem Vorwande, sich zeitig zu Bett legen zu müssen, und der arme Oliver blieb seinen eignen Betrachtungen überlassen.

Als G. den folgenden Morgen mit seinem Wirth über seine unglückliche Lage zu Rathe ging, rieth ihm dieser, ohne Zeitverlust nach Hause zurück zu eilen. G. wagte es, ihn um ein Anlehn von einer Guinee zu bitten, um sich und sein Pferd unterwegs erhalten zu können. Hier er-

mahnte ihn sein Wirth mit großer Feyerlichkeit, sich vor Schuldenmachen zu hüten, und versicherte, daß er sich während seiner Krankheit ganz ausgegeben habe. Aber, mein theurer Freund, setzte er hinzu, sie können ihr Pferd verkaufen; daraus werden sie soviel lösen, als sie brauchen, und ich will ihnen ein anderes zu ihrer Reise geben. G. nahm dieses Anerbieten mit Dankbarkeit an; als er aber seinen Freund bat, ihm das Pferd zu zeigen, zog dieser einen Dornenstock unter dem Bette hervor. Bey diesem Anblick gerieth G. außer sich, daß er im Begriff war, dieses Geschenk an dem Geber zu versuchen, als ein lautes Anschlagen an die Thüre einen Besuch meldete. Es war ein Herr aus der Nachbarschaft von einnehmendem Wesen, dem unser Reisender, als ob nichts vorgefallen wäre, als der geistreiche junge Freund vorgestellt wurde, dessen er so oft mit den größten Lobsprüchen gegen ihn Erwähnung gethan hätte."

Im J. 1752 ging G. nach Edinburgh, um Arzneikunst zu studiren; aber auch hier blieb er seinem excentrischen Leben getreu. Die Abentheuer seiner Reisen auf dem festen Lande sind aus dem Vicar of Wakefield bekannt, wo er sich unter dem Nahmen von George geschildert hat. Nach mannigfaltiger Noth ließ er sich als Arzt zu London nieder, wo er wieder Noth litt. Er schrieb, corrigirte, und seine schriftstellerischen

Arbeiten reichten kaum für den täglichen Unterhalt hin. Endlich gelang es ihm, durch seine Komödien und den Vicar of Wakefield aus der Dunkelheit hervor zu treten. Viele Schriftsteller bewarben sich jetzt um Vorreden und Einleitungen von ihm, und es begegnete ihm oft, das loben zu müssen, was er in andern Verhältnissen getadelt haben würde. Indessen haben alle diese Arbeiten schriftstellerischen Werth und bestätigen Johnson's Urtheil, daß er immer das am besten zu thun scheine, was er eben thue. Die vortreffliche Einleitung zu Brooks System of natural History (1763.) verleitete die Buchhändler, ihn zur Ausführung seiner Ideen in einem größern Werke zu veranlassen, was er in der History of the earth and animated Nature that. Dieses Werk ist voll von Irrthümern und Mängeln, aber zierlich geschrieben. Als er damit beschäftigt war, sagte Johnson: Er schreibt jetzt eine Naturgeschichte und will sie so unterhaltend machen, wie eine morgenländische Erzählung.

Poems by Francis Wrangham. London 1795. 12. Ohnerachtet des auf dem Titel angegebenen Jahres ist diese Sammlung doch erst vor Kurzem öffentlich ausgegeben worden. Ein Theil derselben ist in früher Jugend geschrieben, um, wie der Verf. sagt, jugendlichen Gefühlen Luft zu machen:

E certo ogni mio ſtudio in quel tempo era
Pur di ſ of ogare il doloroſo core,
In qualche modo, non d'acquiſtar fama.

Die vorzüglichſten Stücke dieſer Sammlung ſind zwey größere Gedichte, von denen das eine The Reſtoration of the Jews einen Preis zu Cambridge gewann, das zweyte aber The Deſtruction of Babylon ohne Erfolg concurrirte. Indeſſen iſt auch dieſes Gedicht voll poetiſchen Lebens und Kraft in den Beſchreibungen. Der Dichter ſchildert die ehemalige Herrlichkeit der zerſtörten Stadt:

Now yield thoſe Gods, whom proſtrate realms ador'd:
Though Gods, unequal to a mortal ſword!
In awleſſ ſtate the unworſhipp'd idols ſtand,
An tempt with ſacred gold the plunderers hand.
— — — — — — —
Vocal no more with pleaſure's ſprightly lay
Her fretted roofs ſhall Babylon display;
No more her Nymphs in graceful band ſhall join,
Or trace with flitting ſtep the mazy line;
But here ſhall Fancy heave the penſive ſigh,
And moral drops ſhall gather in her eye;
As 'mid her day dreams diſtant ages riſe,
Glowing with nature's many-colour'd dies;
Reſouund the rattling car, th'innumerous feet,
And all the tumult of the breathing ſtreet;
The murmur of the buſy, idle throng;
The flow of converſe and the charm of ſong: —
Starting ſhe wakes, and weeps as naught ſhe ſees
Save trackleſſ marſhes and entangled trees:

As naught ſhe hears, ſave where the deathful brake
Ruſtling betrays the terrors of the ſnake;
Save, of the caſual traveller afraid,
Where the owl ſcreaming ſeeks a dunner ſhade;
Save where, as over th' unſteadfaſt fen ſhe roves,
The hollov bittern ſhakes th' encircling groves.

Gegen das Ende wendet er ſich mit einer pathetiſchen Anrede an ſein Vaterland, und hält ihm das Beyſpiel von Babylon vor:

And thou, Auguſta, hear in this thy day;
For once, like thee, loſt Babylon was gay:
With thee wealth's taint has ſciz'd the vital part,
As once with her, and gangrenes at the heart.
Profuſion, Avarice, flying hand in hand,
Scatter prolific poiſon's over the land;
The teeming land with noxious life grows warm,
And reptile miſchiefs on its ſurface ſwarm: —
Like hers, or deaf or faithleſſ to the vow
Of honeſt paſſion are thy daughters now:
With well-feign'd flame th'obedient maidens wed,
If wealth or birth adorn the venal bed;
Then ere a ſecond moon, more fix'd than they,
With changing beam the jointur'd brides ſurvey —
Madly they fly where appetite inſpiros,
Dart the unhallow'd glance and burn with real fires.
Thy ſons like hers, a fickle fluttering train,
Th'illuſtrious honours of their name profane;
Stake half a province on the doubtful die,
And mark the fatal caſt without a ſigh:

Their heavier hours the intemperate bowl beguiles,
Wakes the dull blood and lights laſcivious ſmiles;
Then in the ſtews they court impure embrace,
Drink deep diſeaſe and mar the future race.

Dieſe Sammlung enthält auch einige lateiniſche Gedichte.

An Eſſay on War, in blank verſe; Honington Green a Ballad: the Culprit, an Elegy, and other poems on various ſubjects, by Nathaniel Bloomfield. London, 1803. 12mo. Der Vf. dieſer Gedichte iſt ein älterer Bruder des Vfs. des Farmer's Bog, Robert Bloomfield, von deſſen Lebensumſtänden und Werken in dieſer Bibliothek Nachricht gegeben worden iſt. Die Geſchichte des Vfs. dieſer Sammlung iſt kurz. Er wurde nach dem Tode ſeines Vaters zu einem Schneider in die Lehre gethan; begab ſich nach Vollendung ſeiner Lehrjahre nach London, und weil er hier in den Sommermonaten wenig Arbeit fand, ging er während dieſer Zeit nach Arbeit auf das Land. Hier lernte er ſeine jetzige Frau kennen, deren Mutter einen kleinen Kram hatte. Ihr iſt eines der intereſſanteſten Gedichte dieſer Sammlung gewidmet, das zur Probe hier ſtehen mag:

Love's Triumph.

Doth poverty create the fears
That o'er your love their ſhadows fling? —

The ſilence of theſe falling tears
Confeſſes all the truth I ſing.

O! Mary, let not empty ſhew,
Let not the pride of gaudy dreſſ,
Thus cloud thy morn of life with woe,
And blight its future happineſſ.

Truſt the monition Baldwin gave,
Our future bliſſ it's truth ſhall prove,
Life's cares the lovers who dare brave,
Shall find their rich reward in love:

Baldwin, the hoary headed bard,
I ſtill conſult when cares annoy:
He own'd for me a fond regard,
And calls me ſtill his darling boy.

His mind is fraught with ſpoils of time;
He's wiſe and good, tho' known to few:
He gave me this advice in rhyme,
And here I'll read the ſong to you:

„Though envious age affects to deem thee boy,
Loſe not one day, one hour of proferr'd bliſſ;
„In youth graſp every unoffending joy,
And wing'd with rapture ſnatch the bridal kiſſ.

„Let not this chief of bleſſings be deferr'd,
Till you your humble fortunes can improve;
None's poor but he, by ſordid fears deterr'd,
Who dares not claim the matchleſſ wealth of love.

„Virtue can make moſt rich thy little ſtore;
Virtue can make moſt bright thy lowly ſtate:

Murmur not then that virtuous thou art poor,
White proſperous vice can make men rich and great.

„The bad man may, his every ſenſe to pleaſe,
Each ſoft indulging luxury employ:
The plenitude of elegance and eaſe
He may poſſeſs, but never can enjoy.

„No - though his goods, and flocus, and herds abound
His wide demeſne to fair profuſion grown;
Though proud his lofty manſion looks around,
On hills, and fields, and foreſts all his own:

„Tho' this may tempt thee, murmuring to complain,
With conſcience clear, and life void of offence,
Verily then, I've cleans'd my heart in vain;
In vain have waſhed my hands in innocence.

„Yet, couldſt thou cloſely mark the envied man,
See how deſires ungovern'd mar his peace;
Or had'ſt thou power his inward mind to ſean,
How ſoon in pity would thy envy ceaſe!

„The active life of labour gives no room
To that dull ſpleen the indolent endure;
Generous cares diſpel our mental gloom,
And induſtry is Melancholy's cure.

„Repine not then, that low thy lot is caſt;
Health gives to life or high or low it's Zeſt;
'Tis appetite that ſeaſons our repaſt,
And wearineſs ſtill finds the ſofteſt reſt.

„For all thy bleſſings thankfulneſſ to wake,
Think of leſſ cultur'd lands, leſſ peaceful times;
Our coarſeſt fare, when ſparingly we take,
'Tis luxury, compar' d with other climes.

„Think of the poor Greenlanders diſmal caves,
Where through their long, long night the buried lie;
Or the more wretched lands where hapleſſ ſlaves
Hopeleſſly toil beneath the fervid ſky.

„In Britain-bleſt with peace and competence,
Rich Fortune's favours would impart no more: —
Heavens bleſſings equal happineſſ diſpenſe;
Believe my words, for I am old and poor.

„Many who drudge in Labour's rougheſt ways,
By whom life's ſimpleſt, lowlieſt walks are trod
Happily love, to honor'd length of days,
Bleſſing kind nature, and kind nature's God."

What think you, is ſage Baldwin right?
Should ſpring-tide love endure delay?
And ſhall our bliſſ be ſeal'd ere night?
Say, lovely Mary, ſoftly ſay?

Why ſtarts my love? — why riſe to go?
Will Mary then my ſuit deny?
Sweet is the ſmile that answers, No!
By heav'n there's rapture in the eye!

Der Beyfall, welchen die Gedichte seines Bruders erhielten, munterten ihn zuerst auf, ein größeres Werk auszuarbeiten, und dieß ist sein Essay on War, der, einige matte Stellen abgerechnet, von Kraft und Fertigkeit zeigt. Indessen gelingen ihm gereimte Verse besser, und er ist überhaupt mehr auf dem Gebiete des Anmuthigen und Rührenden, als des Großen und Erhabnen einheimisch.

Original poems and translations, particularly ambra from Lorenzo de' Medicis. Chiefly by Susanna Watts. 1802. 8vo. Das größte und vorzüglichste Gedicht dieser Sammlung ist die Uebersetzung der Ambra, einer Allegorie im Geschmack Ovids, welche Roscoe in seinem Leben von Lorenzo Medicis zuerst bekannt gemacht hat. Dieses Gedicht, das als Allegorie manche in die Augen fallende Fehler hat, glänzt durch den Reichthum seiner Sprache, und diese Schönheit hat ihm die Uebersetzerin zu erhalten gewußt. Eines der besten Sonnette dieses Fürsten hat sie auf folgende Weise übertragen:

Full oft my mind recalls, with tender care,
And memory ever shall preserve the trace,
The vest that wrapt her form, the time, the place,
When first I gaz'd, enraptur'd, on my fair.
How then she look'd, thou, Love, art well aware,
For by her side thou kep'st with faithful pace;

Her beauty, virtue, gentleneſſ, and grace,
No fancy can depict, no tongue declare:

O'er her white robe herſhining treſſes fell;
So ſun-beams ſporting on the Alpine heights.
Spread o'er the ſnow in many a golden ray;

But eh! the time, the place, I ſpare to tell;
'Tis Paradiſe where'er her foot alights,
And whe her beauties ſhine abroad, 'tis day.

Unter den originalen Gedichten zeichnet ſich folgendes ſcherzhafte Lob auf den Reim von einem Freunde der Ueberſetzerin aus:

Rhymes in Praiſe of Rhyme.
By a Gentleman.

Though we muſt own, poetic diction
Too oft delights to deal in fiction;
Yet this is certain, honeſt rhyme
Will tell plain truth at any time,
And in one word will oft ſay more,
Than the beſt proſe could in a ſcore.
A few plain caſes we will ſtate,
To free this matter from debate.

Mark you yon glutton at a feaſt?
And what ſays rhyme? he calls him-beaſt;
See you yon drunkards ſwilling wine?
Rhyme in a moment names them ſwine.
Where Flavia not content with four,
Adds a fifth husband to her ſtore
Rhyme thinks a word, but ſpeaks no more,
What wants that ſenator who bluſters,

And all his tropes and figures muſters,
Againſt the man who rules the ſteerage?
Rhyme whispers in your ear-a peerage.
What makes yon patriot ſtrain his lungs,
And bawl as loud as twenty tongues,
To prove his country's dire disgrace?
Rhyme ſmiling ſays-a place, a place.
When prieſts above ſeek their abode,
Yet love to loiter on the road,
And ſtill on lords and ſtatesmen fawn,
Rhyme ſhakes his head and whiſpers-lawn.
Which is the nymph, who, ſoon as ſeen,
Is hail'd through Europe, beauty's queen,
Before whoſe charms the faireſt fade?
Rhyme gently ſighs-the Britiſh made maid.
Which is the man, whoſe daring ſoul
Conducts in war, from pole to pole,
His country's proud triumphant car?
Rhyme ſhouts aloud-the Britiſh tar.

The Argonautics of Apollonius Rhodius, translated into engliſh verſe, with notes critical, hiſtorical and explanatory and Diſſertations, by William Preſton Esqu. 3 Vol. 12mo. 1803. Die Ueberſetzung iſt in gereimten Verſen und mehr eine Paraphraſe als eine eigentliche Ueberſetzung. Aus dieſem Geſichtspunkte kann man ihr das Verdienſt einer geſchmackvollen Eleganz nicht abſtreiten. Die Ankunft des Calais und Zetes ſchildert der Verf. in folgenden Worten:

Calais and Zetes the wing'd brothers came,
Offspring of Boreas by a mortal dame.

Amid her equals, as the beauteous maid,
Erectheus' daughter, Orithyia play'd,
The ſtormy god beheld with wild deſire,
Far from herlov'd Cecropias ſunny hills,
Flow'rs of Hymettus, cool Ilyſſus' rills,
The ſhrieking maid the tyrant lover bore,
To Thracian wilds, where winds eternal roar,
Where drifted ſnows o'erwhelm the diſtant plains,
And winter ſcowls, and deſolation reigns,
Where rifted rocks in frightful crags ariſe,
And foggy damps involve the inclement ſkies.
Around his bride impervious clouds he ſpread,
And miſts and vapours were their nuptial bed.
An airy pinion from each heel diſplay'd
O'er their light footſteps caſt a plumy ſhade,
Sky-tinctur'd pinions, wond'rous to behold
Transparent plumage all bedropt with gold;
And on their ſhoulders mantling broad behind
Their raven treſſes wanton'd with the wind.

Um unſern Leſern die Vergleichung zu erleichtern, wollen wir dieſer mit vielen ſelbſt erfundenen Zügen überladne Paraphraſe eine getreue Ueberſetzung des Originals zur Seite ſetzen (I. 211—223.)

Zetes kam und Kalais auch, des Boreas Söhne,
Die dem Boreas einſt, in Thrakiens Winterumſtürmten
Fluren, Erechtheus Tochter erzeugete, Oreithyia.
Hieher raubte ſie einſt von Kekropias Fluren der Thraker
Boreas, als ſie ſich dreht' an Iliſſos Ufern im Chortanz;

Und zum fernen Gestad, an Erginos strömende Fluthen
Trug er sie, wo sich erhebt die sarpedonische Felshöh,
Und von schattenden Wolken umhüllt bezwang er das Mägdlein.
Diese regten am äußersten Fuß, zu den Lüften sich hebend,
Dunkele Schwingen an jeglicher Seit', ein Wunder zu schauen,
Herrlich strahlend mit goldnem Geschupp; und über den Nacken,
Von dem Scheitel des Haupts entwallete, hiethin und dorthin,
Dunkelbraunes Gelock, von säuselnden Winden beweget.

Die Uebersetzung füllt den ersten Band, der zweyte ist den Anmerkungen gewidmet, der dritte endlich enthält literärische Versuche über mehrere, dem Inhalte verwandte Gegenstände. Die Anmerkungen sind größtentheils erklärend und theils aus ältern Uebersetzungen, theils aus Shaw's Ausg. entlehnt. Vieles darinne ist trivial, auch manches unrichtig; überall findet man Spuren eines großen Mangels an Genauigkeit.

Chronicle of Scottish Poetry, from the tirteenth Century to the Union of the Crowns, to which is added a Glossary by James Sibbald. 4. Vol. 8vo. 1803. Nachdem die Relics of ancient Poetry die Aufmerksamkeit der Engländer auf ihre alte Poesie gerichtet hatten, sind

eine Menge alter Gedichte an's Licht gezogen worden, und vorzüglich haben sich mehrere schottische Gelehrte um diesen Zweig ihrer Literatur verdient gemacht. Die gegenwärtige Sammlung übertrifft die vorigen an Vollständigkeit. Auch die chronologische Anordnung ist ein dem Herausg. eigenthümliches Verdienst, wodurch das Studium dieser schätzbaren Ueberbleibsel alter Zeiten sehr erleichtert wird. Der vierte Band enthält ein brauchbares Glossarium, das für den Sprachforscher durch viele etymologische Untersuchungen und Winke einen doppelten Werth erhalten hat.

The Works of Virgil, translated into englisch verse by Mr. Dryden. A new edition, revised and corrected by John Carey. 3 Vol. 1803. 8vo. Dryden, welcher gewohnt war, schnell und flüchtig zu arbeiten, wendete wenigen Fleiß auf den Virgil; und die erste Ausgabe seiner Uebersetzung 1697 ist mit Nachlässigkeiten aller Art angefüllt. Ein Jahr darauf erschien eine zweyte, in welcher einige Mängel weggeschafft waren. Nur diese beyden wurden unter Drydens Augen gedruckt; denn die dritte, welche im J. 1709 erschien, ist ein sclavischer Abdruck der zweyten, und so wiederholen alle folgende Ausgaben die Fehler der vorigen. Dieser Umstand veranlaßte den Herausg. eine kritische Revision zu veranstalten und den Text zu reinigen und zu berichtigen. Dieß ist an vielen Stellen mit glücklichem Erfolge geschehn.

Select Odes of Anacreon with critical Annotations, to which are added translations and imitations of other ancient authors. By the late Rev. Hercules Younge, and publiſhed by the Rev. Robert Drought. 1802. 12. Der verſtorbene Verf. dieſer Ueberſetzung, deren Werth in der Vorrede des Herausg. allzu hoch angeſchlagen wird, hat ſich bemüht, Treue mit Eleganz zu vereinigen. Die Treue, nach welcher er ſtrebt, iſt indeß nur relativ, und ſie beſchränkt ſich auf den Ausdruck derſelben Gedanken in einer gleichen Anzahl von Verſen. Ton und Colorit iſt dem Ueberſ. eigenthümlich, wie folgende Ueberſetzung einer der bekannteſten Oden zeigen wird:

The women maliciously gibe me and cry,
„Anacreon, thou'rt old; 'tis a jeſt to deny.
Go, look in the glaſs; ſee, how quick you decay:
Your hair and your forehead are wither'd away!"
Ye beauties, what miſchief old Time may have wrought,
How prey'd on my head-never coſt me a thought.
But this I can tell-and am ſure 'tis a truth —
When age has ſucceeded the vigour of youth,
The more we ſhould revel, the more we ſhorad toy,
Since death near approaches to baniſh our joy.

Der Anhang beſteht in Ueberſetzungen und Nachahmungen des Bion, Moſchus, Phocylides und Horaz. Die Anmerkungen haben kein ausgezeichnetes Verdienſt.

Franzöſiſche Litteratur.

Oeuvres de P. Corneille, avec le Commentaire de Voltaire ſur les pièces de théatre et des obſervations critiques ſur ce commentaire: par le C. Paliſſot, édition complette, à Paris, de l'imprimerie de P. Didot l'ainé. 12 Vol. 8 maj.

Das Verdienſt des Herausg. dieſer neuen Ausg. des Corneille, welche, außer den Theaterſtücken, auch das Gedicht über die Nachahmung Chriſti enthält, beſteht hauptſächlich in der Wiederherſtellung der alten, durch Voltaire häufig veränderten Lesart, und in der, meiſtentheils richtigen und ſcharfſinnigen Widerlegung der oft bittern und ungerechten Kritiken ſeines Vorgängers. Die große Lebhaftigkeit, mit welcher Voltaire die Talente des großen Corneillens anſieht, erklärt P. auf folgende Weiſe: Als Voltaire ſeinen Commentar über C. ſchrieb, gab es noch eine Menge enthuſiaſtiſcher Verehrer dieſes Dichters, die ihn weit über Racine erhoben, und alſo zwiſchen ihm und Voltairen nicht einmal eine Vergleichung erlauben wollten. Viele ſchöne Geiſter waren mit dieſer Meinung erfüllt; ihre Nachbeter wiederholten ſie, und die Schauſpieler ſelbſt, wenige ausgenommen, ſtimmten in dieſelbe ein. Wenn man Voltaire's brennende Ruhmbegierde nur einigermaßen kennt, wenn man ſeine begeiſterte Be-

wunderung Racinens damit in Verbindung bringt, so begreift man sehr leicht, wie ihn eine geheime Neigung ergreifen konnte, den übermäßig gepriesenen C. strenger zu beurtheilen, als er außerdem gethan haben würde." Diese gegründete Bemerkung setzt den neuen Herausg. in sein richtiges Verhältniß gegen Voltaire, den er überall mit Anstand und ohne Bitterkeit zu rechte weißt. Oft geschieht dieses durch Citate aus Volt. eignen Werken, deren Autorität er bey dieser Art von Streit nicht verwerfen könnte.

Poesies de François-Marie-Guillaume Duault, à Paris chez Debray. Diese Sammlung von Gedichten, die sich durch Wahrheit des Gefühls und Zierlichkeit des Vortrags auszeichnen, ist in zwey Theile getheilt. Der erste enthält L'Athenaïde ou les Amours, eine Sammlung erotischer Gedichte in drey Büchern; der zweyte Les Saisons und poëfies diverses. Schilderungen des Landlebens, mit sentimentalischen Ergießungen der Liebe verbunden, machen einen Hauptgegenstand der erotischen Gedichte aus. Zur Probe stehe hier eine Stelle aus dem ersten Gedichte des zweyten Buches:

Que puis-je souhaiter dans ce modeste enclos
Où je possède en paix l'objet de ma tendresse?
Ici, n'avons nous pas l'amour, la liberté,
Des fleurs, des lits de mousse, un ruisseau sous l'ombrage,
Des chênes pour l'hiver, des tilleuls pour l'été,

Un verger, des moiſſons, leur travaux, la ſanté,
Tout ce qui paſſe enfin pour les tréſors du ſage?

Ah, tous ces jardins ſi pompeux
Qu'en ſes vers enchanteurs a célébrés Delille,
Me rendraient-ils jamais plus content, plus heureux?

Me verraient-ils plus amoureux?
L'amour n'a-t-il pas tout dès qu'il trouve un aſyle?
Ce toît ne brille point au ſommet d'un côteau.
Les débris diſperſés d'un antique chateau,
De rochers caverneux les maſſes entaſſées,
N'égarent point ici l'eſſor de mes penſées:
De plus ſimples objets y contentent mon coeur.
D'un bois myſtérieux la ſauvage épaiſſeur,
Des buiſſons, des roſiers, un aſpect ſolitaire,
De la poſſeſſion le preſtige ordinaire,
Font de cette retraite un ſéjour enchanté.
Là, fille du repos et de la liberté,
Fière autant que volage, un peu capricieuſe,
Fuyant d'un cabinet l'enceinte ſoucieuſe,
Et les in-folios, et leurs ſecs amateurs,
L'imagination me promet ſes faveurs.
Là, plus ſouvent encor l'aimable Rêverie,
D'eſpoir, de ſouvenirs, de chimères nourrie,
Le cou nonchalamment incliné ſur ſon ſein,
Les yeux fixes, marchant à pas lents, ſans deſſein,
Effeuillant un bouquet d'une main indolente,
Entretient dans mon coeur le ſonge qui l'enchante;
Me guide en m'égarant, et par un long détour
M'amène vers la grotte où m'appellait l'amour.

Die Schilderung der Jahreszeiten empfiehlt ſich durch gefällige Wahrheit und Treue. In jeder derſelben bemerkt man einige neue Züge, die

den Vorgängern des Vfs. entgangen waren. So in der Beschreibung des Winters:

N'hésitez plus, partez, rivaux ardens!
Mille témoins applaudissent d'avance.
Armez de fers vos pieds impatiens:
Courez, volez, sur ce miroir immense.
Que j'aime à voir leur sinueux effor,
De leur profils l'élégance légère,
Et ce cristal, qui sous leurs pas encor
En réproduit l'image passagère!
Mais vous fuyez, et l'oeil vous suit en vain!
Tels au courant de l'onde encor fluide
Joignant l'essort de leurs ailes de lin,
Mille vaisseaux partaient d'un vol rapide,
Et se perdaient dans l'horison lointain.
Quoi! c'en est fait! de son voile grisâtre
Déjà la nuit enveloppe vos jeux!
Séparez vous, troupe vaine et folâtre,
L'obscurité vous derobe à nos yeux.

Ehrenbezeugungen.

Die königliche Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin hat die Herren Kupferstecher Morghen in London, Bervic in Paris, Müller in Stuttgard und Freidhof in Berlin, wegen ihrer schätzbaren Kenntnisse und bekannten Geschicklichkeit in der Kupferstecherkunst und der darin verfertigten vortrefflichen Arbeiten, zu ordentlichen Mitgliedern ernannt.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Neun und sechzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1804.

X.

Von den Spuren der Hierarchie und des ascetiſchen Lebens in der Religion und den Myſterien der Griechen und Römer. *)

Vorrede.

Die Anhänglichkeit an das von Jugend auf Erlernte iſt den Menſchen von der Natur eingepflanzt. Ob es daher gleich einige Wenige von edlerem Stoffe gibt, die ſich, durch Noth oder durch beſſeren Unterricht zu Entwickelung ihrer Anlagen aufgeregt, über ihr Zeitalter erheben: ſo geht doch der große Haufe, der ſich mehr von der Meinung, als von der Wahrheit, leiten läßt, auf dem von den Vorfahren betretnen Wege getreulich fort. Da dieß unſre allgemeine Erfahrung iſt, ſo darf man vorausſetzen, daß die Menſchen vor Jahrtauſenden nicht

*) Eine mit einigen wenigen Abkürzungen veranſtaltete Ueberſetzung der ſehr lehrreichen Schrift des Prof. der Theol., Petr. Erasmus Müller in Copenhagen: de hierarchia et ſtudio vitae aſceticae in ſacris et myſteriis Graecorum Romanorumque latentibus. Accedit auctarium de diſciplina arcana Eleuſiniorum. Copenhagen, gedr. b. Schultz 1803. 195 S. 8.

anders gehandelt haben. Lesen wir also in den Jahrbüchern der Geschichte, daß sich in dieser oder jener Zeit eine große Veränderung in den Meinungen ereignet habe; so müssen wir annehmen, daß unter die Menschen jenes Zeitalters weder die Erleuchtung, noch die Verfinsterung auf einmal gekommen, sondern, daß sich die Gewalt der Meinungen aus verschiednen Ursachen erst einiger Weniger bemächtigt, dann, durch ihr Zuthun verstärkt, weiter um sich gegriffen, und, wenn sie gerade einen empfänglichen Boden gefunden, sich immer weiter ausgebreitet, endlich, wenn sie von der Gelegenheit und dem Genius des Zeitalters begünstigt worden, sich eine allgemeine Herrschaft über die Gemüther errungen habe.

Wir glauben daher auch, daß die hierarchischen und ascetischen Institute, welche die Griechen und Römer vom vierten Jahrhundert an fesselten, nicht erst durch Constantins Bekehrung unter Menschen, die vorher nichts davon geahndet, eingeführt, sondern daß die Gemüther lange vorher zu einer freywilligen Aufnahme derselben durch ein Zusammentreffen mehrerer Umstände vorbereitet worden.

Zwar haben viele berühmte Gelehrte den ersten Ursprung der Hierarchie und Ascetik in der christlichen Kirche sorgfältig erörtert. Aber wir sind der Meinung, daß diese Aufgabe von sehr weitem Umfang nicht auf diesem einzigen Weg aufgelöst werden könne. Denn die Anzahl der Christen unter Constantin war nicht so groß, daß die in dieser Religions-Partey vorherrschenden Meinungen sich über das ganze römische Reich hätten ausbreiten sollen, wäre ihnen nicht der Geist der Zeit zu statten gekommen.

Wir haben daher einen Versuch gemacht, den andern Theil dieser Aufgabe, wie die Griechen und

Römer vor der Annahme des Chriſtenthums vorbereitet worden, das Joch der Hierarchie und der aſcetiſchen Lebensweiſe zu übernehmen, der an ſich wichtig genug und faſt von Niemanden erörtert worden zu ſeyn ſcheint, zu löſen.

Wir werden noch einen doppelten Vortheil aus dieſer Unterſuchung ziehen. Denn einmal wird dadurch ein Hülfsmittel zur Ausbreitung des Chriſtenthums, das noch nicht hinlänglich aufgeklärt worden, nemlich die Aehnlichkeit der fremden Myſterien mit dem Chriſtianism, ein neues Licht erhalten; und dann wird ſich daraus noch deutlicher ergeben, daß die Superſtition, in welche die Barbarey des bleyernen Zeitalters verſank, nicht ſowohl dem Chriſtenthum zur Laſt falle, als dem unheilbaren Verderbniß der Sitten und Meinungen, an welcher die Griechen und Römer ſeit mehreren Jahrhunderten litten.

Vor allen Dingen müſſen wir bey der Unterſuchung über den heidniſchen Urſprung der Hierarchie und der Aſcetik auf eine beſtimmte Erklärung dieſer Ausdrücke bedacht ſeyn. Wir nehmen die Hierarchie nicht in dem engern Sinn von der Gewalt der Kleriker in der chriſtlichen Kirche, ſondern wir verſtehen im weitern Sinne die Verfaſſung des Gemeinweſens darunter, in welcher ein zahlreicher, mächtiger, eignen Geſetzen folgender, in viele Claſſen, deren eine der andern untergeordnet iſt, vertheilter Prieſter-Stand das größte Anſehen bey den Layen hat, und alle, die nicht die ſeinigen ſind, verachtet, wo nicht gar verdammt. Die Vorliebe für ein aſcetiſches Leben findet da ſtatt, wo Viele, mit Verachtung bürgerlicher Geſchäfte, eine harte Lebensart, als den kürzeſten Weg, die Gunſt des Himmels zu gewinnen, erwählen, noch Mehrere loben.

Ein eignes Gewebe von Meinungen und eine ganz besondre Beschaffenheit der Umstände wird schon vorausgesetzt, wenn eine solche Verfassung des Staates und eine solche Lebensweise eintreten soll. Wenn die Menschen etwa glauben, daß die Priester weit über andre Menschen erhaben, daß sie die größten Wohlthäter derselben, daß sie die besten Verwalter der göttlichen und menschlichen Angelegenheiten sind, daß außer diesem oder jenem religiösen Verein kein Heil zu finden; wenn ferner die herrschende Meinung ist, die Gnade des Himmels sey nicht blos durch Tugend, sondern vorzüglich durch Gebet, Ceremonien, Fasten, Casteyungen und Selbstpeinigungen zu erhalten; der Fromme müsse allen weltlichen Freuden entsagen, und man erhebe sich durch Ertödtung des Körpers zur göttlichen Vollkommenheit. Treten hiezu noch äußre Ursachen: eine neue Religion, die mit der bürgerlichen Verfassung in keiner Verbindung steht, zahlreiche Priester-Collegien, die eine fremde Lebensweise haben und von Wenigen abhängen, ein solcher Cultus, bey welchem auf eine in die Sinnen fallende Art gezeigt wird, daß die Priester in der engsten Verbindung mit den Göttern leben und Andern die größten Wohlthaten erzeigen, endlich das Ansehen der klügsten Männer, welche dieser Verfassung des Priesterthums und jener Lebensweise den höchsten Beyfall ertheilen; wo sich diese Umstände mit einander vereinigen, da ist die Hierarchie mit der ascetischen Lebensart entweder schon da, oder doch im Anzug.

Daß diese Ursachen der Hierarchie und Ascetik im vierten Jahrhundert schon im Römischen Reiche vorhanden gewesen, geben Alle zu; aber sie behaupten zugleich, daß so widersinnige Institute und An-

sichten der Dinge den Griechen und Römern unerhört gewesen. Es muß also gezeigt werden, daß alle diese Bedingungen der Hierarchie und der Ascetik, ohne irgend eine Rücksicht auf den Christianismus, schon im ersten Jahrhundert nach Christus gekeimt haben, daß sie im zweyten zugenommen und im dritten schon tiefe Wurzeln geschlagen; woraus folgen wird, daß die Menschheit, auch ohne den Sieg des Christenthums, vom harten Joch der Hierarchie und des Mönchsgeistes im vierten Jahrhundert unterjocht worden wäre.

Da ich bey dieser Abhandlung einer genauen Untersuchung der alten Mysterien nicht entübrigt seyn konnte, und meine Meinung darüber sich von den gewöhnlichen weit entfernt: so habe ich mich genöthigt gesehen, einen Anhang über die geheime Disciplin der Eleusinien beyzufügen.

Erster Abschnitt.

Ursprung des mannigfaltigen, auf Hierarchie und Ascetik hinführenden Aberglaubens im Römischen Reiche von den Bürger-Kriegen an bis auf den Tod des Domitian.

Die Fabeln der Griechen und Römer von den Gottheiten, welche uns meist als widersinnig erscheinen, haben in ihrem ersten Ursprung etwas Ehrwürdiges, weil sie den Gemüthern Furcht vor den Göttern einflößten, die über rohe Menschen eine große Gewalt hat. Denn alle sittliche Cultur, welche, so unvollkommen sie seyn mochte, doch die alte Wildheit vertrieb, gründete sich damals auf Religion.

Alle Institute aber, die in heiligen Gesängen oder geheimnißvollen Formeln und Gebräuchen von den Barbaren zu den Griechen, von den Etruskern und Griechen zu den Römern übergegangen waren, fanden in Augusts Zeitalter wenig Glauben. Schon der Stoiker Balbus sagt

beym Cicero *), es sey keine alte Frau so unverständig, daß sie noch an die alten Wundergeschichten von der Unterwelt glauben sollte. Und Cicero sagt ausdrücklich in der Rede für den Cluentius **) im Angesicht des Prätor: „Was hat ihm (dem unglücklichen und zugleich gottlosen Mann) der Tod für ein Unglück gebracht? Wir müßten denn noch an den abgeschmackten Fabeln hängen, und glauben, daß er in der Unterwelt die Martern der Bösen erdulde und dort mehr Feinde gefunden, als hier verlassen habe: daß er von der Rache seiner Schwiegermutter, seiner Gattinnen, seines Bruders, seiner Kinder in den Sitz der Verdammten hinabgestoßen worden. Ist dieses falsch, was hat ihm denn der Tod anders entrissen, als das Gefühl des Schmerzes?“ Eben so bekannt ist die Stelle des Juvenalis ***).

Daß es Manen giebt und unterirdische Reiche,
Und die Stange des Charon und schwarze Frösche des Styxes,
Ein Kahn übersetzet unzählige Seelen der Menschen,
Glauben nur Knäblein, die noch nicht für den Quadrans sich baden.

Man sieht leicht ein, daß die ganze Mythologie im Laufe der Zeit veraltern und sich gleichsam durch den langen Gebrauch abnutzen

*) N. D. 2, 2.

**) pr. Cluent. c. 61.

***) 2, 149—52. Vgl. Polyb. 6, 54. Cic. T. Q. 1, 5. 6. Senec. ep. 24.

mußte. Denn wiewohl vieles, was in den älte-ſten Kosmogonien und Hymnen vorkommt, nicht uneben ausgedacht war, und entweder Philoſo-pheme über den Urſprung der Dinge enthielt oder alte Thatſachen in ſinnlicher und ſymboliſcher Sprache vortrug: ſo ging dieß alles doch zuletzt in bloße Dichter-Fictionen über, welche uns, wie Cicero ſagt, *) die Götter von Zorn und Wolluſt entbrannt zeigen; ihre Kriege, Kämpfe und Wunden; ihren Zorn, Zwiſt, Zwietracht, Geburt, Tod, Klagen, ihre unmäßigen Be-gierden, Ehebrüche, Bande, Vermiſchung mit dem menſchlichen Geſchlecht und Erzeugung ſterb-licher Kinder aus unſterblichem Saamen.

Dieſes Gemiſch von Mythen war aber nicht nur der geſunden Vernunft zuwider, ſondern war auch mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Denn da die Griechen häufig, die Römer noch häufiger ſich fremde Götter zueigneten: ſo entſtand da-durch eine große Verwirrung in den Religionen. Die ſogenannten Theologen nannten drey Jupi-ter, fünf Sonnengötter, viele Vulcane und Mercure. Auf gleiche Weiſe werden mehrere Apollo's, Dianen, Dionyſe, Venus und Mi-nerven genannt. **) Das Alterthum verſetzte überdieß nicht nur Menſchen unter die Götter, ſondern es brachte auch lebloſen Dingen Opfer

*) N. D. 1, 6.

**) N. D. 3, 21.

dar; ja selbst schädlichen Dingen legte man nicht nur göttliche Namen, sondern auch göttliche Ehren bey.

So bald also die Römer von ihren unaufhörlichen Kriegen etwas ausruhten und einige Fortschritte in der Cultur machten, so mußten sie auf einiges Widersinnige in ihrer Religion stoßen, welches zu widerlegen nicht schwer war. Viel Mühe gaben sich einige Philosophen, vorzüglich Stoiker, den Sinn der Fabeln zu deuten und die Bedeutungen der Götter-Namen zu erklären. *)

Indeß scheinen, wenn wir von Rom reden, die Meinungen der Philosophen bis auf Augustus Zeiten wenig Einfluß auf die Berichtigung der Vorstellungen von den Göttern gehabt zu haben. Erstens fing Latium spät an zu philosophiren. Dann, so lange die freye Republik nach der Sitte der Vorfahren regiert wurde, hielt man auch in dem Religions-Cultus an der römischen Weise; und man hielt es nicht für erlaubt, daß ein hungriger Grieche den alten Numa verbesserte. Aber unter den ersten Kaisern **)

Kam vom hohen Sicyon der und der von Amydon,
Einer von Andros, der andre von Samos, dieser von Tralles,
Oder von Alabanda, zum Viminalischen Hügel

*) 3, 24. 1, 15.

**) Juvenal 3, 70, 4.

Und zum Esquilinischen, wo gastfreundlich empfangen.
Jene in großen Häusern den Herren spielten und Meister.

Mit den griechischen Grammatikern, Geometern und Rhetoren scheint aber nur die niedrigste Classe, gleichsam die Hefe der Philosophen, nach Rom gewandert zu seyn, die mehr bey Tische als vom Katheder herab über Mäßigkeit und Tugend disputirten und sich dadurch ihren kümmerlichen Unterhalt verdienten. Da überdem die Römer in keinem Stücke karger waren als in der Besoldung der Lehrer ihrer Kinder, so daß einem Vater nichts so wohlfeil zu stehen kam, als sein Sohn: so läßt sich muthmaßen, daß es zu Anfang der christlichen Zeitrechnung wenige Philosophen-Schulen in Rom gegeben, und daß noch seltner ihre Vorträge und Ansichten eine Aenderung in den Volks-Meinungen bewirkt haben.

Die Mysterien hatten damals keinen größern Einfluß auf die Römer. Denn wenn man die Weihungen der Idäischen Mutter ausnimmt, so waren alle geheime und nächtliche Zusammenkünfte durch einen Senats-Schluß verboten. *) Die wenigen aber aus dem Senat- oder Ritterstand, welche in den Eleusinischen oder Samothracischen Geheimnissen eingeweiht waren, können hier nicht einmal in Betracht kommen.

*) Liv. 39, 14. Cic. de legg. 2, 15.

Aber ein Zustand, wie der damalige war, worin die alten Religionen zertreten und verachtet darnieder lagen, mußte der Vorbote eines neuen Aberglaubens seyn. Denn der Mensch kann nicht lange ohne Verehrung der Gottheit, deren Idee aller Herzen eingeschrieben ist, bestehen. Während also die Menschen jener Zeit weder nüchterne Begriffe von der Gottheit noch von den Naturkräften hatten, öffneten sie willig ihr Ohr dem neuen Aberglauben, indem sie des alten spotteten.

Auch trug die Verfassung des Staates nicht wenig dazu bey. So lange unaufhörliche Kriege die Gemüther aufregen und beschäftigen, kann der Gottesdienst nur aus wenigen und einfachen Gebräuchen bestehen. Wenn aber mit dem Frieden Ueppigkeit und Weichlichkeit erscheint, wenn die Gemüther anfangen sich mit eiteln Gegenständen zu beschäftigen, dann ergreifen die empfänglichen, nicht durch Wissenschaft aufgeklärten, Gemüther gierig die fremden Ceremonien und verfolgen sie mit Eifer. Vorzüglich aber ergeben sie sich dann geheimnißvollen und verborgenen Weihungen, wenn die bürgerlichen oder ihre Privatangelegenheiten und Umstände zerrüttet sind. Denn im Gefühl ihrer Abhängigkeit von den abwechselnden Launen des Schicksals vertrauen sie nicht ihrer eignen Kraft und Tugend, sondern einzig der Gunst der Götter, die sie durch Gebete und Ceremonien zu gewinnen suchen.

Den meisten Reitz über weichliche und üppige Gemüther haben die Arten von Cultus, welche mit magischen Künsten verbunden sind. Denn die Menschen, welche, ohne Ausbildung durch die edlern Künste, nur durch die Wuth der Begierden getrieben werden, verschmähen bald die einmal gekosteten Vergnügungen, und werden, wie einst Tantalus, mitten im Strudel des Vergnügens vom Durste gepeinigt. Indeß aber zittern sie immer vor Furcht, ein Gut zu verlieren, und da sie sich nicht jedem Mißgeschick gewachsen fühlen, suchen sie ängstlich ihrem künftigen Schicksal nachzuforschen. Hat ihnen nun etwa ein Zauberer oder Chaldäer einige wunderbare Dinge, die durch Neuheit des Ausdrucks und das Außerordentliche der Sache das Gemüth aus seinem dumpfen Zustand aufwecken, ins Ohr geraunt, so schenken sie ihm bald ihre Aufmerksamkeit. Hat er ihnen ferner zu verstehen gegeben, welche Wunder er zu thun vermöge, hat er ihnen wirklich Proben von seinen Wunderkünsten gegeben, so hegen diese ängstlichen Menschen die tiefste Verehrung für ihn. Dem schimpflichsten Aberglauben hingegeben, glauben sie, daß er nicht nur die menschlichen Seelen nach Wohlgefallen leiten, sondern auch die Manen citiren, die Götter hervorrufen und alle Kräfte der Natur gleichsam durch seinen Wink regieren könne. Denn ein Leben, das unter immerwährenden Gastmälern und unmäßigen Vergnügungen hingebracht wird,

schwächt alle Kräfte des Geistes so sehr, daß die Menschen vor jeder ungewöhnlichen Erscheinung, wie Knaben vor einer Larve, erbeben.

Unter den ersten Kaisern war überdieß das R. Reich weit und breit in Frieden, und die Feinde des R. Volks waren so entfernt, daß sie Niemanden zu schaffen machten, als etwa denen, die Neuigkeiten in der Stadt verbreiteten und Triumphlieder aus Schmeicheley verfertigten. So konnten denn die Römer, mit der größten Muße, die von den Vorfahren erbeuteten Schätze im ununterbrochnen Rausche des Vergnügens durchbringen. Daher die gegründeten Klagen *):

Unter den Uebeln seufzen wir jetzt des dauernden Friedens;
Luxus, schlimmer als Krieg, hat über uns her sich gelagert;
Rächt die besiegete Welt; das schnöde Geld hat die fremden
Sitten hereingebracht; es entnervte die Seelen der Reichthum
Durch die schändliche Lust.

Da nun auch die Kaiser mit dem Beyspiel der entehrendsten Ueppigkeit vorangingen und mehr Nichtswürdige als tapfre Männer begünstigten: so entsagten viele Männer aus allen Stän-

*) Juvenalis 6, 291 f. 297-300. Vergl. Seneca consol. ad Helv. c. 6.

den den Waffen und stürzten sich ganz in den Strudel des Vergnügens.

Je mehr aber damals alles von außen ruhig war, desto unsichrer war es daheim. Unter dem argwöhnischen Tyrannen Tiberius würdigten sich selbst die Ersten des Senats zu den niederträchtigsten Delationen herab. „Einige klagten öffentlich an, viele heimlich, und man konnte nicht Fremde von Verwandten, Freunde von Unbekannten unterscheiden, nicht, was sich kürzlich oder was sich schon lange ereignet hatte; man mochte auf dem Markt, beym Gastmal, was es auch sey, gesprochen haben, man wurde angeklagt *)". „Aengstlich, furchtsam, traute man den nächsten Verwandten nicht; Zusammenkünfte, Gespräche, bekannte und unbekannte Ohren wurden vermieden; auch das Stumme und Leblose, Häuser und Wände, war verdächtig **)".

Caligula, Tiberius Nachfolger, war in seinen Ausdrücken ***) eben so grausam als in seinen Handlungen. Um der geringfügigsten Ursachen willen ließ er die angesehensten Männer brandmarken und verurtheilte sie hierauf, in den Bergwerken oder an den Straßendämmen zu arbeiten oder mit wilden Thieren zu kämpfen, oder sperrte

*) Tac. Ann. 6, 7.
**) 4, 69.
***) Sueton C. 29. 30.

ſie wie Thiere in Käfichte, oder ließ ſie mit einer Säge zerſchneiden *). Mit ähnlichem Stolz und Grauſamkeit behandelte er alle Stände **). Claudius, dieſer Halbmenſch, vergeudete Ehrenſtellen, ließ Unſchuldige hinrichten und Schuldige unbeſtraft, je nachdem es ihm Laune, Wolluſt und ſklaviſche Anhänglichkeit an ſeine Freygelaßnen und Weiber eingab. Nero verſicherte, alle Kaiſer vor ihm hätten noch nicht gewußt, wie ausgedehnt ihre Macht ſey ***). Es war keine Schandthat, die er nicht ſelbſt beging ****). Nach wenigen ruhigern Jahren unter Vespaſian und Titus bemächtigte ſich Domitian der Regierung, der den Nero wohl noch an Grauſamkeit übertraf. Nero hatte doch nur die Handlungen der Grauſamkeit befohlen, aber nicht mit eignen Augen angeſehen †). Unter Domitian war es ein beſonderes Unglück, zu ſehen und geſehen zu werden; jeder Seufzer wurde angemerkt; jenes wilde, rothe Geſicht des Domitian, womit er ſich gegen die Schaam ſicherte, reichte hin die Bläße ſo vieler zu bemerken.

Wie ſehr durch dieſe Schreckensperioden Muth und Kraft der beſten Menſchen gelähmt

*) C. 27.
**) C. 26.
***) Suet. Ner. 37.
****) Tac. A. 15, 37.
†) Tac. Agric. 45.

worden, erhellt schon daraus, daß sich die Römer unter der glücklichen Zeit des Nerva und Trajan erst langsam von ihrer Erschlaffung erholten und Künste und Wissenschaften nur allmählig wieder auflebten. „Auch die Trägheit und Unthätigkeit hat ihre Reitze, und die man sonst gehaßt hat, liebt man zuletzt. Wie, wenn funfzehn Jahre hindurch, ein großer Zeitraum vom menschlichen Leben, viele durch Zufälle, die Wackersten durch die Grausamkeit des Kaisers umgekommen sind? Wenige von uns haben nicht nur andre, sondern auch sich selbst überlebt, nachdem mitten aus dem Leben so viele Jahre herausgerissen sind, in denen wir Jünglinge zum Greisenalter, wir Greise beynahe ans Ziel des Lebens in Unthätigkeit gekommen sind *)."

Zwar nahmen unter ähnlichen Umständen einige Römer älterer Zeit ihre Zuflucht zu den Wissenschaften. Cicero fand in der Philosophie Trost gegen die Widerwärtigkeit der Zeit. **) Auch Livius suchte darin eine Belohnung seiner Arbeit, daß er so lange wenigstens, als er die ältere Geschichte vor Augen hatte, der Uebel seiner Zeit vergaß. ***)

Aber diese Beyspiele gehören nur zu den Ausnahmen und kommen in späterer Zeit fast gar

*) C. 3.
**) N. D. 1, 4.
***) Livius Vorrede.

nicht mehr vor. Denn die wenigsten Römer beschäftigten sich damals mit solchen Studien, welche den Leidenden Trostgründe darbieten. Wer noch ein ernstliches Studium trieb, legte sich auf die Rechtskunde oder Beredsamkeit. Aber während man nur dieses trieb, sich nur mit den Spitzfindigkeiten der Dialektik und mit den verwickelten Fällen des bürgerlichen Rechts abgab, war man schlecht gegen hereinbrechende Unglücksfälle bewaffnet. Bey einer so einseitigen, durch keine andern Künste veredelten Ausbildung sah man sich ganz verlassen, wenn man etwa von der Führung der Rechtshändel zurückgeschreckt wurde. Die meisten Vornehmen hielten es nicht der Mühe werth, die schönen Künste zu treiben oder die Waffen zu führen; dagegen lernte der Patricier, nach dem Juvenal:

— — — Trüffeln methodisch zu schälen,
Bilze einzumachen und Schnepfen, schwimmend in einer
Sauce, zu verschlingen, von seinem prassenden Vater.

Was Wunder, wenn nach solchen Vorbereitungen Rom und ganz Italien von einem Heer von fremdem Aberglauben überzogen wurde. In der ältesten Zeit des R. Volks

Dachte noch Niemand daran, sich fremde Götter zu suchen,

Da man mit heiliger Scheu nahte der Väter Altar. *)

Nachdem aber der Senat von allen Orten her fremde Götter gesucht und herausgerufen hatte, um sie zu den seinigen zu machen, da fingen auch Privatleute an, neuem und unerhörtem Aberglauben für sich zu huldigen:

Längst ergoß sich schon in die Tiber der Syrer Orontes,
Brachte die Sprache mit und die Sitten, den Flötenspieler
Mit Querpfeifen und mit den vaterländischen Pauken. **)

Aber diese schon vor geraumer Zeit angefangne Verwirrung der Religionen war lange durch strenge obrigkeitliche Befehle zurückgehalten worden. Im J. R. 327 wurde den Aedilen der Auftrag gegeben, darauf zu sehen, daß keine andre als R. Götter und nicht anders als nach vaterländischer Weise verehrt würden. ***) Oft ward in der Folge derselbe Befehl wiederholt, die Magistrats-Personen sollten den fremden Cultus nicht erlauben, Opferer und Wahrsager vom Forum, vom Circus und aus der Stadt verweisen; die Bücher mit Prophezeihungen aufsuchen und verbrennen, und alle Opfer-Gebräuche,

*) Properz 4, 1, 17 f.
**) Juvenal 3, 62.
***) Liv. 4, 30.

außer den römischen, abschaffen. Denn sie urtheilten, daß nichts der eingeführten Religion so nachtheilig sey, als Opfer nach fremder Weise *). Dem ungeachtet hatte sich der Gottesdienst der Isis eingeschlichen; denn Valerius Maximus **) lobt die That des Consul Aemilius Paulus, der, als der Senat die Tempel der Isis und des Serapis zu zerstören beschlossen hatte, und keiner der Bauleute Hand anlegen wollte, die Prätexta abwarf, die Axt ergriff und in die Thüre des Tempels einschlug. Unter dem Consulat des M. Popilius Länas aber und des C. Calpurnius befahl C. Cornelius Hispallus, der Prätor unter den Fremden, den Chaldäern, innerhalb zehn Tagen die Stadt und Italien zu verlassen. Eben derselbe schickte diejenigen in ihre Heimath zurück, die unter dem Vorwand der Verehrung des Sabazius die R. Sitten zu vergiften gesucht hatten ***). Cicero endlich theilt folgende Ausspräche des Gesetzes über die Religion mit ****): „Niemand habe besondre oder neue Götter, sondern er verehre ausländische Gottheiten nur dann für sich, wenn sie öffentlich autorisirt sind."

So sehr sich nun die Römer immer zu fremdem Aberglauben hinneigten, so scheinen doch

*) 39, 16. Vgl. 25, 1.
**) 1, 3, 3.
***) 1, 3, 2.
****) de legg. 2, 8.

die beſſer Gearteten, zur Zeit der blühenden Republik, ihn, aus Furcht vor einem bürgerlichen Makel, entweder gar nicht oder doch nur in geheim gehegt zu haben. Als aber alles durch die bürgerlichen Kriege verwirrt wurde und man ſich nicht um Lebenswandel und Sitten bekümmerte, da verachtete und überwand der ſchleichende Aberglaube die Edicte des Magiſtrats.

So wurde zu Sulla's Zeit das Collegium der Paſtophori errichtet *); ja ſogar den Conſul Octavius hatten die Chaldäiſchen Prieſter und die aus den Sibylliniſchen Büchern weiſſagten in derſelben Zeit bezaubert **). Auch Varro bemerkt, die vom Senat umgeſtürzten Bildſäulen des Serapis, der Iſis, des Harpokrates und Anubis wären mit Gewalt vom Volk wieder aufgerichtet worden. Der Conſul Gabinius folgte zwar im J. d. St. 696 mehr dem Schluſſe des Senats als dem ungeſtümen Verlangen des Volks und widerſetzte ſich der Errichtung der Altäre des Serapis und der Iſis ***). Indeß ſcheint er durch ſeine Feſtigkeit wenig ausgerichtet zu haben. Im Jahre d. St. 700 ließ der Senat die Privatcapelle des Serapis und der Iſis, die ſich einige hatten erbauen laſſen, einreiſſen; nachher gab er

*) Apulej. Met. zu Ende.

**) Plutarch. Mario.

***) Tertull. ad Nat. c. 10. Apolog. c. 6. Arnob. 2, p. 95 ed. Lugd. 1651.

aber doch zu, daß sie öffentlich außerhalb des Pomörium verehrt werden dürften *). Sechs Jahre hernach ließen die Haruspices alle Tempel der Isis und des Serapis zerstören **). Nichts desto weniger nahm nicht lange darnach die Anzahl der Isispriester so überhand, daß Volusius, der Volks-Aedil, von den Triumvirn verbannt, sich im Anzug eines Isispriesters unerkannt in das Lager des M. Brutus schlich ***). Endlich decretirten die Triumvirn, Cäsar Octavianus, Lepidus und Antonius, dem Serapis und der Isis im J. R. 711 einen Tempel ****).

Unter dem Geräusch der bürgerlichen Waffen scheinen also alle Arten von Gauklern, Wahrsagern und Marktschreyern Rom und Italien durchstreift zu haben. Auch ist es kein Wunder, daß alle diese, einzig auf Betrug erpichte, Menschen, welche bis dahin Asien und Aegypten sehr kümmerlich genährt hatte, nach Rom, welches sie als die Hauptstadt der Welt nennen hörten, eilten, wo sie ihren Vortheil zu finden hofften.

Nun schlugen die entmannten Galli, denen durch die schon früher aufgenommene Verehrung der Idäischen Mutter der Weg gebahnt war,

*) Dio Cass. 40, 47.
**) 42, 26.
***) Val. Max. 7, 3, 8.
****) Dio 47, 15.

durch ganz Italien ihre Becken, heulten mit fliegendem Haar, zerfleischten ihre Glieder mit Geisseln und Messern *), und betrauerten den ermordeten Adonis **).

Bald folgten aus Aegypten die den Galli ähnlichen Isis-Priester, die, in Linnen gekleidet, mit geschornem Haupt, die Sistra und Klappern schwenkend, auf den Straßen umher liefen ***). Leicht erwarben sich diese beyden Menschenklassen ihren Unterhalt;

Welcher vermag es wohl, von seiner Schwelle zu weisen
Den, der mit pharischer Hand schwenkend das Sistrum bewegt?
Wann vor der Mutter der Götter der Pfeifer spielt mit gekrümmtem
Horn, so verweigert ihm Niemand ein kleines Geschenk ****).

Auch waren die Chaldäer nicht saumselig, welche einem jeden Menschen sein Schicksal aus seinem Geburtstage weissagten. Vermuthlich

*) Ovid Fast. 4, 180. 370. Tibull. 1, 4, 61.

**) Daß sich die Verehrung des Adonis wenigstens von Augusts Zeitalter an in Rom verbreitet habe, erhellt hinlänglich aus Ovid A. A. 1, 75. Vgl. Sueton Otto C. 8.

***) Ueber den Unterschied der Galli und der Isis-Priester vgl. Bacchini de sistris, in Grävs Thesaurus T. VI.

****) Ovid Pont. 1, 1, 37-40.

ſchloſſen ſie ſich an die aus Aſien zurückkehrenden R. Magiſtratsperſonen und Feldherren an und erfüllten in Kurzem Rom und ganz Italien mit Furcht vor den himmliſchen Zeichen.

Zuletzt unter allen ſchlichen ſich unſtreitig die Judäer ein, die ſich in Kurzem unglaublich vermehrten *). Dieſe ließen ſich keine Gelegenheit entgehen, treuen Ohren etwas von reinen und unreinen Speiſen und von der Wahl der Tage einzuflüſtern **). Auch fanden ſie damit Gehör ***).

Welchen wurde zu Theil ein den Sabbat feyernder Vater,
Dieſe beten die Wolken nur an und die Gottheit des Himmels,
Scheun, wie vor Menſchenfleiſch, ſich ſo vor dem Fleiſche des Schweines,
Deß ſich der Vater enthielt, und beſchneiden bald auch die Vorhaut.

*) Philo legat. ad Caj. p. 563. 568. 587 ed. Mangey.

**) Matth. 23, 15 und Wetſtein daſelbſt. Vgl. Danz diſſ. de cura Judaeor. in proſelytis faciendis. Von den Judaizirenden Weibern ſiehe weiter unten.

***) Von dem Anſehen, das ſie und ihre Religion in Rom gewannen, ſ. Ovid Art. 1, 76. Juvenal 3, 296. Auguſtin civ. Dei 6, 11. Tacitus Hiſt. 5, 5.

Was das Gesetz der Römer befiehlt, das achten sie nimmer,
Lernen auswendig der Juden Gesetz und halten's und fürchten's,
Alles, was Moyses lehrt in seinem geweiheten Buche,
Daß man nur müsse dem zeigen den Weg, der einerley Glauben
Hat, zum gesucheten Quell nur den Beschnittnen geleiten.
Alles das kommt von dem Vater, der heilig den siebenten Tag hält,
Und dann in träger Ruh kein Geschäft des Lebens anrühret.

Vorzüglich ließen sich viele die Beobachtung des Sabbats *) und die Enthaltung von gewissen Thieren **) angelegen seyn; und es scheint sogar Männer vom ersten Range gegeben zu haben, die sich jene Worte des Persius ***) gesagt seyn ließen:

— — — — — — Doch wenn
Kommen die Tage Herodes und im gesalbeten Fenster
Ausgebreitet verdämpfen den fetten Nebel die Lampen,
Tragend Violen, und wenn die rothe Schüssel des Thunfischs
Schwimmender Schwanz ausfüllt, und die weiße Flasche von Wein braust:

*) Horaz Serm. 1, 9, 69-72.
**) Seneca Epist. 108.
***) 5, 179-84.

Leise bewegst du die Lippen alsdann und erbleichst vor dem Sabbat.

Durch Weissagungen und durch Verheißungen der Abwendung bevorstehenden Unglücks wußten sich zuerst die ausländischen Gaukler in die Häuser der Reichen und Armen einzuschleichen. Der in der alten Welt allgemein verbreitete Glaube an ein Ahndungsvermögen und an die Wissenschaft, die Zukunft zu verkündigen, nahm zur Zeit allgemeiner Erschütterungen (an denen gerade dieses Zeitalter so fruchtbar war), welche vielen den Untergang drohten, noch mehr überhand. Und da in allem, was den Aberglauben betrifft, das Abentheuerlichste und Ungewöhnlichste den meisten Reitz hat: so ist es nicht zu verwundern, wenn jene asiatischen Gaukler an die Stelle der Marsischen Augurn und der gemeinen Haruspices traten.

Nachdem sie aber über die leichtsinnigen und unverständigen Gemüther den ihnen, wie Valerius Maximus *) sagt, vortheilhaften Nebel verbreitet hatten: so streuten sie nun in den so zubereiteten und empfänglich gemachten Boden alle Art von asiatischem Wahnglauben, von Versöhnungen, Wundern, glücklichen und unglücklichen Tagen, dem Umgang der Menschen mit Dämonen, u. dgl., den diese größtentheils rohe Men-

*) 1, 3.

schen aus der alten Religion geschöpft hatten. Diesen Wahnlehren ihres Vaterlands hingen die Assyrischen und Aethiopischen Sklaven an, welche die Lieblinge der Großen und vorzüglich der Frauen derselben waren.

Und warum sollte der Römer nicht daran glauben, da sich ja seine ganze Religion zu ähnlichen Superstitionen hinneigte! Denn auch in den geheimen Büchern der Oberprieſter standen viele Mittel die Götter herabzurufen, die Menschen zu devoviren, und in den alten Schriftstellern las man viele Beyspiele von Wundern der Prieſter, Augurn und andrer *). Hierzu lieferten nun die Fremdlinge, deren Vortheil es war, die Gemüther mit Aberglauben zu umstricken, neue Zusätze, indem sie wahrsagten, neue Sicherungsmittel und Opfer in die Häuser einführten **).

Dieser Seuche setzte sich vergebens Cäsar Augustus entgegen, der die ausländischen Religionsgebräuche verachtete ***), und im J. d. St.

*) Vgl. Tiedemann de artium magicar. origine, p. 58.

**) Persius 5, 185 f. Auf gleiche Weise hatte ein fremder, von den Haruspices eingeführter, Aberglaube die alten Römer einmal ergriffen. Liv. 4, 31.

***) Sueton Aug. 93.

726 verbot, den ägyptischen Göttern innerhalb des Pomörium zu opfern. Indeß nahm er sich der Tempel an, und ließ diejenigen, welche Privatleute errichtet hatten, von ihren Söhnen und Nachkommen, wenn welche übrig waren, herstellen: die übrigen stellte er selbst her *). Den Tempel zu Jerusalem schmückte er und seine ganze Familie sogar mit kostbaren Weihgeschenken aus, und befahl durch ein Edict, daß täglich Joche Ochsen auf seine Kosten geopfert würden **). Agrippa widersetzte sich ebenfalls dem fremden Götterdienste, der sich wieder in Rom eingeschlichen hatte, im J. 733, und verbot ihn in der Nähe der Stadt innerhalb tausend Schritte auszuüben ***).

Noch viel weniger richtete Tiberius aus, ob er gleich die Astrologen, Magier und alle Gattungen von fremden Wahrsagern zu tödten befahl ****), und im Senat über die Verbannung des ägyptischen und jüdäischen Cultus verhandelt, auch ein Senatsschluß abgefaßt wurde: daß vier tausend †) Libertiner, die von diesem Aberglau-

*) Dio 53, 2. p. 697 Reimar.

**) Philo de legat. ad Caj. p. 569, 5. p. 592. p. 588, 30 Mangey.

***) 54, 6 p. 735.

****) 57, 15. p. 861. Tac. Ann. 2, 32.

†) Josephus Archäol. 18, 5 vermehrt diese Anzahl bis auf 40,000.

ben angesteckt wären, falls sie das gehörige Alter hätten, nach Sardinien geführt werden sollten, um den dortigen Plünderungen Einhalt zu thun: die übrigen sollten Italien verlassen, wenn sie nicht innerhalb einer bestimmten Zeit dem fremden Cultus entsagen würden *). Aber wiewohl Tiberius die Wissenschaft der Chaldäer aus Besorgniß für seine Herrschaft öffentlich verdammte, so war er ihr doch selbst in Geheim ergeben und sah alle Worte des Astrologen Thrasyllus wie Orakelsprüche an **).

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn angesehene Männer, die mit großen Unternehmungen schwanger gingen, die sie vielmehr durch die Kraft der himmlischen Zeichen als durch eigne ausführen zu können glaubten, sich zu den Chaldäern, Magiern und Traumdeutern hingezogen fühlten ***); und wenn die Delatoren unter argwöhnischen und grausamen Kaisern die edelsten Menschen unter diesem Titel anklagten ****). Aber die geheimen und magischen Künste, mit denen aller ausländische Cultus mehr oder weniger verbunden war, erhielten eben so oft unter den er-

*) Tac. Ann. 2, 83. Suet. Tib. 36. Senec. ep. 108.

**) Tac. Ann. 6, 21.

***) Z. B. Tacitus Ann. 2, 27.

****) In Tacitus Jahrbüchern kommen viele Beyspiele vor, als 3, 22. 6, 28. 12, 22. 58.

ſten Kaiſern einen Zuwachs an Anſehen, als ein vornehmer Mann oder eine vornehme Frau, wegen ihrer Anhänglichkeit an dieſelben, zum Tode verurtheilt wurden. Denn man ſchloß von der Strenge des Urtheils auf die Wichtigkeit der Sache.

Auch nach dem Tiberius wurde dieſer Aberglaube durch das kaiſerliche Anſehen unterſtützt. Nero ſuchte die Furien ſeiner Mutter, die ihn verfolgten, durch Magie zu beſänftigen und beſchäftigte ſich ſehr angelegentlich damit *). Viele Mathematiker wußten um Poppäus Geheimniſſe. Menſchen von gleichem Schlag trieben den Otho, ſich des Throns zu bemächtigen **). Veſpaſian vertrieb zwar die Aſtrologen aus der Stadt ***), glaubte aber, ſo gut wie Domitian, doch ſelbſt an ſie ****).

Auch der ägyptiſche Götterdienſt wurde nicht durch Tiberius Strenge verdrängt. Otho, der ſich ganz nach fremden Sitten bildete, beging oft öffentlich den Gottesdienſt der Iſis in einem linnenen Prieſterkleide †). Im Vitelliſchen Kriege werden Sacrificuli der Iſis genannt, die

*) Plin. H. N. 30, 2.
**) Tac. Hiſt. 1, 23.
***) Dio 66, 9.
****) Suet. Domit. 14.
†) Suet. Oth. 12.

auf dem Capitol wohnten *). Unter dem Titus brannten die Tempel des Serapis und der Isis zu Rom ab **). Domitian erbaute das Iseum und Serapeum ***). Eben so werden an den gangbarsten Plätzen der Stadt memphitische Tempel erwähnt ****). Endlich schildert Seneca †) den Hang seiner Zeitgenossen für den ägyptischen Cultus auf folgende Weise: „Wenn Einer, der das Sistrum schüttelt, kraft seiner Würde lügt; wenn Einer, geübt in der Kunst die Arme zu verwunden, mit aufgehabener Hand Arme und Schultern zerfleischt; wenn eine Frau heulend auf den Knien fortrutscht; wenn ein in Leinwand gekleideter Greis, der einen Lorbeerzweig und die Laterne am hellen Tage trägt, ausruft, ein Gott sey erzürnt: so lauft ihr zusammen und hört ihn und haltet ihn, euren Wahn wechselseitig nährend, für einen Wahrsager".

Man wird von selbst ermessen, daß ein Aberglaube, den nicht einmal die Gebildetern verschmähten, auch den gemeinen Mann und die Sklaven ergriffen haben werde. Vorzüglich weiß man, daß das weibliche Geschlecht, welches sich

*) Suet. Domit. 1.
**) Dio 66, 10.
***) Eutrop. 7, 15.
****) Ovid. Art. 1, 77. Juven. 6, 490. Martial. 2, 15. 11, 47.
†) de vit. beat. 27.

ſo leicht der Furcht und Hoffnung überläßt, und dadurch den Künſten der Gaukler leichteres Spiel giebt, ſich mit dem fremden Aberglauben und den verbotnen Künſten abgegeben habe. Eine ſehr anſchauliche Schilderung giebt Juvenal davon *):

Siehe der Chor Bellonens tritt ein und der Mutter der Götter,
Und der erhabene Halbmann, verehrt vom geringeren Hämmling **).
Lange ſchon hat er ſich mit der Scherbe die Mannheit genommen,
Und es folgen ihm jetzt der heiſere Schwarm, die gemeine
Trommel ***); er aber umbindet das Kinn ſich mit phrygiſcher Mütze.
Vor dem September und Auſter flößt er mit kreiſchender Stimme
Furcht den Weiblein ein und gebietet, mit hundert Eyern
Sich zu reinigen, und ihm alte, ſchwärzliche Kleider
Zu verehren, damit Gefahr und jegliches Uebel
In die Gewänder geh' und fürs ganze Jahr gelte die Sühnung ****).

*) 6, 510—55. Vgl. Strabo 7. p. 297. Caſaub. Ausg.

**) Der Archigallus, dem die Galli nicht als Prieſter, ſondern als Collegiaten unterzugeben waren, wie die Mönche ihren Aebten. S. Van Dale de taurobolio c. 11.

***) Senec. Ep. 108. Tertullian. Apol. c. 25.

****) Vermuthlich eine Anſpielung auf die morgenländiſchen Sühnungen, wo man ſeine Kleider als

In den gefrornen Fluß steigt die Frau nach zerbrochenem Eise *);
Dreymal tauchet sie früh in die Tiber und wäscht mit den Wellen
Ab ihr furchtsames Haupt: dann kriecht sie nackend und zitternd
Ueber des stolzen Königes Feld mit blutigen Knieen **).
Wenn es die weiße Jo befahl, sie ging nach Aegyptens
Aeußerster Gränze, zu holen vom heißen Meroe Wasser,
Um damit zu besprengen der Isis heiligen Tempel ***),

unreln auszog und neue dafür anlegte. Ein ähnlicher Aberglaube herrscht noch in einigen Gegenden Norwegens. Am Fest der Geburt Christi badet sich der Herr mit seiner ganzen Familie; nach dem Bad legen alle neue Kleider an, und Niemand wagt es, die abgelegten wieder zu tragen. Juvenal bezeichnet aber zugleich die Schlauheit, mit welcher sich der Priester jener Kleidungsstücke zu bemächtigen weiß.

*) Vgl. Horaz Serm. 2, 3, 288—92. Pers. 2, 15.

**) Cäsar kroch auf den Knieen die Stufen des Capitolinischen Hügels bis zum Tempel hinan. Dio 43, 21. Eben so Claudius 66, 23. Vgl. Tibull. 1, 2, 85. Seneca vit beat. 27.

***) Lucian de dea Syr. p. 1051. Bourdel. erzählt, nicht nur die Priester, sondern auch eine große Schaar von Einheimischen und Fremden stiegen zum Meere herab und holten von da Wasser, um es in den Tempel der Göttin auszugießen.

Welcher ſtolz ſein Haupt beym alten Schafſtall erhebet.
Denn was der Prieſter befiehlt, ſie hält es für Stimme der Göttin.
Warlich ein würdiger Mann, daß Nachts mit ihm reden die Götter!
Darum erhält er auch der Sterblichen größte Verehrung,
Wenn in Anubis Geſtalt, von geſchorenem Haufen umgeben,
Welcher in Linnen ſich hüllt, er lacht des wehklagenden Pöbels.
Er erflehet Verzeihung der Gattin, ſo oft ſie geſündigt
Gegen Enthaltſamkeit hat, an Tagen der heiligen Feſte,
Daß ſie nicht theuer büße für das entweihete Lager *).
Und es ſcheint zu bewegen ihr Haupt die ſilberne Schlange **)
Ob der Thränen des Prieſters; es macht ſein heiliges Murmeln ***),

*) Properz 2, 24, 1. 4, 5, 34. Tibull 1, 3, 23. Ovid Am. 1, 8, 73.

**) Unter den Geräthſchaften in den myſtiſchen Körbchen zu Eleuſis wird auch der Drache erwähnt. Clem. cohort. p. 19. Potter. In den Sabaziſchen Myſterien wurde eine Schlange durch den Buſen der Geweihten gezogen ib. p. 14. Vgl. Lucian im Pſeudomantis von der Schlange des Gauklers Alexander p. 480 f.

***) Gebetformeln in barbariſcher, den Römern unverſtändlicher Sprache.

Daß Oſiris verzeihet die Schuld, verſteht ſich, für fetter
Gänſe *) Bezahlung, und mit dürftigen Kuchen beſtochen **).
Macht der Iſis-Prieſter jetzt Platz, ſo erſcheint die Jüdin,
Welche zitternd dem Ohr die verborgene Zukunft vertrauet ***),
Und Jeruſalems Satzung ausdeutet, aus Bäumen dir weiſſagt ****);
Treue Dolmetſcherin iſt des höchſten Himmels, und bettelnd
Füllet die Hand, doch kärglich nur mit kleinerer Münze.
Träume verkaufen dir, welche du willſt, die Juden für Wahrheit.

*) Ariſtides or. ſacr. 3. p. 319 Jebb.

**) Nach Herodot 2, 47. opferten die Armen in Aegypten Schweine von Mehl. Vgl. Zeibich diſſ. ad h. l. in Misc. Lips. nov. Vol. 7. p. 3. Andre, der Iſis heilige Kuchen, hatten die Geſtalt eines Eſels. Minucius Felix C. 18. Die Iſis-Prieſter, von der niedrigſten Abkunft, ſcheinen daher den Römern vorzüglich dieſe gemeinen Opfer empfohlen zu haben.

***) Ueber die Anhänglichkeit der Weiblein an den Judaism ſ. Apoſtel-Geſch. 17, 4. Joſephus B. J. 2, 20, 2. Archaeol. 18, 5.

****) Witzig nennt er die ſich in Wäldern aufhaltenden und zugleich weißagenden Juden-Weiber Prieſterinnen des Baumes, die, wie die Prieſterinnen zu Dodona, unter Eichen ihre Orakel-Sprüche von ſich geben.

Es beſchaut der Armenier *) jetzt der rauchenden Taube
Lung', und verheißet daraus bald einen zärtlichen Buhlen,
Bald des kinderloſen Reichen ſtattliches Erbe.
Jetzt durchwühlt der Haruſpex aus Commagene**) die Brüſte
Junger Hühner, das Herz des Hündleins, ſogar auch des Knabens;
Was er, von andern gethan, angäbe, begehet er ſelber.
Doch das höchſte Vertraun beſitzt der Chaldäer, und alles,
Was der Sterndeuter dir ſagt, man glaubt, es komme aus Ammons
Heiligem Quell: denn es ſchweiget jetzt der Delphiſche Dreyfuß,
Und es hüllt ſich die Zukunft ein in dunkelen Schleyer.

In dieſer Schilderung bemerkt man, außer der höchſten Verehrung der Weiber für die Prieſter, einige Sittenvorſchriften, die den griechiſchen und römiſchen Ohren nicht längſt erſt bekannt waren, von einigen harten Uebungen, wodurch die Götter verſöhnt wurden. Anderes

*) Die Armenianiſchen Haruſpices wurden in Rom von Nero's Zeit an bekannt. Zu dem Nero war nehmlich Tiridates aus Armenien mit einem großen Gefolge von Magiern gekommen. Plin. H. N. 30, 1.

**) Weiter unten wird Einiges über die Prieſter der Syriſchen Göttin vorkommen.

kommt darin vor von der Enthaltung von Umarmungen an gewissen Tagen, von neuen Sühnungsmitteln, vom nächtlichen Umgange mit den Göttern, welches ausländischen Ursprung zu verrathen scheint. Wie dieser Saame des Aberglaubens gewuchert habe, wird sich unten zeigen.

Die Griechen scheinen viel länger dem alten griechischen Gottesdienst treu geblieben zu seyn. Denn Lucian, der ungefähr funfzig Jahre nach dem Juvenal seine satirischen Werke schrieb, erwähnt nur selten der ausländischen Religion, und verspottet den einheimischen Aberglauben, nämlich die griechische Götterlehre, allenthalben so sehr, daß man daraus mit Recht schließen kann, daß sie damals noch bey Vornehmern und Geringern in Credit gestanden hat.

Man muß nämlich bedenken, daß die ersten Elemente der griechischen Religion nicht in Priesterschriften von einer veralteten, rauhen Sprache, sondern in den vortrefflichsten Gedichten enthalten waren, welche kein gebildeter Mensch aus der Hand legte. In dem rauhern Gottesdienste der Römer verrieth alles das rohe, ungebildete Zeitalter, aus dem er herstammte. Bey den Griechen herrschte, wie in allen übrigen Dingen, so in der Religion, Schönheit und Anmuth. Die römischen Pontifices und Augurn, welche in Krieg und Frieden die wichtigsten Aemter begleiteten, ließen es dabey bewenden, nach der Weise der

Vorfahren zu opfern und Auſpicien zu halten. In Griechenland war die Lage ganz verſchieden. Hier lag es den Prieſtern und ihren Abgeſandten am Herzen, in den Häuſern herumzulaufen, die Wunder des Tempels zu erheben und die Gottheit zu verherrlichen. Denn es würde den gottesdienſtlichen Perſonen an Unterhalt gefehlt haben, hätten ſie nicht die Umgegend mit Ehrfurcht für ihren Cultus erfüllt. Hierzu kam, daß viele Philoſophen in den griechiſchen Städten in die Mythen abſichtlich einen ſo vernünftigen Sinn legten, daß ſich auch die gebildeteren derſelben nicht zu ſchämen brauchten.

Endlich ſcheinen zur Erhaltung und Befeſtigung des alten Cultus in Griechenland die Myſterien hauptſächlich beygetragen zu haben, welche alle, nach meiner Meinung, das mit einander gemein hatten, daß ſich die Geweihten durch geheime Gebräuche und Hymnen dieſe und jene Gottheit günſtig zu machen ſuchten. In einigen wurden überdem mancherley Mythen von den Göttern durch Hymnen und Tänze, zwar nicht erklärt, aber doch gelehrt. Bisweilen wurden auch den Myſtä gewiſſe Belehrungen über die Unterwelt und heilſame Sittenvorſchriften in der Hülle der Gnomen gegeben. Wie aber alles Aeußere in den Myſterien das Gepräge der Hochachtung für die Staatsreligion trug; ſo diente auch das Eſoteriſche derſelben vortrefflich, die bürgerliche Religion zu ſtützen. Denn nachdem die Gebildetern

hier die heiligern Mythen hatten kennen lernen, ſo verachteten ſie den Theil der populären Mythen, deſſen engere Verbindung mit der Sittlichkeit ſie als Eingeweihte erblickt hatten, um ſo weniger, je bequemer jeder dieſen Mythenvorrath an ſeine Denkart anpaſſen konnte. So glaubte in derſelben Gattung der Myſterien Plato ſittliche Vorſchriften *), Varro phyſiſche Lehrſätze **), Diodor hiſtoriſche Mythen ***), Plutarch eine Erklärung der Dämonologie ****) gefunden zu haben. Aber die ungebildetern Geweihten erkannten den Gottheiten, deren ſo glänzende Aufzüge ſie geſchaut hatten, von denen ſie ſo herrliche Verheißungen bekommen hatten, den Preis vor allen zu.

Dennoch konnte ſich auch Griechenland, bey der immer weiter um ſich greifenden Ausbreitung der fremden Religionen über die römiſche Welt, nicht ganz von der allgemeinen Anſteckung frey erhalten. Auf der einen Seite ſtreute Aſien und inſonderheit Aegypten den Saamen des Aberglaubens aus. Auf der andern ſtieß von Zeit zu Zeit Italien ganze Schaaren von Wahrſagern aus,

*) z. B. Phaed. Vol. 1. p. 157. Gorg. Vol. 4. p. 100. Bip.

**) Vgl. Auguſtin. Civ. Dei 7, 28.

***) z. B. 1, 22. p. 26. Weſſel.

****) z. B. de orac. defect. c. 13. 14. 15. de facie in orb. lun. c. 30.

die, aus der Stadt vertrieben, die Provinzen jenseit des Meeres und Griechenland selbst durchwanderten. Hiezu kam das Beyspiel der Stadt und der ersten Stände, welche großen Einfluß auf die Bewohner der Provinz zu haben pflegen. Vorzüglich nahm die Sehnsucht nach neuen Weihungen unter den Griechen, die nach dem Geheimen so lüstern waren, allmählig überhand. Auf der einen Seite waren die Eleusinischen und Samothracischen Mysterien an gewisse Orte gebunden, und der Zugang zu ihnen stand wegen der großen Kosten der Einweihung nur Wenigen offen. Auf der andern Seite hatten die Orphischen *) und Sabazischen **) Mysterien, so wie die der Mutter der Götter ***) und des Adonis ****), die zum Pöbelaberglauben und zur schändlichsten Unsittlichkeit herabgesunken waren, im ersten Jahrh. n. Chr. alles Ansehen verloren.

*) Plato de rep. 2 Vol. 6. p. 220. Theophrast. de superstitioso Demosth. pro Ctesiph. Vol. I. p. 313. Reisk.

**) Diese wurden unter die fremden Mysterien und Sabazius unter die fremden Götter gezählt. Cic. de legg. 2, 15. Diod. Sic. 4, 4. Lucia. Icaromen. p. 739. Bourdal., in concil. deor. p. 1098. Arnob. adv. gent. 5. p. 173. ed. L. B. 1651.

***) Clem. cohort. p. 64. Athenae. 12. p. 541. E. Cas.

****) Plut. Amor. c. 14. Vol. 4. p. 22. Wytt.

Aber der fremde Aberglaube, der endlich allgemeinen Eingang fand, hatte doch ganz andern Einfluß auf den Gottesdienst der Griechen als auf den der Römer. Mit dem griechischen schmolz er in Kurzem zusammen, den römischen hob er großentheils auf. Die Religion der alten Römer bestand nemlich fast ganz aus den alten Gebräuchen und der Disciplin der Haruspices. Von dem griechischen Gottesdienst machten die mythischen Erzählungen, welche in Hymnen und Päanen abgesungen wurden, einen vorzüglichen Theil aus. Nun läßt sich aber an Opfergebräuchen nicht leicht etwas ändern, ohne sie aufzuheben. Aber in mythischen Erzählungen läßt sich viel abändern, viel hinzusetzen. Ueberdem, je näher die griechischen Cultus dem ägyptischen Ursprung waren, desto leichter konnten sie mit ihnen zusammen schmelzen. Aber der römische Cultus, der Zeit und dem Raum nach von jenem entfernter, konnte nicht mit dem ägyptischen vereinigt werden, sondern mußte jenem vielmehr weichen.

Wir haben also gesehen, daß sowohl die römische als die griechische Religion im ersten Jahrh. eine große Revolution erwarten lasse. Der alte Cultus, der mit dem Staate innig verwebt war, hatte alles Ansehen und allen Reitz verloren. Der fremde Aberglaube hatte die durch Ueppigkeit Entnervten, die auf der einen Seite von Schrecken umlagert, auf der andern von den

Verheißungen der Magier gelockt wurden, gänzlich eingenommen. Priester und Wahrsager des Morgenlandes predigten den Weiblein und schwachen Gemüthern die fremden Sitten und neuen Gebräuche.

Zweyter Abschnitt.

Geschichte der Mysterien, durch welche die Hierarchie eingeführt und der Weg zu den ascetischen Anstalten gebahnt wurde, von Nerva's Regierung an bis auf Commodus Tod.

Unter Nerva, Trajan, Hadrian und den beyden Antoninern blühte Roms Glück und Litteratur wieder auf; und dennoch nahm während dieser Zeit die Macht der auswärtigen Religionen nicht ab, sondern sie erhielt neue Kräfte durch die mystischen Weihungen, und bemächtigte sich der Gemüther auch der klügern Menschen desto schneller.

Zwar ist leicht abzusehen, daß die Bettelpriester der großen Mutter und die Isischen Deutler, deren Wissenschaft nichtig, deren Kunststücke plump und deren Sitten abscheulich waren, sich

nicht auf die Dauer bey den Gebildetern in Anſehen erhalten konnten *). Aber kaum war dieſer Abſchaum des Aberglaubens zu dem Pöbel und zum Landvolk verwieſen: ſo erlangten die Myſterien der Iſis, des Oſiris, der Idäiſchen Mutter das höchſte Anſehen **). Denn daß jene ſchon der Verachtung preiß gegebnen und ſchändlichen Haruſpices des Auslandes dieſe heiligen Myſterien hätten ſtiften können, iſt keinesweges glaublich. Aber da uns hierüber die ausdrücklichen Zeugniſſe der Alten fehlen, ſo nehmen wir zu Vermuthungen unſre Zuflucht. Wir müſſen aber etwas weit ausholen.

Die Stadt Alexandria war von Anfang her der Sitz aller Religionen, gleichſam ein Sammelplatz alles Aberglaubens. Hier blühte die griechiſche Litteratur auf; hier wurde der Saame der morgenländiſchen Philoſophie ausgeſtreuet; hier erhielten alle Götterungeheuer, die das Volk des Nil und die angränzenden Syrer verehrten, ihre Altäre und Opfer. Was Wunder, wenn hier vorzüglich die Religionen mit einander verſchmolzen wurden; wenn etwa einige alte ägypti-

*) Plut., cur Pythia non reddat oracula carmine, Vol. 2. p. 37 Wytt.

**) Vgl. Apulejus achtes Buch der Metamorphoſen über die Schandthaten der Prieſter der Syriſchen Göttin mit dem eilften Buche über die Heiligkeit der Myſterien.

sche und syrische Priester, durch Zufall hieher geführt, ihre väterlichen Institute nach griechischer Weise modelten, jedoch so, daß eine Menge Spuren der morgenländischen Götterlehre übrig blieben, und wenn sich diese Institute, die so umgeformt dem Genius des Zeitalters zusagten, an der ganzen Küste von Asien fortpflanzten.

Nun ist es sehr wahrscheinlich, daß die Priester dieser Gottesdienste, nachdem sie von der guten Aufnahme der Galli und der gemeinen Isispriester gehört hatten, sich theils früher, theils später nach Italien und Griechenland begeben, und dort im ersten Jahrh. in Geheim, im zweyten öffentlich ihre alten Mysterien gefeyert haben.

Der geheime Gottesdienst konnte denen, die schon fremden Göttern und barbarischen Ceremonien huldigten, nicht anders als willkommen seyn. Ueberdieß war die ganze Beschaffenheit der Mysterien darauf eingerichtet, die Menschen zu fesseln. Viele, die sich längst gewöhnt hatten alles zu glauben, zogen die Versprechungen der Mystagogen an. Die Furchtsamen schreckten die Strafen des Tartarus, welche allen Ungeweihten angedroht wurden *). Einige hatte das angebohrne Verlangen, das Verborgne zu erforschen, angezogen; andern, die vom Ueberdruß aller Vergnügungen erschöpft waren, schienen die Erzäh-

*) Origen. adv. Celf. 8. p. 408. Spencer.

lungen der Mystä neue und nicht unangenehme Schauspiele darzubieten *). Die meisten endlich zog der Zauber der magischen Künste an. Denn wie in jedem Staat, wo die Kenntniß der natürlichen Beschaffenheit der Dinge noch nicht allgemein verbreitet ist, die Magie zwar verboten, aber doch beybehalten wird: so hatte auch, vorzüglich in dem Jahrhundert, wo die Divinationskünste vor den Wissenschaften, die den gesunden Menschenverstand pflegen, blühten, die betrüglichste aller Künste im ganzen R. Reiche großes Ansehen **).

Eine neue Stütze erhielt der alte Aberglaube durch die Akademiker, unter welchen schon Xenokrates nicht allein gute, sondern auch böse Genien annahm; welchen Unterschied auch Chrysippus und andre Platoniker nicht mißbilligten ***). Mit Freuden nahmen alle diejenigen diesen Zusatz zur Dämonenlehre auf, die sich damit beschäftigten, in die Mythen einen frommen und wahrscheinlichen Sinn zu tragen. Denn nun konnte man alles, was nicht auf die guten Dämonen zu passen schien, auf die bösen übertragen. Plutarch

*) Arrian. 4, 1. p. 106. Schweigh. Plut. de fac. in orb. lun. c. 28. p. 546.

**) Dieß beweisen zur Gnüge der Pseudomantis des Lucian und die Apologie des Apulejus. Ein Beispiel eines thörichten jüdischen Gauklers stellt Kapitolinus auf im Marcus C. 3.

***) Plut. Is. et Os. c. 25. p. 329.

ſagt ausdrücklich *), daß diejenigen Opfer, bey welchen rohes Fleiſch gegeſſen, Menſchen zerriſſen, gefaſtet, die Bruſt geſchlagen, oft auch ſchamloſe Reden geführt, gewüthet, Kriegsgeſchrey mit Verzuckungen und Herumwerfen des Nackens ausgeſtoßen werde, um der böſen Dämonen willen gehalten würden. Denn er glaubte **), daß die Genien, welche die Orakel beſorgen, bey den Orgien und Opfern zugegen ſind, nicht immer recht, ſondern bisweilen nach Laune, nach ungerechter Vorliebe oder ungerechtem Haß handeln, und daß ſie deswegen Strafe leiden und wieder in die Erde hinabgeſtoßen werden. Auch dichteten Einige die Träume der Neuern über die Dämonen dem Homer an ***). Dennoch geſtanden weiſe Männer, die meiſten irdiſchen Dämonen, die ſich an Blut, Fettdampf und ähnlichen Dingen ergötzen, könnten nichts anders bewirken, als Krankheiten heilen, Individuen und Staaten die Zukunft verkündigen und überhaupt, was die Sterblichen angehe ****).

Mit der Eintheilung der Dämonen in gute und böſe war die alte Schmach, von welcher die magiſchen Künſte gedrückt wurden, großentheils weggeräumt. Denn die gebildetern Menſchen

*) de orac. def. c. 13.
**) de fac. in orb. lun. c. 30. p. 549.
***) Origen. adv. Celſ. 6. p. 304. 7. p. 335.
****) Origen. adv. Celſ. 8. p. 417.

verabscheuten nun die gewöhnliche Kunst der Beschwörungen und Zaubereyen als gottlos, und nahmen eine andre, vornehmlich nach dem Vorgang des Apollonius von Tyana, an, vermittelst welcher sie, mit Hülfe der Götter, die sie durch Opfer, Ceremonien und Sühnungen gewonnen hatten, wunderbare Dinge bewirkten *). Wer jene Kunst ausübte, den nannten sie lichtscheu, einen den Weisen und Vornehmen verhaßten Menschen, einen Verächter der großen Götter, der den unterirdischen Göttern schreckliche Opfer darbringe **); wer aber diese verstünde, der sey kundig der göttlichen Dinge, und werde von der Gottheit in der Vollbringung aller wunderbaren Dinge unterstützt und über den Lauf der Schicksale belehrt ***). Diesen Ursachen der Verbreitung der Magie muß man endlich auch die Gnade der Kaiser beyfügen: denn unter den guten Kaisern galt die Ausübung der geheimen Künste nicht mehr für ein des Todes würdiges Verbrechen ****).

*) Philostratus vit. Apollon. 1, 2. 7, 38. 39. 8, 7. Ich wundre mich, wie Tiedemann de artium magic. orig. p. 67. habe leugnen können, daß Apollonius je den Unterschied der Dämonen bey der Bestimmung des Unterschiedes der wahren und der falschen Magie anerkannt habe, da dieses doch theils aus der angezogenen Stelle, theils aus 12, 7. p. 341. Olear. erhellet.

**) Philostr. 8, 7. f. 2.

***) Philostr. 6, 10, 11. 7, 38. ep. Apollo. 16. 17.

****) Vgl. Epist. Hadriani de Alexandrinis in Vopisci Saturnino c. 8.

Vorzüglich ſtanden damals die Aegyptier und Babylonier *) ihrer magiſchen Künſte wegen in großem Ruf. Die Menſchen pflegen nämlich das Ausländiſche und die Ausländer mehr zu bewundern, und größere Dinge von ihnen als von ihren Landsleuten zu erwarten; denn alles Fremde hat etwas Dunkles, wo die Phantaſie freyen Spielraum hat, ſich alles nach Wunſch auszubilden **). Wenn alſo der unwiſſende Haufe einen frommen Philoſophen ſah, ſo nannte er ihn gleich einen Magus ***), und war um ſo feſter überzeugt, daß er, durch Verkehr und Unterhaltungen mit den Göttern, alles, was er wolle, hervorbringen könne, je mehr er in der morgenländiſchen Weisheit bewandert zu ſeyn ſchien.

Man darf ſich alſo nicht wundern, daß dieſe, der Magie ſo ergebnen, Menſchen zu den Heiligthümern der fremden Myſterien eilten, um ſich der geheimen Schätze der morgenländiſchen Philoſophie zu bemächtigen, durch die Weihung den Göttern näher zu kommen und deſto eher göttlicher Erſcheinungen gewürdigt zu werden ****). Auch

*) Lucia. Philopſ. Philoſtr. vit. Ap. 1, 2. 6, 11. Phot. cod. 94.

**) Tiedemann im angeführten Buch S. 75.

***) Apulej. apolog. p. 448 ed. in uſ. Delph.

****) Je mehrere Myſterien Apulejus aufgenommen wurde, deſto mehr Erſcheinungen hatte er. Met. L. 11 ad fin.

ist nicht zu übergehen, daß die neuen Mysterien, ungeachtet sie gerade durch die Neuheit ihrer Weihungen und Gebräuche die Gemüther angezogen, doch viel mit den Eleusinischen und Samothracischen Geheimnissen gemein hatten *); daher sie durch die Verehrung, die noch immer jenen alten Mysterien erwiesen wurde, sich kein geringes Ansehen erwarben **).

Endlich waren bekanntlich die meisten mystischen Gottesdienste so beschaffen, daß durch sie die herrschenden Mythen von den Göttern nicht aufgehoben wurden, sondern vielmehr durch neue Symbole und Allegorien neue Sanction erhielten. So sagt Apulejus ***), die Göttin, welche er die Mutter Natur, die Gebieterin der Elemente, die Erstgebohrne der Sekeln, die höchste Gottheit, die Königin der Manen, die Erste der Himmelsbewohner, die Allgestalt der Götter und Göttinnen, welche die Lichtgipfel des Himmels, die fruchtbaren Fluthen des Meeres, das traurige Schweigen der Unterwelt durch ihren Wink regiere, nennt, sey die nehmliche, deren einzige Gottheit

*) Der Grund davon war doppelt. Theils borgten die ägyptischen und phrygischen Priester von Alexanders Zeitalter an vieles von den Griechen; theils scheint sich der Ursprung der griechischen Mysterien selbst in den Orient zu verlieren.

**) Plut. de Is. c. 45.

***) Met. 11. p. 362 sq.

der ganze Erdkreis in vielfacher Gestalt, mit mannichfaltigen Gebräuchen und unter vielerley Namen verehre. „Sie wird daher von dem ältesten Volk, den Phrygiern, die Pessinuntische Götter-Mutter, von den Attischen Autochthonen die Cecropische Minerva, von den Cyprischen Insulanern die Paphische Venus, von den Cretischen Schützen Dictynna Diana, von den dreyzüngichsten Siciliern die Stygische Proserpina, von den Eleusiniern die alte Göttin Ceres, von andern Juno, von andern Bellona, von andern Hecate, von andern Rhamnusia und von den östlichen Aethiopen und Ariern und den der alten Weisheit kundigen Aegyptiern, die sie mit ganz eignen Ceremonien verehren, bey ihrem wahren Namen Königin Isis genannt.“

Dennoch möchte ich nicht glauben, daß Apulejus hier die eignen Worte eines ächten mystischen Hymnus angegeben habe, da dieser große Anhänger der Mysterien die Geheimnisse derselben, die großentheils in den Formeln der Hymnen bestanden, ja sonst entweiht haben würde. Als Platoniker erklärte er aber den Cultus nach seinem System. Auf der andern Seite ist es jedoch wahrscheinlich, daß Apulejus auf mystische Hymnen Rücksicht genommen *) und in dem seinigen,

*) Doch stimme ich den Gelehrten (z. B. Sainte Croix Mysteres du paganisme p. 500. Thorlacius de Psyche et Cup. p. 22 sq.) nicht bey, wel-

eben sowohl als die Verfasser der Orphischen Hymnen (aus welchem Zeitalter sie auch seyn mögen), eine gewisse Aehnlichkeit mit jenen beybehalten habe. Aber jenes Gemisch von Namen und jener

che glauben, Apulejus habe eine wichtige Absicht bey seinen Mährchen gehabt." Ich glaube, es würde Niemand so von diesem mit abgeschmackten Geschichtchen angefüllten Werke geurtheilt haben, hätte nicht der Name des Vfs. vermuthen lassen, daß etwas Philosophisches und Mystisches dahinter stecke. Ich stelle mir die Sache so vor. Man hatte ein Mährchen von einem Menschen, der in einen Esel verwandelt worden war, welches, wie viele unsrer Volks-Mährchen einen morgenländischen Ursprung verrieth. Diese Geschichte, bey welcher der Phantasie des Erzählers ein weiter Spielraum offen stand, erzählte Lucius von Paträ (Phot cod. 129.), der, vielleicht nicht abgeneigt, solchen Erzählungen Glauben beyzumessen, Vorgänger in dieser Gattung hatte. (Phot. cod. 166. p. 363. Schott.) Auch Lucian schmückte diese Geschichte auf seine Art aus, und gab ihr noch, vermuthlich aus seinem Eigenthum, eine sehr artige Zugabe, welche die weibliche Ueppigkeit durchzieht. Eben dieser Geschichte bemächtigte sich endlich Apulejus und versuchte sie auf eine Art vorzutragen, von der er sich den meisten Eingang bey seinen Zeitgenossen versprach. Er webte ihr also alle die beym großen Haufen beliebten lächerlichen Histörchen von Gespenstern, Hexen, von Ausschweifungen der Matronen und Priester, ein. Und um auch einer andern Gattung von seinen Lesern zu gefallen, schaltete er das schöne Feen-Mährchen vom Cupido und der Psyche ein, das

Syncretismus in Vermischung der Attribute *) war ohne Zweifel theils Folge der Religiosität der Mystagogen, welche jeden Schmuck der Beynamen zu größerer Verherrlichung der mysti-

vielleicht ursprünglich den Mysterien angehörte (s. Thorlacius), und vom Apulejus, oder einem andern platonischen Philosophen war ausgeschmückt worden. Endlich gibt Apulejus seinem Werk noch einen feyerlichen Ausgang, theils um seine Ehrfurcht gegen die Mysterien zu bezeugen, theils um den Dank seiner Leser, unter denen er viele Geweihte wußte, durch prächtige Beschreibungen der Weihungen und Aufzüge zu verdienen. Auch begreift sich leicht, warum der junge Mann, von üppigem Geist und leichten Sitten, der sich darin gefiel, Bücher von leichtfertigem Inhalt zu schreiben, seiner Armuth durch ein Werk, bey welchem er auf einen guten Absatz rechnen konnte, abzuhelfen suchte. Diese Meinung begünstigen auch die Urtheile von Septimius Severus (Capitol. in Clod. Albino c. 12.) und von Macrobius (somn. Scip. 1, 2).

*) Ich glaube nicht, daß in den Mysterien etwas Bestimmtes über diesen Syncretismus vorgekommen ist. Eine eigentliche Auseinandersetzung irgend einer Vorstellung widerspricht nämlich dem Geist der Mysterien, der nur durch Namen, Allegorien, Symbole und Sprüche redet. Ich verstehe daher die Stelle des Plutarch de Is. c. 35. p. 340. Wyrr. „Daß Osiris und Bacchus einerley Gottheit sey, kann Niemand besser wissen, als du, Clea, die du der Delphischen Thyaden Vornehmste und von Vater und Mutter in die Osiris-Geheimnisse eingeweiht worden bist“ von einem

schen Gottheit aufhäuften, theils gehörte sie den Lehrsätzen der Alexandrinischen Philosophie an. Denn die Priester, welche wenigstens eine oberflächliche Kenntniß derselben erworben hatten, glaubten, die mannichfaltigen Namen der Gottheiten bedeuteten entweder eine und dieselbe Natur der Dinge, die Mutter aller Wesen, oder die verschiednen Ausflüsse der Weltseele.

Die Beynamen und Attribute der mystischen Götter waren also von doppelter Art; einige waren aus den alten mythischen Sagen entsprungen, andre von den neuern Mystagogen aus den Lehrsätzen der Alexandrinischen Philosophie aufgenommen. Jene waren der Rohheit der alten Zeit angemessen, diese nach den spitzfindigen Vorstellungen der Neuplatoniker über das Wesen der Götter modificirt. Durch eine solche Mischung des Wahren und Falschen in den Mysterien geschah es, daß diese dem Geschmack aller und jeder entsprachen. Denn die Gebildetern glaubten, ihre Philosopheme würden darin gelehrt, die Rohern glaubten, ihre alten Fabeln in den mystischen Aufzügen und Schauspielen zu erblicken.

Da also die auswärtigen Mysterien in diesem Jahrh. einen so großen Einfluß auf die Ge-

Satze, der nicht mit ausdrücklichen Worten gelehrt wurde, den man aber aus den Symbolen und Beynamen beyder Götter folgern konnte.

müther hatten, so ist es der Mühe werth die Beschaffenheit und Weihungen der einzelnen zu untersuchen.

Im Anfang des zweyten Jahrh. breitete sich der neue Cultus der Idäischen Mutter in Italien aus. Martial *) rechnet den mystischen Gottesdienst der Dindymene unter die gewöhnlichen Eidformeln der Weiber. Ich glaube aber, daß der Dichter weder den öffentlichen veralteten Cultus der Cybele, welchen der Phrygier und die Phrygierin begingen **), noch die sacra bonae deae, welche in dem schlimmsten Ruf standen ***), gemeynt habe. Vorzüglich aber bezeugen es viele Inschriften ****), daß Männer und Frauen selbst vom ersten Rang in den Mysterien dieser Göttin eingeweiht worden, und der großen Götter-Mutter allenthalben im ganzen R. Reiche nach fremder Weise Opfer dargebracht haben †).

*) 8, 81.

**) Dionys. Hal. 2, 19.

***) Juven. 6, 313.

****) Van Dale de orig. et ritu Taurobolii. Vgl. Muratori thes. inscr. nov. Vol. 1. p. 130.

†) Man hat Inschriften, die dieser Göttin geweiht sind, nicht nur in Italien, sondern auch in Spanien, Gallien, ja sogar in Britannien, bey der Verschanzung des Severus (Gruter. p. 86, 7), ausgegraben.

Die Wiege dieses neuen Aberglaubens war unstreitig Syrien. Lucian *) erzählt, zu Hierapolis in Syrien sey ein prächtiger Tempel, zu dem die Syrier häufig gewallfahrtet, einer Göttin zu Ehren erbaut worden, welche nach den in dem Tempel aufgestellten Bildern und den Hähnen, die ihre Hoden abbeißen, offenbar die Rhea oder Cybele war.

Bey der Beschreibung dieses Tempels wird ein besondrer Opfergebrauch erwähnt, nach welchem der betende Opferer den Kopf und die Füße des Opferthiers auf sein Haupt legte. Aus dieser Gewohnheit, zu der die griechische Meynung von der versühnenden Kraft des Stierblutes kam **), scheinen mir die Gebräuche des Tauroboliums, welche von der Mitte des zweyten Jahrh. an in allen abendländischen Provinzen eingeführt waren ***), ihren Ursprung zu haben.

Zur Weihung durch das Taurobolium war erforderlich, daß ein Mensch in eine tiefe Grube hinabgelassen wurde, welche darauf mit durchlöcherten Bretern bedeckt wurde. Oben drüber

*) dea Syr. p. 1062.

**) Aesch. Eum. 452 f. In den Mysterien nahm man Schweineblut. Apollo. Rhod. 4, 705.

***) Die älteste Inschrift, die man bisher gefunden hat, worin des Tauroboliums gedacht wird, gehört ins J. Chr. 170. Vgl. Marmora Taurin. Vol. I. p. 18.

wurde ein Stier mit vergoldeten Hörnern geſchlachtet, ſo daß das Blut durch die Oeffnungen in die Grube floß, welches der in der Grube befindliche Menſch mit ſeinem Kopf, Naſe, Augen, Ohren und mit dem ganzen Körper auffing *). Dieſer Luſtration ſchrieb man eine ſo große Kraft zu, daß die dadurch Gereinigten ſich ewig zu verjüngen und auf zwanzig Jahre hinaus rein zu bleiben ſich einbildeten **). Nach Ablauf dieſer Zeit mußte dieſes Reinigungsopfer wiederholt werden ***). Und nicht nur Leute aus den niedrigſten Claſſen, ſondern auch Männer ****) und Weiber †)

*) Firmicus Maternus p. 92. Wover. Ausführlich beſchreibt die Sache Prudentius in Roman. v. 1006 f. Vgl. die Worte des alten Gedichts, welche Saumaiſe zum Lamprldius Heliogab. c. 7. anführt. Ein Relief des Tauroboliums ſ. in Mém. de l'Ac. d. Inſcr. Vol. 2. de Boze diſſ. Marm. Taurin. Vol. 1. p. 24.

**) S. die Inſchrift bey Van Dale p. 4. lib. cit. p. 42. Aedeſius taurobolio crioboliqque in aeternum renatus aram ſacravit. Vgl. ebendaſ. p. 145.

***) Vgl. das angeführte alte Gedicht und eine Inſchrift bey Van Dale p. 120.

****) z. B. Clodius Flavianus pontifex major quindecimvir, Van Dale p. 29. Aedeliſius vicarius praefectoris per Hispanias p. 42. Orſitus augur p. 43. Cejonius Rufus Voluſianus, filius praefecti praetorii p. 120.

†) V. Dale p. 41. 47. 60. 61. 79. Gruter. 29. 30. Unter dieſen Fabia Paulina, Gemahlin eines Conſulariſchen Mannes p. 79.

der höhern Stände ließen sich durch diese schmutzigen Opfer reinigen. Aber nicht nur Einzelne empfingen für ihr Wohl das Taurobolium und Criobolium, sondern auch für das Heil anderer *), besonders die Provinzialpriester für das Heil ihrer Kaiser **). Bisweilen finden wir, daß ein Andrer die Kösten hergegeben, ein Andrer die Opferspende des Stieres empfangen hat ***).

Es waren mehrere Priester dabey angestellt, deren Vornehmste das Collegium der Dendrophori bildeten ****), welchen öffentliche Ländereyen angewiesen waren †). Der Vorsitzer des Collegiums scheint jener heilige Archigallus gewesen zu seyn,

*) V. Dale p. 7. 60. 61. 70 f.

**) Ib. p. 55. 57. 68. Marm. Taurin. p. 19.

***) Ib. p. 47 f.

****) Daß die Dendrophori Priester der Idäischen Mutter waren, erhellet aus einer alten Inschrift, welche de Boze in diss. de taurobolio (Mém. de l'Ac. des Inscr. Vol. 2.) erläutert hat, und aus den Versen des Commodianus beym Saumaise ad Spartia. Carac. c. 9: Egregios proceres currum servare Cybellae, Quem traheret conducta manus Megalensibus actis, Arboris excisae truncum portare per urbem, Attin castratum subito praedicere solem. Ich schließe aus diesen Versen, die auch auf eine Aehnlichkeit mit den Pastophori, sehr angesehenen Priestern der Isis, hinweisen, daß die Dendrophori sehr vornehme Priester waren.

†) Cod. Theod. tit. de paganis et templis lex 20.

welcher im höchsten Ansehen stand *). Auch unter den Priesterinnen wurde eine Maxima genannt **). Auch in diesem Jahrh. gab es Fanatiker, die sich nach Art der Galli entmannten und die Arme mit Messern zerfleischten; theils, um sich die Göttin geneigt zu machen, theils die Wohlfahrt andrer dadurch zu befördern ***). Unter den heiligen Gebräuchen wird daher auch vorzüglich die Trauer und die strengere Enthaltung von Brod genannt ****). Durch alles dieses wurde, wie man glaubte, bewirkt, daß die Geweihten

*) Tertullia. apol. c. 25. In einer Inschrift bey Van Dale p. 103. wird eines Tauroboliums gedacht, das nach der Weissagung des Archigallus angestellt worden. Von den Archigalli handelt Dominici Georgi in Thes. inscrr. Murat. Vol. I. p. 208 - 18.

**) Van Dale p. 142 f.

***) Tertull. l. c. Lamprid. Commodo c. 9. Bellonae servientes vere exsecare brachium praecepit studio crudelitatis. Hieraus haben Einige gegen die allgemeine Stimme des Alterthums schließen wollen, daß die Wunden der Bellonarier sonst nur scheinbar gewesen wären. Aber exsecare heißt hier: abschneiden, verstümmeln. Der Kaiser befahl also den Bellonariern, nicht sowohl, wie ich glaube, aus Grausamkeit, als aus Aberglauben, mit ihren Messern tiefer in das Fleisch einzuschneiden.

****) Arnob. 5. p. 167. Lugd. 1751.

der Idäischen Mutter *) ein sorgenfreyes Leben unter dem Schutze ihrer Göttin führten **). Diejenigen aber, welche, bey der Annäherung des Todes, die Cybele durch Vernachläßigung ihres Cultus erzürnt zu haben glaubten, befahlen bisweilen, ihren Körper zur Abwendung aller Strafen bey dem Tempel der Göttin zu begraben ***).

Von diesen Mysterien waren aber in Absicht auf die Sitten (wenn gleich weniger in Ansehung der Vorschriften und Meynungen von den Göttern) diejenigen Gaukeleyen himmelweit verschieden, welche von Bettelpriestern aus den Hefen des Volks, die auf Dörfern und in Städten mit der Syrischen Göttin unter dem Schall der Cymbeln und Crotalen herumzogen, gefeyert wurden. Diese priesen mit dem Mund die reinste Keuschheit, führten aber das schändlichste Leben ****). Ihren Cultus, ihre Sitten und ihren großen Einfluß auf den Pöbel schildert Apulejus mit lebendigen Farben †): „Die Priester der Syrischen Göttin kommen zu der Villa eines reichen Eigenthümers und lassen gleich beym Eingang ein unsinniges Geheul hören. Nachdem sie lange

*) Gruter. p. 28, 6. steht in einer Inschrift: Taurobolique simul magni dux mystice sacri.

**) Augustin. C. D. 7, 24.

***) Gruter. p. 31, 8.

****) Apul. Met. 8. p. 264.

†) Met. p. 260-2.

mit gesenktem Haupte da gestanden, verdrehen sie ihren Nacken mit schlüpfrigen Bewegungen, rollen ihr herabhängendes Haar im Kreise, beißen sich zuweilen ins Fleisch, und verwunden endlich ihre Arme mit einem zweyschneidigen Eisen. Unterdeß beginnt einer von ihnen besonders zu wüthen, und indem er zu wiederholtenmalen aus tiefster Brust aufkeucht, als wäre er voll des göttlichen Geistes, scheint er wahnsinnig, gleich als wenn die Menschen durch die Gegenwart der Gottheit nicht gestärkt, sondern geschwächt und krank würden. Nun fängt er laut schreyend an zu weissagen, Lügen zu erdenken, sich selbst anzuklagen, wie wenn er etwas Frevelhaftes begangen hätte; und übt mit eignen Händen Strafe an sich aus. Er ergreift die diesen Halbmännern eigne Geißel, die aus wollnen Streifen gedreht und mit Schafknöcheln besetzt ist, versetzt sich damit viele Hiebe und scheint mit Gefühllosigkeit gegen den Schmerz gewaffnet zu seyn. Durch die Wunden, die sie sich mit dem Degen und mit der Geißel beygebracht hatten, ward der Boden mit Blut besprützt. Als sie endlich entkräftet mit dem blutigen Schauspiel inne hielten, sammelten sie eherne und silberne Münzen, die man ihnen von allen Seiten darbot, in ihren offnen Busen, auch nahmen sie Schläuche mit Wein, Milch, Käse, Mehl und Semmel an."

Es ist kein Wunder, wenn die Einfalt, bey solchen Schauspielen, von heiliger Scheu gegen

die Götter ergriffen wurde, die sich an den Qualen der Menschen erfreuten, und daß sie, bey irgend einem einbrechenden Unglück oder einem nächtlichen Schreckbild, ihre väterlichen Gebräuche verließen, sich auf ihr Angesicht werfen, sich nackt im Kothe wälzten, keine barbarische Schmach unterließen, und sich selbst unter häufigen Seufzern aufs heftigste anklagten, daß sie wider Willen der Gottheit gegessen oder getrunken hätten oder spazieren gegangen wären *).

Noch größeres Ansehen hatten die Mysterien der Isis und des Osiris oder Serapis **) in diesem Jahrh. erlangt. Dem Apulejus zufolge ***) war im Tempel der Isis zu Corinth ein geweihter Haufe von Männern und Frauen jedes Alters und jedes Standes. Auch bezeugen viele Tempel, Inschriften und edle Steine, die zu Ehren der Isis und des Serapis geschnitten sind, daß sich die mystische Verehrung dieser Gottheiten durch ganz Griechenland und Italien verbreitet habe. Die Corinthier scheinen den Römern die geheilig-

*) Plut. de superstit. c. 3, 7, 12.

**) Daß Serapis um diese Zeit Eins mit dem Osiris war, erhellt schon aus dem Apulejus 11 p. 394. vgl. 392. Siehe auch vom Serapis und dessen Cultus Zoega numi Aegypt. p. 78-81. 398. 399. Vgl. Clem. Coh. ad gent. p. 42. Origenes adv. Cels. 5. p. 257. Murator. in Paulin. natal. 11, 100.

***) Met. 11. p. 311.

tern Mysterien der Isis, die sie von den Alexandrinern empfangen hatten, mitgetheilt *), und die Römer dagegen den Gemeinen Cultus der Isis mit der schändlichen Schaar der Isisdiener nach Griechenland gesendet zu haben.

Die Vorsteher der Isismysterien pflegten, nach der Weise der Besitzer von Geheimnissen, viel von den herrlichen Belohnungen zu sprechen, die den Geweihten durch die Gnade der Gottheit zu Theil würden. „Nach überstandnen Drangsalen, sagt ein Priester der Isis zu einem Ordens-Candidaten beym Apulejus **), und nach großen Stürmen des Glückes, bist du endlich zu dem Hafen der Ruhe und dem Altare der Barmherzigkeit gekommen. Denn das ungünstige Schicksal kann denen nichts mehr anhaben, deren Dienst sich die Majestät unsrer Göttin zueignet. Du bist schon aufgenommen in den Schutz des Glücks, aber des sehenden, welches durch den Glanz seines Lichts auch die übrigen Götter erleuchtet. Nimm nun eine fröhlichere, deinem weißen Gewand angemeßne Miene an, begleite die Procession der rettenden Göttin mit festlichem Schritt. Um aber sichrer zu seyn, so bekenne dich zu diesem heiligen Dienst, dem du schon ehmals Treue geschworen, und weihe dich unsrer Religion und nimm freywillig ihr Joch

*) Beym Gruter p. 312, 5. kommt eine pelasgische Isis vor.

**) Met. 11. p. 376.

auf dich. Denn wenn du angefangen der Göttin zu dienen, dann wirst du noch mehr die Frucht deiner Freyheit genießen."

Junge Leute nun, welche diesen Großprahlereyen vertrauten, brannten vor Begierde nach diesen Mysterien, wiewohl sie gehört hatten, welchen strengen Dienst und welche strenge Keuschheit die Ordensregel fordere *). Aber die Priester wußten, nach Gutbefinden, die jugendliche Hitze zu mäßigen, indem sie erinnerten, daß die Zeit und Art der Einweihung nicht von menschlicher Willkühr und nicht von ihrer Macht abhänge, sondern von der Gottheit selbst vorgeschrieben werde **). Wer wider den Befehl der Gebieterin sich in diesen Gottesdienst eindränge, der ziehe sich eine Todesschuld zu. Denn sowohl die Pforten der Unterwelt als die Mittel des Heils wären in der Hand der Isis, und die Hingebung an die Göttin selbst werde als ein freywilliger Tod und als ein aus Gnaden verwilligtes Heil angesehen. Denn, nach vollbrachter Lebenszeit, wenn man schon am Ziel stehe, pflege die Göttin diejenigen, denen man große Geheimnisse der Religion sicher anvertrauen könne, auszuwählen, sie durch ihre

*) Apul. Met. 11. p 382. Plut. Is. et Os. c. 2.

**) Pausanias Phoc. c. 31. erzählt, das Adytum der Isis zu Tithorea stehe nur denen offen, welche die Göttin in Träumen auserwählt und eingeladen habe.

Vorsehung gewissermaßen wieder neu zu beleben und sie zu einer neuen Laufbahn des Heils zurückzuführen *). Glücklich also und dreymal selig wurde der gepriesen, der durch die Unschuld und Rechtschaffenheit verdient, ohne lange Sühnungen sogleich in die Mysterien eingeweiht zu werden **).

Indeß wurde Niemand aufgenommen, der sich nicht eine Zeit lang aller profanen und unerlaubten Speisen enthalten ***), dann zehn ganzer Tage vor der Aufnahme auf jede leckre Mahlzeit Verzicht gethan, keine thierische Speise und keinen Wein ****) genossen, und endlich alles zur Aufnahme nöthige auf seine Kosten reichlich herbeygeschafft hatte †). Wenn endlich der erwünschte Tag sich zu Ende neigte, führte der Priester den in Leinwand und in rauhe Gewänder gekleideten Ordenscandidaten zu dem Heiligthum des Tempels ††): „Ich habe, sagt Apulejus †††), die Gränze des Todes erreicht, und, nachdem ich die Schwelle der Proserpine betreten, bin ich durch alle Elemente zurückgekehrt. Ich habe in

*) Apul. Met. 11. p. 384 f.
**) p. 378.
***) p. 385.
****) p. 387.
†) p. 386.
††) p. 387.
†††) p. 388.

der Mitternacht die Sonne im hellen Licht strahlen sehen: ich habe die himmlischen und die unterirdischen Götter vor Augen gesehen und in der Nähe angebetet.“ Diese schwülstige Beschreibung, welche nichts weiter sagt, als daß der Neugeweihte eine Vorstellung vom Elysium und vom Tartarus sah und die Füße eines hochheiligen Bildes küßte *), mußte auf Einfältige oder Enthusiasten mit besondrer Zauberkraft wirken.

Früh nach vollbrachter Feyer trat der Mysta gleich der aufgehenden Sonne auf eine Bühne, die mitten im Tempel erbaut war, und wurde daselbst dem erstaunten Volke gezeigt. Dann wurden angenehme und heitre Gastmahle im Tempel gehalten. Auch der dritte Tag verging unter gleichen Ceremonien, und endlich wurden die Teletä mit einem heiligen Frühstück geschlossen. Bisweilen verweilte der Mysta noch einige Tage im Tempel, um sich an dem Anschauen des göttlichen Bildes länger zu vergnügen **).

Doch war man mit dieser einfachen Weihung noch kein vollständiger Geweihter der ägyptischen Mysterien. Wenigstens erzählt Apulejus in der Person des Lucius ***): „Er habe erst nach Verlauf eines Jahres erfahren, daß er nur in die Mysterien der Isis, aber noch nicht in die des

*) p. 380.
**) p. 389.
***) p. 392 f.

großen Gottes und höchsten Götter-Vaters, des unüberwindlichen Osiris, eingeweiht sey. Denn obgleich die Gottheiten und Religionen aufs Engste mit einander verbunden oder eigentlicher alle Eins wären, so wäre doch ein großer Unterschied unter den Teletä." Lucius, der sich in der äußersten Armuth befand, versetzte sein Kleid, um die nöthige Summe zusammen zu bringen, nach deren Entrichtung, und nachdem er sich zehn Tage aller Fleischspeisen enthalten, er in die nächtlichen Orgien des Osiris und Serapis in Rom aufgenommen wurde. Nicht lange darauf, als sich seine Vermögensumstände etwas gebessert hatten, trieb ihn der Aberglaube wieder neue Kosten auf eine dritte Weihung zu wenden. Vielleicht dachte er an die glänzenden Verheißungen, die ihm einst die Gottheit im Traum gegeben *): „Du wirst selig und glorreich unter meinem Schutz leben, und wenn du deine Lebenszeit vollbracht hast und in die Unterwelt hinabgehst, wirst du auch dort in dem unterirdischen Halbkreise, wo du mich in der Finsterniß des Acheron leuchten und im Stygischen Heiligthum herrschen siehst, als Bewohner von Elysium mich die dir Gnädige fleißig anbeten. Wenn du dich durch treue Dienste und standhafte Keuschheit um unsre Gottheit verdient gemacht hast, so wisse, daß es nur mir erlaubt sey, dein Leben über das dir vom Schicksal bestimmte Ziel zu verlängern."

*) p. 366 f.

Von der Hoffnung so vieler Belohnungen gereitzt, strebten daher Viele selbst vom ersten Range darnach, sich in die Mysterien einweihen zu lassen und bey heiligen Aufzügen die Larven der ägyptischen Götter zu tragen:

Schreitet der Consul daher in der Stadt vom Tempel der Isis,
Ist sein Gesicht zum Gelächter: denn wer sollte nicht lachen,
Daß der erhabene Consul erscheint als Diener der Isis;
Daß, der stehet am ersten Platz, sich nicht schämet des zweyten;
Daß du nicht scheust zu entehren dich durch schändliche Hymnen,
Denen Volk und Senat antwortet in klagenden Weisen;
Daß du, vorher zu Hause geschmückt mit den Fasces des Staates,
Jetzt mit dem Sistrum trägst des Anubis hündische Maske *).

Aus gleichem Aberglauben trug Commodus die Hundsmaske des Anubis in Procession: aber er konnte auch hier seinem Hang zu Mißhandlungen so wenig widerstehen, daß er die Köpfe der vor ihm her gehenden Isispriester mit seinem Maskenkopf zerstieß **).

*) Van Dale de taurobol. p. 65. und Cäs. Lamprid. Commod. c. 9. legen diese Verse dem Tertullian bey. Sie scheinen im zweyten oder dritten Jahrh. verfertigt zu seyn.

**) Lamprid. Commod. c. 9. Hieher gehört Apulej. Met. 11. p. 373. Dei dignati pedibus huma-

Die so große Achtung, in welcher die Mysterien standen, ging nun auch auf ihre Priester über. Unter den gemeinen Mystä zeichnete sich das Collegium der Isis und des Serapis oder der Pastophori aus, zu denen jene Vornehmen gehörten, welche die Geräthschaften *) ,der mächtigsten Götter, vorzüglich die heilige Kiste und das Bild der höchsten Gottheit in ihrem Schooße trugen **). Einige Pastophori wurden durch die Gunst des Osiris oder vielmehr des Hierophanten mit der Würde eines decurio quinquennalis geschmückt. Allen aber stand der Oberprieſter oder Hierophanta vor ***). Wer nun im Isisdienst unter dem übrigen Haufen sein Leben zugebracht hatte, dessen Leichnam wurde mit dem Priesterkleid angethan, damit er den Cerberus, wie ich glaube, täuschen und auf dem den Priestern gebahnten kürzesten Wege nach Elysium kommen möchte. Freylich erinnerten die Verständigeren, aber, wie es scheint, oft vergebens, daß nicht das Gewand von Linnen und die Tonsur den Isisverehrer ausmache, sondern die Vergleichung dessen, was die Mysterien von den Göttern zeigen und sagen, mit den Dingen, und die philosophische Erforschung der Wahrheit ****).

nis incedere. Auch dieß findet man in verschiednen Reliefs ausgedrückt.

*) Apul. II. p. 372.

**) p. 374.

***) p. 380. 396.

****) Plut. II. c. 3. Vol. 2. p. 301. Wyt.

Endlich fing auch die geheime Religion des Mithras *), deſſen erſten Saamen vielleicht die Piraten, welche Pompejus gefangen genommen, in den Provinzen ausgeſtreut hatten **), ungefähr um dieſelbe Zeit an ſich aus ihrer alten Dunkelheit zu erheben. Plutarch redet verächtlich von dieſem Cultus; aus dem Juſtinus Martyr und Tertullian aber ſieht man, daß er ſchon ſehr gemein geweſen ***). Zur Erläuterung deſſelben leiſten die al-

*) Ueber die ſacra mithriaca ſ. Philipp a Turre monumm. vet. Antii, Rom 1700. 4. p. 157-252. Van Dale de orig. taurobolii, Amſt. 1702. 4. Freret ſur les fêtes religieuſes de l'ann. Perſanne, Mém. de l'A. d. J. Vol. 16, p. 267 f. S. Croix Myſteres du paganisme p. 455-73. vorzüglich aber Zoega's Diſſ. de monumentis romanis ad cultum Mithrae ſpectantibus, welche für die Ephemeriden der Kopenhagner Geſellſchaft der Wiſſenſchaften beſtimmt und mir von dem Secretär derſelben, dem Prof. Bugge, vor dem Druck mitgetheilt worden iſt. Ich bin Zoega, als dem competenteſten Richter in Unterſuchungen der Art, bey meinen Angaben über den Cultus des Mithras gefolgt, jedoch habe ich auch Einiges von meinem Eigenthum beygemiſcht.

**) Plut. Pompejo.

***) Iuſt. Mart. Apol. 1, 81: Ut in myſteriis Mithrae aliquid ſimile fieret, pravi daemones praeceperunt. Nam panem et poculum aquae cum certa quadam verborum formula, quando quis initiatur, adhiberi vos aut ſcitis, aut diſcere poteſtis. Tertull. de praeſcr. c. 40. de corona mil. 15. de baptismo c. 5.

ten Inſchriften und erhabenen Werke *), deren einige ſo künſtlich gearbeitet ſind, daß ſie in Antonins Zeitalter zu gehören ſcheinen **), die erſprießlichſten Dienſte. Aus dieſen erhellt ferner, daß der Cultus des Mithras im zweyten Jahrh. in ganz Italien verbreitet geweſen, ja ſogar bis nach Helvetien und einem Theil von Gallien gedrungen war ***). Lange ſcheint ihm der ägyptiſche Aberglaube den Zugang verſperrt zu haben ****).

Die Mithriaca ſtammten, wie der Name und die übereinſtim. den Zeugniſſe des Alterthums zeigen, aus Perſien ab; aber ungewiß iſt es, wie die alte Lehre durch neue Zuſätze verändert worden. Im erſten Jahrh. nach Chr. ſcheinen die Myſterien des Mithras, die ſich unter dem rohern Haufen fortpflanzten, nichts weiter als Sühnungen unter Anrufung perſiſcher Gottheiten geweſen zu ſeyn, zu denen die alte Religion der Magier, die ſich viel damit abgab, die ſchädliche Macht des Ariman durch mancherley Ceremonien abzuwenden, Veranlaſſung gegeben hatte. Dieſer Meinung ſind vorzüglich die erhobenen Werke

*) S. Zoega §. 13.

**) Zoega §. 11. Die inſcr. mithriaca bey Gruter 35, 2, die ins J. 101 gehört, ſcheinet von zweifelhafter Aechtheit zu ſeyn.

***) Vgl. S. Croix p. 456.

****) Orig. adv. Celſ. 6. p. 290. Spenc. Vgl. 1. p. 8.

günstig, auf welchen nach persischer Sitte die Opfergebräuche vorgestellt werden. Mithras wird darauf als größter der guten Genien und als Mittler *) zwischen dem Ormuzd und Ariman, die nach der alten Religion der Magier mit gleicher Gewalt begabt waren, vorgestellt, wie er diese mit Stierblut zu versöhnen und den Menschen geneigt zu machen sucht. Um den Sinn dieses Opfers desto deutlicher zu machen, sind Sonne und Mond dabey vorgestellt, als Sinnbilder des Lichts und der Finsterniß; es werden zwey Genien hinzugefügt, der eine mit in die Höhe gerichteter, der andre mit umgestürzter Fackel. Man erblickt auch nicht nur den dem Ormuzd heiligen Hund, der auf den Stier springt, sondern auch die vom Ariman erzeugte Schlange, die den aus dem Stier ausspritzenden heiligen Blutstrahl aufleckt. Ueberdem ist auch gewöhnlich am Rande der von dem Ariman geliebte Scorpion beygefügt, und oben drüber erblickt man den Raben, einen Vogel, der zwar den Indiern unbekannt ist, zu welchem aber die griechischen Künstler die Waldtaube, das vorzüglichste Geschenk des Ormuzd, umgestaltet zu haben scheinen. Die ganze Opferfeyerlichkeit endlich ward auf der Gränzscheide des Lichtes und der Finsterniß, nemlich in einer Höhle, vollbracht **).

*) Plut. Is. c. 46. p. 353.

**) Vgl. Zoega §. 7. 9. 11.

In der Folge erklärten die gebildeteren Römer, welche sich zu diesen Mysterien bekannten, diesen ganzen Cultus, ohne Rücksicht auf den guten und bösen Geist der Perser, nach den Grundsätzen der physischen Theologie. Daher wird der Mithras in vielen Inschriften die Sonne genannt; einiges wurde auch in den Gebräuchen selbst nach dieser Ansicht abgeändert *), und das Stieropfer des Mithras wurde, vermischt mit dem Aberglauben des Tauroboliums, auch zur Versühnung der Menschen angewendet.

Niemand aber, weder Mann noch Frau, durfte die Sonne mit dem heiligen Opferblut versöhnen, der nicht mehrere, harte Stufen der Reinigung durchgegangen war. Der Ordenscandidat wurde mit Wasser gewaschen **). Er durfte mehrere Tage nach einander nichts als Wasser und Brod unter gewissen Gebetformeln genießen ***). Es wurde ihm mit gezucktem Degen

*) Hieher gehört vielleicht, was von einer astronomischen Leiter beym Origenes adv. Celf. 6. p. 290 steht.

**) Tertull. baptism. c. 5. de praescr. c. 40. Lucian scheint mir im Anfang seiner Nekyomantiq auf die Weihungen des Mithras anzuspielen und ihre ältere Beschaffenheit zu beschreiben.

***) Inst. Mart. apol. 1. c. 86. Oxon. Tertull. praescr. 40: Diabolus ipsas quoque res sacramentorum divinorum idolorum mysteriis aemulatur. Tingit et ipse quosdam, utique creden-

Schrecken eingejagt; endlich wurde ſeinem Haupt die Krone aufgeſetzt und er für einen Soldaten des Mithras erklärt *).

tes et fideles ſuos, expoſitionem delictorum de lavacro repromittit, et, ſi adhuc memini, Mithra ſignat illis in frontibus milites ſuos, *celebrat et panis oblationem*, et imaginem reſurrectionis inducit, et ſub gladio redimit coronam. Quidquod et ſummum pontificem unius nuptiis ſtatuit, habet et virgines, habet et continentes. Dieſe Zeugniſſe von der Nachahmung des Abendmahls ſcheinen mir am beſten von einer ſtrengern Diät, deren ſchon Lucian am angef. O. gedenkt, erklärt zu werden.

*) Tertull. praeſcr. c. 40. Vgl. de corona c. 15. Mithrae miles, cum initiatur in ſpelaeo, in caſtris vere tenebrarum, coronam, interpoſito gladio ſibi oblatam, quaſi mimum martyrii, dehinc capiti ſuo accommodatam, monetur obvia manu a capite pellere, et in humerum transferre dicens: Mithram eſſe coronam ſuam, atque exinde numquam coronatur, idque in ſignum habet ad probationem ſui, ſicubi tentatus fuerit de ſacramento, ſtatimque creditur Mithrae miles, ſi dejecerit coronam, ſi eam in deo ſuo eſſe dixerit. Lamprid. Commod. c. 9: Sacra mithriaca homicidio vero polluit, cum in illis aliquid ad ſpeciem timoris vel dici vel fingi ſoleat. Aus dieſer Stelle ſieht man, daß in den Grotten des Mithras keine wirklichen Menſchenopfer gebracht worden. Ich wundre mich daher, wie z. B. Phil. a Turre p. 113 f. S. Croix p. 463 auf das Zeugniß des Socrates Hiſt. eccl. 3, 2 den Mithras-Myſterien ſolche Verbrechen zuſchrei-

Der zweyte Grad der Weihungen war mit neuen Gebräuchen verbunden; denn Männer und Weiber, die in den sacra Leontica aufgenommen wurden, mußten durch Feuer gereinigt werden. Man brachte Honig auf ihre Zunge und goß es ihnen auf die Hände, mit der Ermahnung, ihre Hände von allen Verbrechen rein zu halten *). Zuletzt wurden sie in die sacra patrica aufgenommen; den Vätern aber stand der pater patrum oder pater patratus mit dem Ansehen des höchsten Priesters vor **). Zu den höhern Graden sind vielleicht die Jungfrauen und Enthaltsamen zu rechnen, welche, nach dem Tertullian ***), in den Mithras-Mysterien eingeweiht waren. Nach dem Suidas ****) und Gregorius von

ben mochten. Bekanntlich waren die Kirchenväter nur zu geneigt, solchen Verleumdungen Glauben beyzumessen. Vermuthlich haben sich die Gelehrten durch folgende Worte im Porphyr. de abstin. 2, 56. p. 202. Rhoer. täuschen lassen: Plerasque hominum mactationes sub Adriano imperatore apud omnes fere sublatas fuisse is inquit, qui historiam de mysteriis Mithrae optime confecit. Hier spricht aber Porphyrius nicht sowohl von den Sacra mithriaca, sondern er bezeichnet nur das Buch näher, aus welchem er Einiges über Menschenopfer geschöpft habe.

*) Porphyr. Antr. Nymph. 15. de abst. 4, 16. Vgl. Zoega §. 12.

**) Tertull. praescr. c. 40. Vgl. die Inschriften.

***) Ibid.

****) voc. Μιθρεων.

Nazianzus*) darf man annehmen, daß einige Weihungen mit großen Beschwerden verknüpft waren. Aber, was jüngere Schriftsteller von zwölf oder gar von achtzig Arten von Proben oder vielmehr Büßungen erzählen, scheint doch allen Glauben zu übersteigen. Ich glaube daher, daß Nonnus, Elias von Creta und Nicetas nur gemeine Sagen erzählen **).

Auch in den Mysterien des alten Griechenlands scheint Einiges nach der Form der asiatischen Mysterien abgeändert worden zu seyn. Alle alte Schriftsteller bis in die Mitte des zweyten Jahrh. pflegen nur zweyerley Weihungen der Eleusinien, der kleinen und der großen, zu gedenken. Aber Theo von Smyrna, der ohne Zweifel zu Antonin des Frommen Zeit blühte ***), nimmt fünf Grade der Weihungen an ****). Er

*) Greg. Naz. or. 2. Stilent. in Julian. Vol. 1. p. 77. ed. Colon. 1690. or. 39. in sancta lum. p. 626.

**) Nonnus collect. hist. ad l. c. Greg. num. 5, 45. Elias Cretensis in orationem 3. Greg. n. 64, 83. Nicetas commentar. ad or. 36. n. 14. ad calc. opp. Greg. p. 871. Venet. 1753.

***) S. Bulliald. praef. ad Theonis Smyrn. Mathematica.

****) Theo 1. p. 18. Initiationis quinque sunt partes. Primae purgatio praevia, neque enim omnibus etiam optantibus mysteria impertiri fas est, sed sunt, qui praeconis voce submoventur, quales

unterſcheidet nämlich die vorausgehende Reinigung, die Aufnahme, die Anſchauung, die Aufſetzung der Krone und die Huld der Götter und die Glückſeligkeit, die aus den Myſterien entſpringt. Hieraus läßt ſich ſchließen, daß die Eleuſiniſchen Hierophanten (nachdem ſie durch das Beyſpiel der fremden Myſterien gelernt, welchen Zauber die vervielfältigten Grade der Weihungen für die einfältige und neugierige Menge haben) mehrere Ceremonien, die ehmals zu Einer Weihung gehörten, der Zeit nach getrennt und in eben ſo viele Grade vertheilt haben *).

Da aber in dieſer neuern Vertheilung der Grade alles von dem Winke des Hierophanten abhing, ſo läßt ſich leicht einſehen, daß von verſchiednen Prieſtern auch verſchiedne Grade der

illi, qui manus impuras vocemque inarticulatam habent; illos vero, qui myſteriis non arcentur, neceſſe eſt purgationibus quibusdam ablui. Purgationem ſequitur ſacrorum traditio. Tertia eſt, quae dicitur inſpectio (ἐποπτεία). Quarta vero, quae finis eſt et ſcopus inſpectionis, capitis religatio et coronarum impoſitio, ita ut, quae quis ſacra accepit, ea tradendi aliis capax reddatur, ſive daduchiam, ſive hierophantiam, ſive aliud quodvis ſacerdotium. Quinta vero, quae ex iſtis exſurgit, deo carum eſſe, et potiri felicitate, quae continetur conſortio familiaris cum illo vitae.

*) Vgl Dio Chryſoſt. or. 12. de cognit. dei p. 202. Morel. mit der Stelle des Theo.

Weihungen ausgedacht worden seyn mögen. So giebt Olympiodor *) andre Namen der verschiednen Grade an: voraus wären öffentliche Reinigungen gegangen, dann wären geheime gefolgt; darauf die Vereinigungen (συστασεις), darauf die Weihung, und endlich die Epoptia.

Dieser Vermuthung kommt auch folgende Stelle des Tertullian **) zu statten: „In Eleusis legt man dem Aufzunehmenden erst Büßungen auf; die Weihungen dauern lange; man bezeichnet seine Zunge; bereitet die Epopten fünf Jahre lang zu, um ihre Erwartung durch die Zurückhaltung der Anschauung höher zu spannen, und ihnen dann ein der erregten Begierde entsprechendes Schauspiel darzubieten. Jetzt folgt die Pflicht des Schweigens; man bewahrt das heiliger, was man nur allmählig erfahren hat. Uebrigens wird im Allerheiligsten die ganze Gottheit, die ganzen Seufzer der Epoptä, das ganze Zeichen der Zunge und das Bild des männlichen Gliedes aufgedeckt. Aber die bildliche Darstellung, welche den ehrwürdigen Namen der Natur vorhält, verhüllt die Schandthat unter dem Schutz der angenommenen Figur und entschuldigt die Schmach durch falsche Bilder.“ Nehmen wir nicht an, daß nach und nach mehrere Grade der Weihungen in Eleu-

*) Comment. Mſ. in Phaed. Plat. calc. Orph. Gesn. p. 409.

**) Adv. Valentinianos initio.

sis eingeführt worden, so werden wir kaum diese Stelle mit den ausdrücklichsten Angaben der Alten vereinigen können, welche bezeugen, daß die Mystä in einem und demselben Jahre vollständig eingeweiht worden.

Einen andern Zusatz zu den Eleusinien scheint folgende Stelle des Galenus *) anzudeuten. „Zeige dich mir aufmerksamer, als wenn du in den Eleusinischen, Samothracischen oder ähnlichen Mysterien aufgenommen werden solltest, und als wenn du staunend über die Dinge, welche die Priester thun und sagen, da ständest; und bedenke, daß die Geheimnisse, die ich dir enthüllen werde, in keinem Stücke jenen nachstehen, und daß sie nicht weniger die Macht, die Weisheit, die Fürsorge und die Vollkommenheit des Schöpfers der lebenden Wesen verkündigen." Ein älterer Schriftsteller hätte nicht von der Fürsorge des Demiurg, sondern von den größten Wohlthaten der großen Göttinnen gesprochen. Ich glaube daher, daß der Hierophant den alten Symbolen neue beygefügt hat, wodurch die Ceres gleich der Cybele, Isis und dem Mithras, ein numen Pantheon, ein Bild der Mutter Natur oder, wie es andre auslegten, des Demiurg geworden. Auch ist es nicht schwer einzusehen, wie die Prachtaufzüge der Mysterien ohne alle Erklärung die Vorsehung und Macht einer Gottheit bezeichnen konn-

*) de usu part. corp. hum. 7, 14.

ten, wenn wir bedenken, daß die Eleuſiniſchen Göttinnen durch die glänzenden Darſtellungen des Tartarus und Elyſiums ſeit langer Zeit als die Beherrſcherinnen der Erde und der Unterwelt anerkannt worden.

Auch an dem myſtiſchen Cultus des Bacchus laſſen ſich einige Neuerungen muthmaßen. Denn Theodoret *) unterſcheidet unter den Myſtä, welche die Dionyſiſchen ſacra nur ſahen, den Prieſtern, welche die Orgien nach hergebrachter Weiſe

*) Theodoret. Therapeut. disp. 1. Vol. 4. p. 721. Schulz. Apud vos hierophantica myſteria non omnes norunt, ſed populi multitudo videt duntaxat ea, quae fiunt, qui vero ſacerdotes vocantur, ceremonias atque orgia ritu legitimo exſequuntur, ſolus autem hierophanta rationem tenet omnium, quae ibi fiunt, iisque ediſſerit, quos approbavit. Itaque Priapum Veneris et Bacchi filium eſſe ſciunt nonnulli (p. 722.) ex iis, qui initiati ſunt, quare autem horum filius dicatur, et cum exiguae ſit ſtaturae, cur exporrectum illi membrum maximumque apponatur, ſolus novit obſcoenorum myſteriorum hierophanta, ac ſi quis alius in flagitioſos illos libros inciderit. Voluptatem enim Venerem, ebrietatem vero Bacchum appellantes, quod ex utroque proficiſcitur, Priapum eſſe dixerunt, eo quod voluptas adjuncta ebrietati obſcoenas corporis partes intendat. Eodem modo Dionyſii quoque phallum et adorabant miſeri, et oſculabantur cuncti, rationem vero ignorabant.

beſorgten, und dem Hierophanten *), der mit Wenigen ſeiner Vertrauten das ganze Weſen des Ordens durchſchaut hatte. Hier läßt ſich alſo abermals der ſchon bey den Iſis-Myſterien bemerkte Unterſchied zwiſchen dem gemeinen Haufen der Myſtä, den Paſtophoren, den Decurionen und dem Pontifex wahrnehmen; welche Rangordnung erſt ſpäter eingeführt worden zu ſeyn ſcheint. Wenn aber derſelbe Schriftſteller bald hernach behauptet, diejenigen, welche den Hierophanten zum Lehrer gehabt, oder über myſtiſche Bücher gerathen wären, hätten den wahren Sinn der Dionyſus-Myſterien erkannt, ſo ſcheint er nur den gemeinen Sagen gefolgt zu ſeyn. Denn ich glaube, daß der Hierophant kaum etwas anders als die von den Vätern erlernten Formeln und Gebräuche inne gehabt habe. Daß aber die myſtiſchen Bücher nur dunkle Allegorien enthalten, welche ſelbſt einer Erklärung bedurften, iſt aus dem Apulejus **) und Galenus ***) bekannt. Wenigſtens ſind die Deutungen, welche Theodo-

*) In einer Inſchrift bey Gruter p. 27, 4. wird ein archibucolus Dei Liberi erwähnt. S. Aloyſ. Oederici diſſ. Rom. 1765. p. 132. Folgende Inſchrift bezeugt, daß dieſe ſacra von R. Bürgern verwaltet worden: Libero Patri ſacrum T. T. Flavii Eclectianus et Olimpianus fil. ejus ſacerdotes orgiophantae, Gruter p. 66, 9.

**) Met. 11. p. 386.

***) De ſimplici medicam. init.

ret giebt, ſo beſchaffen, daß ſie ganz den Deutelehen der Stoiker ähnlich ſehen und dem eigenthümlichen Charakter der Myſterien völlig entgegen ſind.

Auch in dem übrigen Apparat der Dionyſus-Myſterien ſtimmte das meiſte mit den Gebräuchen der andern Myſterien überein. Nicht allein Erwachsne, ſondern auch Knaben wurden aufgenommen *). Der Ordenscandidat wurde durch zehntägige Enthaltſamkeit vorbereitet **); er hörte während der Einweihung von dem Chor der Myſtä, unter der Anführung des Hierophanten, Hymnen zu Ehren des Bacchus abſingen ***), und ſah verſchiedne Geſpenſter und Schreckbilder, durch welche theils den Verächtern dieſes Gottesdienſtes Strafen angekündigt ****), theils der Zuſtand der Seelen nach dem Tode verſinnlicht wurde. Die Myſtä freuten ſich ihres glücklicheren Looſes, aber ſie bemerkten nicht ohne Zittern, daß ſich die Manen mancherley beſchwerlichen Reinigungen unterziehen müßten, um den Schmutz der Materie abzuwaſchen †). Dadurch wurde

*) Bey Fabretti inſcriptt. Rom. 1702. p. 425. kommt eine Inſchrift auf den Tod eines ſiebenjährigen Knabens vor, der ſchon drey Jahre in den Dionyſus-Orgien eingeweiht geweſen war.

**) Liv. 39, 9. Julia. or. in Deor. matrem p. 179 A.

***) Schol. Ariſtoph. Ran. 482.

****) Orig. adv. Celſ. 4. p. 167.

†) Plut. conſol. ad uxor. c. 10.

dem Aberglauben ein weites Feld eröffnet, auf welchem die Götter der Unterwelt mit den armen Manen versöhnt werden könnten.

Auch in diesen Mysterien kamen traurige Auftritte vor. Mitten in der Nacht wurde ein auf dem Rücken liegendes Bild in einer Sänfte hereingetragen, um welches ein allgemeines Wehklagen nach dem Tact angestimmt wurde. Darauf wurde Licht gebracht und die Kehlen aller, die an der Klage Theil genommen hatten, wurden von dem Priester gesalbt, worauf dieser die Worte murmelte *):

Habt Muth, ihr Mystä, denn gerettet ist der Gott,
Es wandeln eure Leiden sich in Freuden um.

Die Geweihten aßen ferner, nach einem den Dionysus-Mysterien eignen Brauch, rohes Opferfleisch **): von welchem Opfer man glaubte, daß es zum Andenken des getödteten und wieder auf-

*) Firmic. Maternus de err. prof. rel. p. 72. Wower. 1603. Daß aber diese Beschreibung auf gewisse Bacchanalien gehe, schließe ich aus dem, was von dem mystischen Drachen und dem gehörnten Gott vorhergeht.

**) Diod. Sic. 5, 75. Clem. cohort. p. 11. Orig. adv. Celf. 4. p. 171. Epiphan. adv. haeref. l. 3. Vol. 1. p. 1092. Ancorat. §. 8. Vol. 2. p. 109. Petav. Macrob. somn. Scip. 1, 12. p. 61. Bip.

gelebten Bacchus dargebracht worden sey. Aber statt dieser Auslegung einer spätern Zeit halte ich es für wahrscheinlicher, daß jener Gebrauch, rohes Fleisch zu essen, der allen wilden Völkern bey der ersten Entstehung des geselligen Lebens gemein ist, namentlich bey diesem Cultus wegen der magischen Gewalt, die er vielleicht durch das Vorurtheil des Alterthums erhalten, beybehalten worden.

Man kann also kaum in Abrede seyn, daß die barbarischen Mysterien im zweyten Jahrh. einen großen und vielfachen Einfluß auf die Gemüther der Menschen gehabt haben. Von der einen Seite muß man zwar bekennen, daß diese Mysterien den Griechen und Römern nützlich gewesen sind, in so fern sie, bey dem Verfall der väterlichen Religion, den rohen Gemüthern eine gewisse Scheu vor den Göttern und vor der Zukunft einflößten. Auf der andern Seite ist aber nicht zu leugnen, daß sie großen Schaden gestiftet, indem sie nicht wenige moralische Irrthümer verbreiteten, welche im Verfolg der Zeit dem Menschengeschlecht großen Schaden zufügten. Einige dieser Vorurtheile fließen aus dem Wesen der Mysterien, andre müssen aus ihrem morgenländischen Ursprung abgeleitet werden.

Alle Geweihte stehen in der Meynung, daß die Götter ihnen wegen der Weihung wohl wollen. Daher das Vorurtheil, daß die Eingeweih-

ten vorzüglicher als andre Menschen. Je mehrere Wohlthaten sie also den Teletä zuschreiben, desto mehr Glück wünschen sie sich zu ihrer Aufnahme in dieselben, und desto geneigter sind sie, die Profanen zu verachten, wo nicht gar gleich als Gottlose den Strafen des Tartarus zu übergeben. Sagten doch selbst die Athenienser, zu der Zeit, da alle Hallen der Stadt von den Gesprächen der Sokratiker wiederhallten, daß die Weihungen den Grund zu einem glücklichen Leben und zur Hoffnung einer bessern Zukunft enthielten, und wähnten, daß die Ungeweihten den Qualen des Tartarus ausgesetzt wären *). Es ist also kein Wunder, daß die spätern Griechen und Römer, zu einer Zeit, die sich ganz zum Aberglauben hinneigte und keinesweges fruchtbar an Philosophen war, welche durch Genie und Kenntnisse Vorurtheile hätten ausrotten können, dieselbe Ansicht, daß außer den Mysterien kein Heil sey, beybehalten und noch mehr ausgebildet haben. Dadurch war der Weg zu allen Arten von Mißhandlungen gebahnt. Denn von der Verachtung ist nur ein Schritt zur Ungerechtigkeit. Diejenigen also, welche den Göttern im Schooße zu sitzen glauben, erlauben sich vieles gegen die den Göttern verhaßten Profanen **).

*) S. den Anhang.

**) Rousseau sagt in dem Brief an Voltaire: Un saint, qui croit vivre avec des damnés, anticipe volontiers sur le metier du diable.

Die meiſten Geweihten ſuchten vorzüglich den Umgang andrer Geweihten, ſie prieſen die alten Eingeweihten, welche ſchon die höchſten Grade erlangt hatten, glücklich, und verehrten ganz beſonders die Myſtagogen, weil es ihnen gegeben ſey, die Menſchen durch neue Weihungen zu beglücken. Daher floſſen im zweyten Jahrh. viele Collegien der Myſtä und gleichſam Orden zuſammen; dieſe hielten ſich durch ein enges Band der Weihungen mit einander verſchwiſtert, und erhoben ſich über ihre Mitbrüder durch eine affectirte Frömmigkeit und durch vermeyntliche beſondre Begünſtigung der Götter. In dieſen Verbrüderungen war einer über den andern um ſo mehr erhaben *), als die vollſtändige und vollendete Mittheilung der Myſterien größere Belohnungen zu ertheilen ſchien. Vorzüglich hielt man des Hierophanten Würde beynahe für göttlich **), weil er durch die Weihungen die Schlüſſel zur Unterwelt erhalten hatte ***). Auf den Rath eines ſo hoch verehrten Mannes alſo ſparten ſelbſt die ärmern Myſtä keinen Aufwand ****); ja ſie hätten ihm, wäre es erlaubt geweſen, die höchſte Gewalt übergeben. Denken wir, daß alle Einwohner des R. Reichs in die Myſterien aufgenom-

*) Ariſtid. or. π. παραφθεγμ. Vol. 1. p. 396. Jebb.

**) Artemidor. Oneirocr. 3, 13.

***) Plut. Amor. c. 19. Vol. 4. p. 45.

****) S. Lucius Beyſpiel in Apulej. Met. 11. p. 394.

men gewesen wären, so dürfen wir nicht zweifeln, daß das Joch der härtesten Hierarchie alles würde unterdrückt haben.

Daß in den Mysterien endlich, deren wir bisher erwähnt haben, eine härtere Lebensart als zur Heiligkeit gehörig empfohlen, in einigen auch Büßungen und Geißeln zur Frömmigkeit erfordert wurden, haben wir gezeigt. Zwar hat man die traurigen Feste aus den Erzählungen von den unglücklichen Schicksalen der Götter erklären und auf die mystischen Darstellungen der Fabeln beziehen wollen. Aber wir glauben, daß diese Auslegung dem Genius des grauen Alterthums widerspreche und nur in den Köpfen der Philosophen entsprungen sey. Denn wie sollten, um andres zu verschweigen, Fasten, Brustschlagen, Geißelhiebe, sich bey einem rohen und einfältigen Volk blos als Nachahmungen eines fremden Schmerzes denken lassen? Wie sollte sich irgend ein Mensch sogar castriren, nur um eine fremde Rolle zu spielen?

Aber es ist aus vielen Anzeigen sattsam bekannt, daß rohe Nationen die Frömmigkeit in lästige und mühselige Gebräuche setzen. Je eifriger sie also der Gottheit ihre Ehrfurcht zu bezeigen suchen, desto eher nehmen sie ihre Zuflucht zu traurigen und abentheuerlichen Ceremonien. Wir glauben daher, daß die Trauergebräuche der Mysterien ursprünglich zu Versühnungen ge-

dient haben, theils um das Vergangne zu versühnen, theils künftiges Uebel abzuwenden; daß sie aber in der Folge, da physische Mythen hinzutraten, zu andern, oft auch historischen, Erklärungen Gelegenheit gegeben.

Dieser Meynung kommt auch das zu statten, daß sich der Ursprung der Mysterien in den Morgenländern verliert, wo *) von ältesten Zeiten her diejenigen, welche sich einem heiligen Leben weihten, ihren Körper durch Fasten und harte Uebungen casteyten, damit die Seele, von der gröbern Körpermasse befreyt, sich desto leichter zur Betrachtung der Gottheit erheben könnte **).

Nicht einmal den Schulen der Philosophen waren diese asiatischen Träume ganz fremd ***). Denn viele Stoiker, an denen vorzüglich das Zeitalter der Antoniner reich war, erklärten nicht mehr, nach Chrysippus Vorgang, die Nationalfabeln auf eine annehmliche Weise, sondern sie

*) Plut. Is. c. 5.

**) Von der Strenge der morgenländischen Asceten war die Strenge des Orphischen Lebens nicht sehr verschieden. s. Eur. Hipp. 948-54. Mém. de l'A. d. J. Vol. 5. p. 117-22. Fraguier sur la vie Orphique.

***) Ueber die Sitten und Vorurtheile der Philosophen s. Lucian in vitar. auctione, piscatore, de iis, qui mercede conducti sunt, Hermotimo, Lapithis, Nigrino, fugitivis, Cynico.

vertheidigten aufs heftigste jene Mährchen von den Erscheinungen der Götter und von nächtlichen Gespenstern *).

Auch unter der Secte der Peripatetiker, die sonst nicht so sehr sich zum Aberglauben hinneigte, gab es einzelne, welche diesen Mährchen Glauben beymaßen **). Epikurs Schule verwarf zwar alles Verkehr zwischen Göttern und Menschen; da sie aber zu nüchtern und zu wenig im Geist des Jahrh. philosophirte, so hatte sie im zweyten Jahrh. auch nur sehr wenig Gönner. In desto größerm Ansehen standen die Platoniker und Pythagoreer. Jene glaubten, daß es Dämonen oder gewisse Mittelwesen zwischen Himmel und Erde gebe, durch welche unsre Wünsche und Verdienste zu den Göttern gelangen, welche die wechselseitigen Dolmetscher und Ueberbringer hier der Gebete, dort der Geschenke, hier der Ansuchungen, dort der Hülfe, wären. Durch dieselben erhielten die Magier alle Offenbarungen und bewirkten ihre Wunderthaten und Weißagungen ***). Ueberdem könne die menschliche Seele, insonderheit die eines unschuldigen Kindes, durch Zauberformeln oder durch gewisse Düfte eingeschläfert werden, daß sie eine Zeitlang ihres Körpers vergesse und

*) Beyspiele in Lucians Philopseudes.

**) Lucian in der angeführten Schrift übergeht unter den Lügnern den Peripatetiker nicht.

***) Apulej. de deo Socr. p. 674.

zu ihrer unsterblichen und göttlichen Natur zurückkehre und so gleichsam im Schlafe die Zukunft erblicke *).

Die Pythagoreer hofften Wunder, wie sie dem Apollonius von Tyana zugeschrieben wurden **), ebenfalls thun zu können, wenn sie nur die Gottheit auf die rechte Art verehrten. Philostratus ***) schildert diese glänzenden Hoffnungen, indem er die pythagorische Philosophie so zum Apollonius reden läßt: „Wenn du gereinigt bist, dann will ich dir einen prophetischen Geist geben und deine Augen mit solchem Lichte erfüllen, daß du Götter und Heroen unterscheiden und gaukelnde Schattenbilder in Menschengestalt entdecken kannst."

Aber diese Philosophen urtheilten nicht nur so verkehrt über göttliche Dinge, sondern sie überschritten auch in ihren Urtheilen über Recht und Pflicht das Maaß, welches die Eltern bey der Empfehlung der Frugalität und Mäßigkeit beobachtet hatten, so weit, daß sie darin den asiatischen Asceten sehr nahe kamen ****). Der

*) Apulej. Apolog. p. 475.

**) Apul. Apol. p. 544. Lamprid. Alex. Sever. c. 29. Vopisc. Aurelian. c. 24.

***) Vit. Apollo. 6, 11. p. 243. Oleat.

****) Artemidor. oneir. 4, 35. „Alexander, ein ascetischer Philosoph, leistete Verzicht auf Ehe, Umgang und Reichthum."

Redekünstler Dio, der sich viel mit Philosophie beschäftigt hatte, sagt*), „man müsse dem Vergnügen so weit als möglich entfliehen und nicht mehr als in nothwendigen Dingen mit ihm zu thun haben; denn diejenigen, welche die Reitze der Laster unter sich gebracht hätten, wären magre, von Fleisch entblößte Menschen und hätten dünnere Bäuche als die Wespen.“

Denn in dem Zeitalter, in welchem der schwülstige und asiatische Styl beliebt war, wurden auch die moralischen Sprüche, bey denen man vorzüglich auf das Hochtönende und auf das, was einen Stachel in den Gemüthern zurück ließ, sah, zu einer ungewöhnlichen Höhe hinan getrieben. Ueberdieß verfolgten auch die übrigen Philosophen in tragischer Sprache jede Art von Luxus und nahmen eine rauhe Lebensweise an, um Sporteln und Gastmäler zu erhaschen. Endlich ergriffen auch viele Philosophen, die sich von Zeit zu Zeit in neue Mysterien einweihen ließen und den magischen Künsten ergeben waren, mit großer Begierde die sittlichen Grundsätze der Mystä und der Magier. **).

*) Or. de virtute p. 132. 135. Morell.

**) Clem. Strom. 3. p. 533. „Die Magier, welche Engel und Dämonen verehren, befleißigen sich der Enthaltung von Wein, Fleischspeisen und von der Liebe.“ Vgl. Porphyr. de abst. 2, 45.

Apulejus *) erhebt die ausgezeichnete Enthaltsamkeit und Keuschheit des Plato, und sagt **), die Seele des Weisen genieße, wenn sie, von den Banden des Körpers befreyt, zu den Göttern zurückkehre, zum Lohn eines in Reinheit und Keuschheit vollbrachten Lebens, die Seligkeit der Götter. Vorzüglich hielt jener Apollonius von Tyana auf strenge Sitten, da er aus der pythagorischen Disciplin gelernt hatte ***); daß man sich der Fleischspeisen und des Weins gänzlich enthalten und jede Art von Weichlichkeit, nebst den Liebes-Umarmungen, als eines Weisen unwürdig, fliehen müsse. Er selbst soll nicht nur in der größten Enthaltsamkeit, sondern auch in Schmutz gelebt haben †).

Doch die finsterſten unter allen Secten war die Cynische, so weit sie auch im Uebrigen von allen andern abwich. Denn obwohl die Cyniker keinesweges von einem Verkehr der Seele mit den Göttern träumten, so suchten sie doch ihren Körper durch harte Uebungen zu bändigen, um so den Geist selbst gegen die Angriffe des Zufalls abzuhärten. Nackt umarmten sie mitten im Winter Bildsäulen, und setzten sich nackt der größten

*) De habitud doctr. Plat. philos. p. 569.

**) p. 618.

***) Philostr. Apoll. 10, 11. p. 242.

†) 4, 20.

Sonnen-Hitze aus *). Auch lehrten sie, man müsse den Körper durch Durst, Wachen und Schmutz abtödten und casteyen **). Indem sie durch solche Grundsätze und Handlungen nach dem Beyfall der Menge strebten, scheinen sie nicht wenig zur weitern Ausbreitung jener Begriffe über die harte Behandlung des Körpers beygetragen zu haben.

Aber, wenn auch die Philosophen vernünftigere Grundsätze gehabt hätten, so war es doch von der Menschen-Classe, die sich großentheils aus den Lehrsälen zu Athen als Parasiten in die Häuser der Vornehmen eindrängten oder doch einzudrängen suchten, keinesweges zu erwarten, daß diese sich Meinungen, welche von Hohen und Niedern begünstigt wurden, muthig widersetzen würden ***).

Aus allem Bisherigen ergiebt sich, wie ich glaube, daß im zweyten Jahrhunderte nicht blos ein Schattenriß der Hierarchie, sondern schon das ganze Bild derselben da war. Wir haben zahlreiche Priester-Collegien gesehen, die nach fremden Gesetzen regiert wurden und unter Einem Oberpriester standen, der das größte Ansehen bey den Mystä, die größte Würde bey feyerlichen

*) Epict. enchir. 47. Philostr. Apoll. 4, 7.

**) Lucia. Necyom. p. 158.

***) Lucia. de iis, qui mercede conducti in familiis divitum vivunt.

Aufzügen hatte, der endlich die Profanen durch die Aufnahme in den Orden beglücken oder durch Versagung der Aufnahme den Strafen des Tartarus weihen konnte. Zwar hatte es bisher den Vorstehern der Mysterien an großen Schätzen und an bürgerlicher Macht gefehlt. Gesetzt aber, die meisten Römer hätten diese oder jene Gattung von Mysterien, mit Hintansetzung der übrigen, angenommen; so wäre der Hierophant gewiß ein Papst geworden.

Wir haben ferner gesehen, daß in demselben Jahrhunderte die Neigung zum ascetischen Leben mehr überhand nahm. In den Religions-Gebräuchen hatte das meiste einen traurigen Anstrich und die Menschen oder die Götter schienen sich plötzlich verwandelt zu haben. Der fremde Aberglaube hatte erdichtet, daß die Menschen den Göttern nicht nur durch mühevolle Ceremonien, durch strenge Keuschheit und Enthaltung von vielen Dingen sich angenehm machten, sondern auch bisweilen durch Geißeln und Selbstpeinigungen. Es fehlte nur noch an Gelehrten, die diese Grundsätze mit scheinbaren Beweisen unterstützten und in ein System brachten.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

XI.

Eberhard, J. A. Handbuch der Aesthetik für gebildete Leser aus allen Ständen. Erster und zweyter Theil. Halle bey Hemmerde und Schwetschke 1803.

Je reicher eine Nation an Kunstwerken aller Art ist oder es wird, und je origineller und genialischer die Werke der Kunst selbst sind; um so sorgsamer werden auch die Gesetze, welche die letztere bey ihren Schöpfungen befolgt, aufgesucht. Daß auch bis jetzt uns Deutschen die Musen ihre mannichfachen Geschenke reichlich mitgetheilt haben, ist wohl gewiß, wenn man auch da und dort das Gegentheil zu behaupten paradox genug seyn sollte. In eben dem Verhältnisse aber, in dem die Künste sich unter uns ausbreiteten, hat man auch in neuern Zeiten sich ernstlicher mit Untersuchungen über die Natur des Schönen, dessen Gesetze, und deren Anwendung auf die verschiedenen Zweige der Kunst beschäftiget; allein so scharfsinnig diese Untersuchungen größtentheils ausfielen, so gründlich unsere Philosophen, gründlicher wie bey andern neuern Nationen, das Wesen der

Schönheit zu entwickeln und zu erforschen suchten; so sind dieß doch meistens nur Vorarbeiten zu einer vollendeten Aesthetik, die noch geschrieben werden soll. — Ja noch mehr, selbst diese Entdeckungen, — wie dunkel stehen sie oft nicht da, wie zerstreut finden sich die trefflichsten Bemerkungen unserer Kunstrichter, und wie sehr fehlte es selbst noch an einem Handbuch, das alle die Forschungen und die bis jetzt aufgefundenen Gesetze des Schönen zusammenfasse, sie deutlich und klar hinstelle, und frey von den Formeln der Schule und ihrer Methode den Leser mit dem Wissenswürdigsten und Nothwendigen bekannt mache; kurz an einem Buche, das Gründlichkeit mit Armuth, Reichthum an Ideen mit Deutlichkeit verbindet.

Ein Werk dieser Art ist jetzt um so mehr Bedürfniß, je allgemeiner der Geschmack an schönen Kunstwerken ist, und je häufiger diese unsern geselligen Kreisen den Stoff zur Unterhaltung darbieten. So lange aber unter den Deutschen, seit Baumgarten, die Aesthetik wissenschaftlich behandelt worden ist, erinnern wir uns, (von Riedels jetzt fast vergessener Schrift, und dem von Ramler bearbeiteten Batteux abgesehen,) keines Werks, welches wir nur einen glücklichen Versuch nennen könnten; denn Sulzer mit seiner Theorie, Engel, Heidenreich, Bendavid, Heusinger, und andere, haben einen andern Zweck. — Das erste Buch also, das jene Forderungen, die wir oben angaben,

zu erfüllen strebt, ist das vor uns liegende Werk des Hr. Prof. Eberhards in Halle, dessen Jahrelange Beschäftigung mit ästhetischen Gegenständen ihn zu solch' einem Unternehmen vorzüglich aufforderte. Eine nähere Darstellung wird zeigen, welchen Zweck der Verf. gehabt, und wie er, ihn zu erfüllen, sich bemüht hat.

Was den Zweck dieses Buches, und die Klasse von Lesern betrifft, die der Verf. im Auge hatte; so dürfen wir deshalb nur auf seine Einleitung verweisen, wo er die Bestimmung desselben so angiebt: „Es soll die Grundsätze der Aesthetik „für alle Arten von gebildeten Lesern enthalten, „und darunter denk' ich mir solche, die eine sorg„fältige und feine Erziehung genossen, sich in „Zirkeln unterrichteter Personen gebildet, und „einige Kenntnisse der ausländischen Litteratur ge„sammelt haben. — Die Grundsätze selbst „sind in diesem Handbuch, so weit es die Natur „der Sache zuläßt, deutlich und faßlich vorgetra„gen worden. Eine zu spitzfündige Erörterung „derselben würde auch grade in einem Handbuch „für gebildete Leser aus allen Ständen nicht an „ihrem Platz seyn." So erklärt sich der Verf. selbst über sein Buch, und Rec. will hier nichts anders thun, als diese Erklärung mit Gründen bestätigen und mit Beyspielen zu belegen suchen, und nur da und dort seine eigene abweichende Ansicht Herrn Prof. Eberhards Prüfung überlassen.

Schon die Brief-Form, welche der Verf. gewählt hat, seine Ideen einzukleiden, ist, je weniger sie einem systematischen Vortrag angemessen wäre, desto brauchbarer, der Darstellung der Gedanken die größte Deutlichkeit, und Anmuth und Interesse durch die Abwechselung der Gegenstände zu geben. — In einer Reihe von Briefen sucht ein Vater seiner Tochter die Grundsätze des Schönen zu entwickeln, und sie mit den vorzüglichsten Bemerkungen, die das ganze Gebiet der Kunst umfassen, bekannt zu machen. Schon durch diese Art der Darstellung, welche abstrakten Untersuchungen nicht recht gemäß wäre, legte sich der Verf. das Gebot der größten Faßlichkeit und Anmuth auf, welches ihn nöthiget, allen seinen Bemerkungen die Leichtigkeit und Gefälligkeit zu geben, die den Leser interessirt, ohne zu ermüden, und ihn selbst aus den Tiefen der Speculation mit sichrer Hand herausführt. Größtentheils ist auch der Verf. dem Gesetze, das die Form ihm auflegte, so treu geblieben, daß fast alle diese Briefe nicht sowohl zu ihrem Zweck erfunden, als wirklich geschrieben zu seyn scheinen, und uns dünkt, daß es nicht ganz leicht war, ihnen diesen Schein zu geben. Um alles dieß, was wir hier gesagt haben, zu beweisen, würden wir den Lesern mehrere Briefe des Verf., z. B. vom 23—29 mittheilen müssen, die wir ihnen aber bloß zum Nachlesen empfehlen. So gern wir indeß dieß Verdienst des Verf. anerkennen; so

müssen wir doch auch gestehen, daß es uns scheint, als ob mehrere Briefe nicht immer nach ihrem Inhalt gehörig verbunden wären, so daß es dem Leser dann schwer fällt ihren innern Zusammenhang recht einzusehen. Am stärksten wird man diese Trennung der Gegenstände, die an einander gränzen, bey dem 100sten Brief über das Erhabene wahrnehmen, der, wie uns dünkt, sich an den zehnten anschließen sollte, wo von dem Verf. jener Gedanke schon berührt wurde. Hätte er ferner den 16 — 19 Brief mit jenem über die Schönheit verbunden, und hier nicht die Untersuchung über die Grazie eingeschoben, so würde man leichter seine Meinung über das Grundgesetz der Schönheit übersehen können. Doch diese kleine Abweichung vom strengen Zusammenhang kann der Brief-Form, welcher eine freyere Art des Vortrags erlaubt ist, nicht so hoch, wie einer systematischen Behandlung angerechnet werden.

Von den Untersuchungen, die der Verf. in der so eben angegebenen Form aufstellt, können wir wohl für diese Blätter keine schicklichern, als seine Entwicklung des Grund-Gesetzes der Schönheit ausheben: Und da es ohnehin nicht möglich ist, alle einzelnen Bemerkungen und Ideen des Verf. darzulegen und zu würdigen, so wird uns der Leser hier um so eher eine genaue Prüfung der Meinung Hrn. Eberhards erlauben.

Des Verf. erste Erklärung über das Schöne findet sich Seite 50. „Schön ist Alles, was den deutlichen Sinnen gefällt.“ Zu den deutlichen Sinnen rechnet der Verf. Gesicht, Gehör, und Gefühl (tactus); zu den niedern Geruch und Geschmack. Die Eigenheiten, wodurch sich die deutlichen Sinne von den undeutlichen unterscheiden, weshalb die letzteren mit dem Gefühl des Schönen nicht in Verbindung stehen, giebt er so an: „Die deutlichen Sinne stellen sich die Ursachen ihrer Empfindung als Gegenstände außer „uns, die andern dagegen blos in den Sinnengliedern selbst vor: Ferner, durch die deutlichen „Sinne unterscheiden wir in den Ursachen unserer Empfindung Vieles, durch die Undeutlichen nichts.“

Was die erste Eigenheit betrifft; so dünkt es uns, daß wir bey den undeutlichen Sinnen eben so wohl als bey den deutlichen die Ursachen unserer Empfindungen durch eine schnelle Verstandes-Operation — ursprüngliche Synthesis — von der hier zu sprechen nicht der Ort ist, außer uns setzen. Wir wollen dafür nur die Erfahrung anführen. Wenn wir aus einem kalten in ein erwärmtes Zimmer treten, so sagen wir: hier ist eine warme Stube; wenn wir auf einem Spaziergang unvermuthet von angenehmen Düften erquickt werden, so rufen wir aus: Wo kommt nur der angenehme Geruch her? und suchen uns dem Ort zu nähern, der ihn uns zu senden scheint.—

Ferner, wenn es auch wahr wäre, daß die Seele bey den deutlichen Sinnen die Berührung derselben nicht gewahr würde, so kann doch daraus nicht folgen, daß die Seele, um dieser Eigenheit willen, das Gefühl des Schönen genießen könnte. Denn, wie schon Engel gegen Home bemerkt, wäre dieß wahr, so müßten unstreitig alle Empfindungen, die den deutlichen Sinnen gefallen, und bey denen die Seele die Mitwirkung der Organe nicht gewahr wird, z. B. bey dem angenehmen Flüstern und Rauschen, nicht nur angenehm, sondern auch schön seyn, welches doch nicht ist. —

Bey der zweyten Eigenheit, die der Verf. angiebt, ist zu bemerken: Daß wir allerdings durch die undeutlichen Sinne auch in den Ursachen unserer Empfindung etwas unterscheiden. So wie das Auge auf einer Farbentafel die verschiedenen Schattirungen der Farben, die Uebergänge aus einer in die andere wahrnimmt, so unterscheidet der Geschmack eines Kochs die verschiedenen einzelnen Theile, aus welchen eine Speise zubereitet ist, gar wohl und weiß die fehlenden zu nennen. Ohne diese Fähigkeit, die auch die undeutlichen (niedern) Sinne besitzen, in den Ursachen ihrer Empfindung etwas zu unterscheiden, könnt' es weder eine Koch- noch eine Parfümir-Kunst geben. So wahr dieß aber ist, so wird man doch mit Zimmermann nur im Scherz die Koch-Kunst den Generalbaß des Geschmacks,

nie aber im Ernst eine schöne Kunst nennen können.

Und warum? — Diese Frage hat, wie wir gesehen haben, der Verf. nicht ganz befriedigend beantwortet. Ohne das zu wiederholen, was Engel in seiner Abhandlung: „Ueber das einfache Schöne;" gesagt hat, wollen wir hier nur noch zwey Gründe hinzufügen, auf die es uns bey der Beantwortung jener Frage: Warum die Seele allein durch die obern Sinnen zum Genusse des Schönen kann geführt werden? vorzüglich anzukommen scheint.

Erstens, nicht darum weil die niedern Sinne nicht so gut unterscheiden könnten, wie die obern, (sie unterscheiden in ihrer Sphäre eben so richtig, wie die letztern,) — sondern, — und dieß scheint uns der große Unterschied zu seyn — weil sie weniger zu unterscheiden haben. Auf die obern Sinne wirkt der größte Theil der ganzen sie umgebenden Welt. Wie reichhaltig müssen daher die Eindrücke seyn, die sie empfangen, und wie viel zu unterscheiden bieten ihnen nicht die mannichfaltigen Gestalten und Farben, mit denen alle Dinge bekleidet sind, dar? Gegen diesen Reichthum, gegen diese Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die auf die obern Sinne wirken, wie klein ist die Sphäre derjenigen, aus welcher die undeutlichen Sinne ihre Empfindungen hernehmen; wie ähnlich sind sie sich unter einander, wie

wenig kann also die Seele durch die Sinne an ihnen unterscheiden!

Aber möchte man sagen: Zugegeben, daß die niedern Sinne minder reich an mannichfachen Eindrücken sind, daß ihre Empfänglichkeit eine kleinere Sphäre hat, was ist denn die Ursache, daß durch die Zusammensetzung derjenigen, die sie aufnehmen, dennoch nie das Wohlgefallen am Schönen entstehen kann? Engel sagt: „Weil die einfachen Empfindungen, die wir durch die undeutlichen Sinne erhalten, nicht bestimmt genug sind." Allein die Empfindungen des Sauern, Süßen, Salzigen, Bittern sind bestimmt genug, aber doch würde durch ihre Verbindung nie das Gefühl des Schönen erregt werden, sondern, (und dieß ist der zweyte Grund, aus dem wir den niedern Sinnen alle Beziehung auf das Schöne absprechen,) weil alle die einfachen Eindrücke, die wir durch die letztern erhalten, in keine Verbindung mit dem Verstand und der Phantasie können gebracht werden. Weder Geruchs- noch Geschmacks-Empfindungen können die genannten zwey Vermögen der Seele beschäftigen, und zu einem Ideen-Spiel Anlaß geben, wohl aber geschieht dieß durch die Empfindungen der obern Sinne. Es würde uns zu weit führen, dieß hier weiter zu entwickeln, es genügt uns dem denkenden Leser unsere Meinung angedeutet zu haben.

Aber auch zugegeben, Herrn Eberhards Entwicklung seiner Definition wäre ganz befriedigend, so müssen wir nun doch gestehen, daß diese selbst nicht sowohl eine Erklärung des Wohlgefallens am Schönen, als vielmehr des Angenehmen seyn möchte, und eben deshalb auch für das ganze Gebiet der Aesthetik nicht umfassend genug ist: denn wenn Alles, was den deutlichen Sinnen gefällt, schön ist, so sind alle Werke der Dichtkunst aus dem Gebiete des Schönen verwiesen.

Daß aber die gegebene Definition des Schönen wirklich nur eine Erklärung des Angenehmen enthalte, wird man sogleich sehen, wenn man sich fragt: was es heiße, dieser Gegenstand gefällt den Sinnen? denn man kann darauf nichts anders antworten, als: Er macht auf die Sinne einen solchen Eindruck, daß diese sich gern der aufgeregten Empfindung überlassen, und sie nicht zu entfernen suchen. Fragen wir weiter: wenn solche gefällige Eindrücke Statt finden? so ist darauf keine andere Antwort möglich, als: Wenn der Gegenstand weder zu stark noch zu schwach auf das Organ wirkt, sondern seine Einwirkung dem Grade der Empfänglichkeit desselben angemessen ist. Nur unter dieser Bedingung also lassen sich wohlgefällige Sinnen-Eindrücke denken, und, wo diese aufgehoben ist, werden die Gegenstände entweder gar keine oder eine unangenehme Empfindung erregen. Daß diese Entwicklung des

angenehmen Gefühls richtig sey, läßt sich durch die Erfahrung, die ein jeder an sich selbst machen kann, nachweisen.

Wenn also unser Verf. sagt: „Alles, was den deutlichen Sinnen gefällt, ist schön;" so muß es wohl richtiger heißen, ist angenehm; denn die verschiedenen Sinne können hier keinen Unterschied machen. Wer dieß bestreiten wollte, müßte zeigen, entweder, daß es für die deutlichen Sinne gar keine angenehmen Eindrücke gebe, oder daß sie dieselben auf eine andere Art, als die undeutlichen Sinne, erhalten; und daß beydes unerweislich sey, wird der Leser selbst einsehen. Wir können ferner für unsere Meinung des Verf. eigene zweyte Erklärung des Schönen anführen, wo er sagt, daß zur Schönheit, oder zur Hervorbringung des ästhetischen Wohlgefallens, Einheit im Mannichfaltigen gehöre. Ohne hier den Werth dieses Grundsatzes zu prüfen, ergiebt sich doch klar daraus, daß, selbst nach dem Verf., alle einfachen Eindrücke, jede einfache Farbe und jeder Ton, nicht schön sind, weil ihnen ein zur Schönheit wesentlicher Theil, Mannichfaltigkeit, fehlt.

Sollte man hier, wie es wohl schon geschehen ist, einwenden: Wenn man keine Farbe, und keinen Ton schön nennen soll, wie wird man denn Malerey und Tonkunst, die sich mit diesen Gegenständen beschäftigen, schöne Künste nennen dürfen? so ist dieser Einwurf nicht bedeutend;

denn Malerey und Tonkunst werden ja dadurch nicht zu schönen Künsten, weil die Elemente, die sie verarbeiten, schön sind — so wenig, wie die Kunst des Bildhauers dadurch minder schön ist, weil sein Stoff sich oft mißfällig und unansehnlich darstellt; — sondern dadurch werden sie es, daß sie durch Verbindung der einfachen Eindrücke die Thätigkeit des Verstandes und der Phantasie aufregen. Wäre dem nicht so, so müßte eine Farbentafel, die in den angenehmsten Schattirungen die Uebergänge aller Farben aufstellt, oder eine bloße Tonleiter, eben so gut ein Werk der schönen Kunst seyn, wie jedes Gemälde oder jedes Mozartsche Concert es ist. Ferner, dünkt uns, müsse man, bey der Würdigung der Malerey, nicht übersehen, daß diese Kunst nicht darum den Namen einer schönen verdient, weil es die Zeichen sind, die sie zu ihrer Darstellung braucht, sondern darum, weil sie durch die Farben allein ein schönes Bild der Natur geben kann.

Wir glauben unsere Leser überzeugt zu haben, daß man nicht von schönen Farben und Tönen, sondern nur von angenehmen sprechen sollte. Der Sprachgebrauch kann hier nichts entscheiden; denn selten ist ein Ausdruck über seine eigentliche Bedeutung so ausgedehnt worden, als das Wort schön. Unser Verf. deutet selbst in seinem ersten Brief — Man ist entzückt, daß er (Schiller) das schöne Mädchen auf der schönen

Fahne so schön sterben läßt, — auf diesen Mißbrauch hin, und wir hoffen daher, daß auch unsere Bemühung, einige ästhetische Begriffe zu berichtigen, ihm nicht mißfallen werde.

Zwar redet Hr. Eberhard in seinem 16ten Brief, bey Gelegenheit der Zeichen-Schönheit, von an sich schönen Tönen und Farben, und will die grüne und röthliche dort zu den letztern rechnen; aber auch hier können wir mit dem Verf. nicht gleicher Meinung seyn.

Nach ihm ist die grüne Farbe an sich schön. Warum? — „Weil sie die Farbe der Natur, der Fluren und Wiesen ist.“ Gegen diese Antwort des Verf. wollen wir nicht wiederholen, was wir schon oben aus einander gesetzt haben, sondern nur fragen: Wenn die grüne Farbe darum schön seyn soll, weil sie die Farbe der Fluren und Wälder ist, so müssen wir sie doch zuerst an den letztern Gegenständen schön (d. h. angenehm) gefunden haben, ehe wir sie auch bey andern Dingen gern wahrnehmen; und so kehrt die Frage zurück: Warum finden wir sie in der Natur schön oder angenehm? Die Antwort darauf würde der Verf. gewiß selbst gegeben haben, wenn er nicht durch die Idee von an sich schönen Farben und Tönen davon wäre abgeleitet worden. — Weil die hellgrüne Farbe auf unser Auge einen milden, weder zu starken noch zu schwachen, Eindruck macht, darum thut sie dem Gesichts-Sinn wohl; darum gefällt sie.

Bey der röthlichen Farbe will der Verfasser zwar eine andere Antwort geben, die mehr mit einer Idee, als mit dem bloßen sinnlichen Eindruck, zusammenhängt. — Er sagt: „Die grüne Farbe im Gesicht würde nicht mit der ästhetischen Vollkommenheit des Menschen harmoniren."

Allein: Erstens erscheint ja nicht alles Leben im röthlichen Colorit. Bey der ganzen Pflanzen- und dem größten Theil der Thier-Welt kündiget sich das Leben „nicht durch das Licht einer milden mit Weiß gemischten Röthe" an. Ferner, selbst bey dem Menschengeschlecht sind es ja nur die Europäer und ein Theil der Asiaten, deren Gesicht jenes, vom Verf. angegebene, Zeichen trägt, da der Neger dagegen eben dieß Zeichen, welches wir in der Rosenwange eines Mädchens erblicken, in dem schwärzesten Gesicht seiner Geliebten findet. Diese Antwort genügt also wohl nicht, sondern uns dünkt, darum fordern wir in jedem Menschengesicht nicht die grüne, sondern die röthliche Farbe, weil unser Auge von jeher daran gewöhnt ist, nur diese letztere an den uns umgebenden Menschen zu erblicken; denn nur in dieser Gewöhnung des Auges liegt oft der einzige Grund, warum uns endlich gewisse Farben und Formen, z. B. Moden, gefallen, die uns bey ihrem Entstehen zuwider waren.

Wir gehen zu des Verf. zweyter Erklärung des Grundgesetzes der Schönheit über, welches

er in seinem zehnten Brief dadurch näher bestimmt, daß er, nach Baumgarten, Mendelssohn, und andern, das Schöne in Verbindung des Mannichfaltigen zur Einheit findet. Diese Idee sucht er dadurch mehr zu entwickeln, indem er sich selbst die Frage vorlegt: Worin besteht die Einheit, die das Mannichfaltige schön macht? und darauf antwortet: darin, daß die Dinge zu einander gehören; welches durch das Beyspiel einer Landschaft erläutert wird.

Es würde die Gränzen, die wir uns hier setzen müssen, überschreiten, wenn wir die Wahrheit und Anwendbarkeit dieses Grundsatzes, von dem unsere Theorieen des Schönen so lange ausgegangen sind, vollständig prüfen wollten. Nur zu einigen Bemerkungen sey uns hier der Raum vergönnt.

Zuvörderst scheint es uns, daß mit der Frage: Worin besteht die Einheit, die das Mannichfaltige schön macht? zugleich die eine Antwort verdient: Von welcher Beschaffenheit muß das Mannichfaltige seyn, wodurch eine schöne Einheit hervorgehen soll? Aber davon auch abgesehen, dünkt uns des Verf. Erklärung doch nur eine Nominal-Erklärung zu seyn, wodurch der Begriff mehr umschrieben, als erörtert wird. Alles, was er gethan hat, ist, daß er seine Leser darüber verständiget, was sie bey dem Wort Einheit zu denken haben, ohne daß er ihnen doch dadurch zeigt, was zu einer schönen Einheit gehört.

Man kann sich ja vorstellen, daß eine Reihe verschiedener Gegenstände auf doppelte oder mehrere Arten, aber immer doch zu einem Ganzen verbunden werden können, ohne daß wir dieß Mannichfaltige, in jeder Art von Verbindung, schön finden. Der Verf. giebt, um sich zu erklären, das Bild einer schönen Landschaft, wozu er fruchtbaren Boden, Bäume, Kräuter, Wiesen ꝛc. rechnet. Allerdings werden wir eine Gegend, die alle diese Eigenschaften, welche der Verf. angiebt, im gehörigen Maße besitzt, eine schöne Gegend nennen: aber wohl nicht darum, weil, wie der Verf. will, alle diese Gegenstände in Beziehung auf einander stehen; denn, die Einsicht dieser Beziehung, die Einsicht der Einheit, zu der eine Reihe von Gegenständen verbunden sind, kommt *später*, als das Wohlgefallen, das unsere Seele beym Anblick eines schönen Kunstwerkes, oder eines schönen Naturgegenstandes, empfindet: also kann die Einsicht dieser Einheit nicht die Quelle davon seyn. Ferner, und dieß scheint uns ein Hauptgrund, ist diese Einsicht des Zusammenhanges, wodurch mannichfache Gegenstände zu einem Ganzen verbunden werden, nur ein Geschäft des Verstandes, der ja bekanntlich diejenige Eigenschaft der Seele ist, das Einzelne zu einem Ganzen zu verbinden. Sobald also das Mannichfaltige nur von der Art ist, daß er es zu einem Ganzen denken, sich einen Begriff davon bilden kann, so ist seine Forderung

befriediget. Allein da wir schon oben bemerkt haben, daß jedes Ganze darum noch nicht ein schönes Ganze sey, so muß wohl zur Hervorbringung des Wohlgefallens am Schönen noch mehr gehören, als daß die bloße Forderung des Verstandes, Einheit im Mannichfaltigen zu erblicken, erfüllt werde. Wir wollen, was wir so eben gesagt haben, durch ein Beyspiel erläutern. Die einzelnen Theile einer Landschaft, die der Verf. hier angiebt, in wie mannichfacher Verbindung lassen sie sich nicht denken, und würde wohl durch jede Art von Verbindung das Gefühl des Schönen in uns erregt werden? Gewiß nicht. Zwey Maler, (der eine sey ein Künstler, der andere es nicht,) sollen beyde Landschaften darstellen. In beyden Gemälden werden wir die Einheit nicht vermissen, und doch die Landschaft des erstern schön, die des andern häßlich finden.

Wir haben, unserm Zweck gemäß, hier nur einige Ideen mitgetheilt, die uns abhalten, dem bekannten Grundgesetz der Schönheit, Einheit im Mannichfaltigen, beyzutreten. Jeder Leser, der weiter darüber nachdenken, und vorzüglich die Anwendung desselben auf verschiedene Gegenstände, die sich ihm als schön oder häßlich darstellen, machen will, wird mit uns gleicher Meinung seyn. — Daß man indeß in jenem Princip der Einheit das Wesen des Schönen so lange gefunden hat, und zum Theil noch findet, wird erklärlich, wenn man bedenkt, wie sehr es

durch Sulzer, Mendelsohn, Engel entwickelt wurde; wenn man ferner erwägt, daß jenes Princip allerdings einen Vorzug besitzt, den nehmlich: daß es wenigstens eine nothwendige Bedingung enthält, die dem Schönen zu Grunde liegen muß, weil, ohne Befriedigung des Verstandes und dessen Mitwirkung, das Wohlgefallen am Schönen nicht entstehen kann; und wenn man endlich sieht, daß, eben um jenes Vorzugs willen, man nie, so lange man einen objectiven Grund zur Erklärung des Schönen sucht, einen bessern und haltbarern, als ihn, wird finden können; wenn man dieß Alles bedenkt, so wird es erklärlich, daß auf jenes Princip: Einheit im Mannichfaltigen giebt Schönheit; unsere Theorieen der Künste so lange gegründet wurden. Aber ungeachtet aller der Vorzüge, die wir so eben jenem Grundsatz beygeleget haben, kann man es sich doch nicht verhehlen, daß man bey ihm auf eine, von dem Verstand verschiedene Eigenschaft der Seele, — die indeß, zur Erzeugung und zum Genuß schöner Kunstwerke eben so nothwendig als dieser ist, — auf die Phantasie, nicht genug Rücksicht genommen hat.

Um unsere Bemerkungen über des Verf. Grundgesetz der Schönheit zu schließen, fügen wir nur noch hinzu, daß, nach unserer Ansicht, die Betrachtung der Zweckmäßigkeit der Organe zu dem ästhetischen Wohlgefallen unmöglich etwas beytragen kann, weil die Zweckmäßigkeit

derselben erst aus der Erfahrung erkannt wird, das ästhetische Wohlgefallen oder Mißfallen aber entstehet, ehe wir die Erfahrung befragen können, zu welchen Zwecken gewisse Organe vorhanden sind. Ferner, selbst, wenn wir dieß letztere wissen, so ändert dieß in unserm ästhetischen Urtheil nichts. Der Gegenstand, den wir für schön erklärten, wird dadurch nicht an Schönheit gewinnen, wenn wir die Bestimmung seiner Organe kennen; und Frosch und Spinne werden von uns nie als schöne Gestalten betrachtet werden, wenn wir gleich, durch Götze und andere belehrt, einsehen lernen, zu welchen Zwecken die Natur beyden ihre uns mißfälligen Organe gegeben hat. Warum dieß so ist —? Wohl darum, weil, bey jeder Beurtheilung des Zweckmäßigen, die Idee des Guten und Nützlichen, aber nicht des Schönen, die Ansicht bestimmt. — Aus diesen angegebenen Gründen können wir dem Verf. nicht beystimmen, wenn er (Seite 58.) sagt: „In dem organischen und lebendigen Wesen ist die Einheit des Schönen leichter zu finden; denn die Vereinigung ihres Mannichfaltigen ist inniger. Sie liegt in der bildenden und belebenden Kraft und in der Zweckmäßigkeit der Theile und Glieder zu der Bildung und der Thätigkeit der Pflanze und des Thieres.“ —

Wir haben absichtlich uns so lange mit des Verf. Ideen über das Princip der Aesthetik beschäftiget, weil wir wünschten, es allen unsern

Lesern ganz klar zu machen, wie auch unser Verf. mit seinem bekannten Scharfsinn sich vergeblich bemüht hat, ein objectives Princip für das Schöne aufzustellen: denn, selbst nach seiner Entwikkelung, kann das Gesetz „Einheit im Mannichfaltigen giebt Schönheit" mehr negativen als positiven Werth haben.

Nach dieser Aufstellung des Grundgesetzes der Schönheit, das indeß durch den 18ten und 19ten Brief besser bestimmt wird, fährt der Verf. fort, es auf mannichfache Weise anzuwenden. Er thut dieß zuerst im 11ten bis 14ten Brief, wo er seine Leser über die Grazie und die verschiedenen Arten derselben sehr angenehm unterhält. Wir wollen nur einige Stellen ausheben, um zu zeigen, wie zart und richtig der Verf. seinen Gegenstand behandelt hat.

„Grazie ist Schönheit in Bewegungen. Es ist augenscheinlich dieses Leichte in dem Bewegten, und dieses Bewegte in dem Leichten, was uns in der Grazie so anzieht. So groß indeß die Wirksamkeit dieser beyden Kräfte seyn mag, so würde sie doch immer noch nicht groß genug seyn, um den Zauber zu erklären, womit die Grazie alle fein fühlenden Seelen beherrscht. Sie ergießt sich in die mannichfaltigsten Zweige der Anmuth, der Holdseeligkeit, des Liebreitzes, und wirkt durch diese mit unwiderstehlicher Gewalt. Hier deutet ihr Reitz auf einen höhern Ursprung als in der bloßen Bewegung des Körpers. Dieser höhere

Ursprung ist in dem Innern, wovon das Aeußere nur der sichtbare Abdruck ist.“

Man höre ferner des Vers. Charakteristik der verschiedenen Arten der Grazie:

„Auf der untersten Stufe steht die, welche ich, um sie durch Ein Wort zu bezeichnen, die Lebens-Grazie zu nennen wage. Ihr Charakter ist blos der Ausdruk von Leben und Bewegung mit Leichtigkeit in den Handlungen, den Stellungen, den Formen. Sie kann sich in allem Lebendigen finden, in den Thieren sowohl als in den Menschen.“

„Höher steht die sittliche Grazie. Ihr Charakter ist der Ausdruck schöner sittlicher Neigungen und Tugenden, des süßen Verlangens, gefesselt durch Unschuld, Schamhaftigkeit und Bescheidenheit. So ist die Grazie der mediceischen Venus; und sie ist es, die wir Liebreiz nennen.“

„Am höchsten steht die rührende Grazie. Ihr Charakter ist der Ausdruck der mildesten, wohlwollendsten, liebevollsten sympathetischen Gefühle, der innigsten Zärtlichkeit, der Zuneigung, des süßen Enthusiasmus wohlthuender Thätigkeit, die Hand in Hand mit der Schönheit geht. Sie ist die Seele der Schönheit und die Kraft des sanftesten Ausdrucks. Wer erkennt hier nicht die Grazie der Holdseligkeit?“

Wie hier, so finden wir fast überall den ausgezeichneten Scharfsinn des Verf. wieder, womit er, vorzüglich bey ähnlichen Begriffen und Bezeichnungen, das Unterscheidende hervorhebt, und es dem Leser klar zu machen versteht, — ein Talent, das man früher schon in seiner Synonymik mit verdientem Lobe erkannt hat.

Wir würden einen großen Theil dieser Briefe hier ausziehen müssen, wenn wir dieses unser Urtheil vollständig beweisen wollten, was wir aber um so eher unterlassen können, da dieß Handbuch der Aesthetik ohnehin von jedem, der auf Bildung Anspruch macht, gelesen werden wird. Wir begnügen uns daher hier nur einige Briefe, z. B. die, über bildende Künste, und Nachahmung und der Natur, die über das Natürliche und Künstliche, Naive, Große und Erhabene, anzuzeigen, wo die Leser selbst die Beweise für unsere Behauptung finden können.

Sollte man auch, bey des Verf. Eintheilung der Künste in bildende und praktische, seinen Eintheilungs-Grund, daß die einen etwas thun, die andern etwas machen, nicht befriedigend genug finden; sollte man ferner bey der Untersuchung über das Erhabene wünschen, daß der Verf. tiefer in seinen Gegenstand eingedrungen wäre, und gezeigt hätte, wie, bey den verschiedenen Arten vom Erhabenen, Verstand und Phantasie auf verschiedene Art sich thätig zeigen, so wird man doch keinem dieser Briefe das Verdienst der deut-

lichen, klaren, sogar anmuthigen Darstellung absprechen können. Auch hier wird man, wie an mehrern Orten, sehen, wie glücklich der Verf. zwey sich scheinbar widersprechende Aeußerungen, wie Longin und Burkes Meinung über die Wirkung des Erhabenen, durch eine höhere Ansicht zu erklären und zu vereinigen weiß, und dadurch einen Beweis von Scharfsinn ablegt, den wir bey der Zusammenstellung der Ideen Hirts, Leßings und Winkelmanns, über den Werth der Antike, wiederfinden.

Aber nicht genug, daß der Verf. alle zu seinem Zweck nothwendigen Ideen auffaßte und darstellte, — noch an vielen Orten, wo sein Stoff ihm die Gelegenheit dazu bot, finden wir Bemerkungen oder Anwendungen gewisser Grundsätze, die den Leser nicht anders als belehren und unterhalten können. Von den vielen Stellen dieser Art wollen wir nur die (Seite 95.) wie die Griechen ihre Musen Künste ansahen, unsern Lesern anzeigen, und eine andere (S. 102.) ihnen mittheilen, wo der Verf., nachdem er richtig gezeigt hatte, wie die gefällige leichte Thätigkeit der Seele das Wohlgefallen am Schönen erzeugt, so fortfährt:

„Die Thätigkeit durch Eindrücke auf die Sinne ist die erste, gemeinste, und darum die niedrigste, womit die Seele anfängt, ihre Kraft zu fühlen, und sie ist noch immer die, womit wir zufrieden sind, wenn uns noch nichts Interessan-

teres beschäftiget. Die öde Begrifflosigkeit und Leere ist das, was der unberührten Seele, und zumal auf die Dauer, am unerträglichsten ist. — Warum sitzt der Müßige am Fenster und sieht den auf der Gasse Vorübergehenden nach? Je lebendiger und volkreicher der Schauplatz ist, je mannichfaltigere, neuere und wechselndere Aussichten er ihm darstellt, desto angenehmer ist seine Unterhaltung. Er verlangt ein leichtes Spiel von Bildern, und diese führen ihm die Eindrücke zu, die er von den verschiedenen Gegenständen erhält.“ —

„Interessanter wird der Sammelplatz der Bilder, wenn sie zugleich die Seele mit Emozionen berühren; denn alsdann wird das Gefühl und die begehrende Kraft mit ins Spiel gezogen. Sobald auf dem Schauplatze, vor dem müßigen Gaffer, sich ein Unglück ankündiget, sich eine Scene des Jammers eröffnet, wird plötzlich seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen einzigen Punkt zusammen gezogen. (?) So erkläre ich mir das Vergnügen, das die jetzige Lesesucht unserer Herrn und Damen an den schalsten Romanen findet. Bilder und Emozionen, das ist Alles, was sie verlangen, und wofür sie empfänglich sind; und die erhalten sie in den Schilderungen, die sie durch die Abentheuerlichkeit und das Grausenvolle der Begebenheiten ergreifen, im größten Maaße.“

„Dieser Kinder-Geschmack verkündigt eben noch keine großen Fortschritte in der ästhetischen

Kultur. Ich kann es begreifen, daß unsere Ur-Väter an den wunderbaren und grauenvollen Abentheuerlichkeiten ihrer Ritterbücher sich ergötzen konnten, das war in der Ordnung. Sie kannten noch nichts Besseres; ihre Rohheit bedurfte starker Erschütterungen, ihr Kinderglaube wurde durch keine Ungereimtheit erschüttert, und war der unwiderstehlichsten Täuschung hingegeben; und was die Hauptsache ist, für ihre schlafende Vernunft war die Morgenröthe der Schönheit noch nicht aufgegangen."

„Aber jetzt, da die erwachte Vernunft den Geschmack leiten sollte, da der Geschmack an den schönen Compositionen der Alten und der Neuen reifen kann, — wie kann man sich jetzt die Erscheinung anders als dadurch erklären, daß diese Cultur noch nicht zu allen Lesern herabgestiegen ist." —

Wir übergehen, und es sey dem Leser zum eigenen Nachsehen empfohlen, Alles, was der Verf. in seinen Briefen über das Ideale, und vorzüglich über das Verhältniß des Ideals der Griechen zu dem unsrigen, als ein Wort zu seiner Zeit, gesagt hat, und schließen unsere Bemerkungen über den ersten Theil damit, daß wir kürzlich nach der Meynung des Verf. über den Mangel an Interesse bey rein sittlichen Charakteren die unsrige gegenüber stellen.

Gern räumen wir zuförderst dem Verf. Alles ein, was er über den Mangel an Interesse bey

Engeln und Dämonen sagt, deren Charaktere allerdings an der Einförmigkeit kranken, wie Miltons verlohrnes Paradieß und die Messiade beweisen. — Aber alles, was wir dort (Seite 356.) über das Ideal rein sittlicher Vollkommenheit lesen, würde doch auch nur von Gott und den Engeln gelten. und von der Darstellung dieser Ideale ist, bey Kunstwerken, z. B. Dramen, wohl nur selten die Rede. Aber der Verf. scheint auch den rein sittlich menschlichen Charakteren ihr Interesse abzusprechen, und zwar aus folgenden zwey Gründen; erstlich weil sie ohne Leidenschaft sind, also Mangel an Empfindung haben, und zweytens, weil sie nicht thätig erscheinen.

Alles, was der Verf. zur Bestätigung seiner Meynung sagt, und was sonst schon so oft ist gesagt worden, beruht, wie uns dünkt, auf einer unrichtigen Würdigung des sittlichen Charakters, zu welcher man theils durch die stoische Philosophie, theils durch das Wort rein sittlich sich verleiten ließ. Man weiß, daß die erste von ihren Schülern forderte, empfindungslos, und bey Freuden wie bey Schmerzen ganz gleichgültig zu seyn; und man hielt, nach den vielleicht unrichtig verstandenen Aussprüchen dieser Schule, den nur für vollkommen, der ohne alle Begierden und Neigungen rein vernünftig lebte. Die Stelle bey unserm Verf. (Seite 367.) „das Ideal der menschlichen Vollkommenheit hüllt sich in seine Apatie, die ihn gegen alle äußere Dinge gleich-

gültig macht" zeigt, daß auch er den Meynungen der frühern Philosophen und ihrer Würdigung eines rein sittlichen menschlichen Charakters beytritt. Allein man bedenkt, bey der so eben angeführten Ansicht, nicht, daß eben darum ein solcher Charakter kein ganz sittlicher ist. Ohne hier weiter in das Gebiet der Moralphilosophie einzugehen. muß doch das Resultat derselben, ohne welches hier nichts entschieden werden kann, bemerkt werden, daß nehmlich die höchste Vollkommenheit eines menschlichen Charakters in nichts anderm, als stetem Rechtthun, bestehe, wie auch die Neigungen ihn davon abzuziehen versuchen, daß also rein sittlich handeln nicht so viel heißt, als frey vom Andrang der Neigung, sondern frey von der Herrschaft derselben seyn. — Schon aus dieser Angabe sieht man, daß ein rein sittlich menschliches Wesen sich durchaus nicht ohne Kampf, Thätigkeit und Anstrengung denken läßt.

Wenn wir von diesem angegebenen Gesichtspunkt ausgehen, so werden wir sehen, wie dann alle die Mängel wegfallen, die nach unserm Verf. einen solchen Charakter der ästhetischen Darstellung unfähig machen.

Wenn er z. B. sagt, bey einem rein sittlichen Charakter fällt das Interesse darum weg, weil er ohne Leidenschaft, ohne Empfindung ist, wenn er hinzu setzt: „das größte Interesse fühlen wir immer für diejenige sittliche Güte, die mit Leiden-

schaften zu kämpfen hat;" so wissen wir nun, daß eben im Kampf mit den Leidenschaften ein rein sittlicher Charakter sich allein offenbaren kann. Wir wollen nur an Brutus, der seinen Söhnen das Todes-Urtheil spricht, unsere Leser erinnern, oder sie fragen: wodurch Max Piccolomini unsere Herzen so fesselt? Offenbar dadurch, daß der Dichter ihn im Kampf mit seiner Leidenschaft auftreten und siegen läßt.

Ferner meynt unser Verf. daß die leidenschaftlichen Charaktere die einzig thätigen seyen, und sobald er unter leidenschaftlichen überhaupt empfindungsvolle versteht, so geben wir dieß gern zu: allein es dürfen nicht immer Personen seyn, die durch strafbare Empfindungen in Thätigkeit gesetzt werden, wie der Verf., durch das Beyspiel des Lovelace verführt, zu glauben scheint.

Die Ueberzeugung durch eine That, durch eigene Aufopferung das Wohl einer Nation, oder eines Einzelenen zu begründen, kann und darf die Seele des wahrhaft Guten zur höchsten Thätigkeit erheben. Ja wir behaupten: Je sittlicher ein Mensch ist, desto thätiger muß er seyn. Denn ein solcher läßt sich nicht ohne die Ueberzeugung denken: Du mußt, so sehr du kannst, das Gute um dich her verbreiten, welche Hindernisse dich auch umringen; und wenn man bedenkt, in welcher Menge oft die letztern dem Guten sich entgegen stellen, so wird man nicht mehr behaup-

ten, daß ein sittlicher Charakter sich nicht sehr thätig zeigen könne.

Nach diesen Erörterungen wird man den letzten Einwurf des Verf. gegen die rein sittlichen Charaktere „daß sie ohne Empfindung sind" selbst heben können, da er, wie die vorhergehenden, nur aus einer falschen Würdigung des moralischen Charakters hervorgeht. Wir, die wir über das wahre Wesen des letztern besser belehrt sind, werden wahrlich nicht sagen, daß ein vollkommner sittlicher Charakter keine Empfindung habe: denn wir wissen, daß ein ganz sittlicher Mensch alle Kräfte der Seele, also auch das Gefühl-Vermögen, in sich anbauen und veredeln soll.

Wir glauben dem Leser unsere Meynung über das Interesse rein sittlicher Charaktere klar dargestellt zu haben, und wollen daher unsere Bemerkungen darüber enden, da ohnedieß der Verf. in den Briefen über die ästhetische Sittlichkeit, und über das Erhabene, ferner da, (S. 364) wo er von gemischten Charakteren spricht, unsrer eigenen Meynung zu seyn scheint. Nur, dünkt uns, können gemischte Charaktere nicht solche bedeuten, die mit der Fähigkeit, sowohl gut als böse zu handeln, begabt sind: denn dieß ist der allgemeine Charakter der Menschen. Soll es aber so viel heißen, als solche Personen, die zwar Neigung zur Pflicht-Verletzung in sich empfinden, ohne diese jedoch zu übertreten, so wären des Verf. gemischte Charaktere, nur unter einem andern Namen,

die rein sittlichen. In welchem Sinn H. Eberhard selbst jenen Ausdruck nimmt, kann Recens. nicht genau bestimmen.

Da der Verf. den ersten Theil seines Handbuches mit der Untersuchung des Interessanten endiget, so wollen auch wir hier unsere Bemerkungen darüber schließen, und unsern Lesern von dem Inhalt des zweyten Theils noch Rechenschaft geben.

Ehe wir jedoch eine nähere Anzeige beginnen, sey es uns erlaubt, unsern Lesern den Haupt-Inhalt desselben in einem kurzen Umrisse darzulegen.

Die sieben ersten Briefe von 59 — 65. beschäftigen sich, das Verhältniß des Dunkeln zum Schönen, und den Gebrauch und Mißbrauch desselben bey Kunstwerken zu bestimmen. Mit Recht rügt es der Verf., daß man in neuer Zeit die dunkle Manier zu sehr begünstiget habe, und sucht daher auf die Nothwendigkeit des Klaren und Bestimmten aufmerksam zu machen, welches vorzüglich durch die richtige Anwendung des ästhetischen Colorits, wovon der 66 — 68. Brief handelt, erreicht wird. Diese richtige Anwendung setzt aber eine richtige Kenntniß des Ideentausches voraus, und H. Eberhard fand also hier die beste Gelegenheit, uns seine Ansicht über Tropus, Metapher, Allegorie und Gleichniß mitzutheilen. Daß der Verf. diese Lehre für seinen Zweck ausführlich genug bearbeitet hat, kann dem Leser

schon die Zahl der Briefe andeuten, die (vom 69 — 88.) dieser Untersuchung gewidmet sind. In den folgenden sucht er vorzüglich die Lehre vom Contrast auf ästhetische Gegenstände anzuwenden und braucht sie, um theils von ihr das Lächerliche mit seinen verschiedenen Zweigen, als das Burleske, Komische, Parodie, Laune; theils das Rührende, wozu der Verf. auch das Romantische rechnet, herzuleiten. Des Verf. Beschäftigung damit nimmt fast die Hälfte dieses Theils ein, da sie den 89 — 120. Brief füllt, wo er seine Untersuchung mit den rührenden Rede-Figuren beschließt.

Wir kehren, nach diesem allgemeinen Ueberblicke, wieder zurück zu dem Einzelnen, um zu sehen, wie der Verf. diese mannichfachen Gegenstände behandelt hat.

Auch bey diesem, wie bey dem vorhergehenden Theile bewährt sich des Verf. Talent zu scharfsinnigen Untersuchungen, und zur genauen Bestimmung eines jeden Begriffs; auch hier zeigt sich die nicht gemeine Fähigkeit, aus dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln, und das Entdeckte klar und deutlich hin zu stellen. Noch reichhaltiger, als im ersten Theile, sind die Beweise, wie vertraut der Verf. mit den besten Mustern des In- und Auslandes ist, weil er, vorzüglich aus den letztern, so häufig seine Beyspiele wählt, um einen Satz, oder das Resultat seiner Untersuchung dem Leser anschaulich zu machen. — Wie

bekannt er mit dem Stoff, den er zu behandeln sich vornahm, sey, zeigt er dadurch, daß er die frühern Meynungen Sulzers, Riedels, Mendelssohns und auch der neuern Aesthetiker, wie Schiller, und andere, benutzt, aber fast immer nur das Richtige davon aufgefaßt, durch eigenes Nachdenken näher bestimmt, und reichhaltiger dargestellt hat. Daß er indeß da und dort mit andern Kunst-Philosophen sich nicht auf gleichem Wege befindet, und nicht nur der Form, sondern auch dem Inhalt nach von ihnen abweicht, wird wohl nur der am Verf. tadeln können, der nicht bedenkt, daß nur durch verständige freye Untersuchung die Wahrheit gewinnen kann. Wenn wir daher selbst zu Zeiten mit unserer Erklärung von H. Eberhards Meynung abweichen, so wünschen wir, nach der so eben angegebenen Ansicht, beurtheilt zu werden.

Wir wollen einige von den Bemerkungen, zu welchen dieser zweyte Theil uns veranlaßt, dem Leser nach der Folge der Gegenstände mittheilen.

Schon oben haben wir dem Verf. in Allem beygestimmt, was er über das Verhältniß des Dunkeln zu den verschiedenen Arten des Schönen, Mahlerey, Musik, Dichtkunst sagt. Vorzüglich sind wir ganz seiner Meynung, wenn er über den Mißbrauch, der von dieser düstern Manier auch bey andern Wissenschaften gemacht wird, Klage führt. Auch hat der Verf. hier ganz schicklich, bey den Mitteln, das Düstere in einem dramati-

schen Stück zu erhöhen, und ein schauerliches Dunkel zu verbreiten, das Schicksal, welches der Griechen Schauspiele belebt, angeführt. Allein hätte der Vers., bey den so schwankenden Meynungen über den Gebrauch des Schicksals auch in unsern Dramen, sich nicht ein neues Verdienst erwerben können, wenn er gezeigt hätte, ob, und wie sich das Fatum der Alten auch auf unsere Bühne zurückbringen lasse? — Ohne dem Verf. hier vorzugreifen, wollen wir auf einige Ideen aufmerksam machen.

Was den griechischen Dichter begünstigte, daß sein Publicum an ein über den Menschen schwebendes und in sein Leben eingreifendes Wesen glaubte, findet zum Theil auch bey uns noch Statt. Auch wir werden oft zu einem solchen Glauben durch unerwartete Begebenheiten hingeführt. Freylich ward es den Griechen leichter, als uns, jene Schickung im Lauf der Begebenheiten zu zeigen; sie durften nur ihre Orakel sprechen lassen, und es war den Zuschauern hinlänglich angedeutet, welch' ein Geschick über den Helden walte. Dieß Mittel ist uns nun zwar nicht vergönnt; auch scheint es eben kein empfehlungswürdiger Ausweg zu seyn, wenn man durch Prophezeihungen von Mönchen und Einsiedlern das Schicksal will repräsentiren lassen. Wenn wir indeß die Trauerspiele der Griechen näher untersuchen, so werden wir finden, daß, unter Voraussetzung eines Glaubens an ein gebietendes Schick-

sal, es nicht immer solcher bestimmten Andeutungen bedurfte, sondern daß es durch den ganzen Gang der Begebenheiten sich darstellte, und sich dem Zuschauer aufdrang. Dieß Fatum bestand dann in den, oft durch eine Reihe von Geschlechtern fortgehenden, traurigen, unerwarteten, aber auch unabänderlichen Folgen eines frühern Vergehens: Die Nemesis war das Schicksal, und so lange diese nicht befriediget war, dauerte seine Gewalt. —

Diese Bemerkung auf uns angewandt, würde, wie wir glauben, zu dem Resultat führen: Auch der neuere Dichter kann seinen Helden, ohne ihn zur Maschine herabzuwürdigen, dann mit des Schicksals dunklem Gewebe umstricken, wenn er ihn uns z. B. hinstellt, wie er gegen Unglück kämpft, die besten Mittel dagegen, die jeden andern retten würden, aufbietet, aber durch sie immer tiefer hinabstürzt, weil ein früherer, von ihm selbst entweder begangener, oder doch auf ihn einwirkender Fehler, die Nemesis auffordert, sein Leben zu verdunkeln, und sein Glück zu zertrümmern. — So dünkt Recens. könnten englische Dichter Stoff zu solchen Schicksals-Dramen in der Geschichte ihrer Stuarte finden.

Nach diesen Andeutungen, die wir der Prüfung unser Leser überlassen, wollten wir diesen noch durch ein Beyspiel zeigen, daß die ältere Kritik, so sehr sie auch von der neuern in der Form abweicht, doch zu gleichen Resultaten hin-

führt. Allein wir glauben, die Leser werden den 70sten Brief lieber selbst nachsehen, und dort finden, wie glücklich Herr Eberhard mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn nach Regeln der ältern Kritik das auszudrücken und darzustellen versteht, was man in neuester Zeit unter Objectivität und Subjectivität verstanden hat.

In den folgenden Briefen, die sich mit den verschiedenen Arten des Ideen-Tausches beschäftigen, wird der Leser in der Lehre von den Tropen, wo der Verf. sich genöthiget sah, etwas tiefer in das Gebiet der Abstraction einzudringen, dennoch keine Spur weder von Dunkelheit noch Unbestimmtheit wahrnehmen. Ein Haupt-Mittel, wodurch der Verf. diese Klarheit, ja Lebendigkeit seines Vortrags bewirkt, liegt in den nicht überhäuften, aber immer am rechten Ort angebrachten Beyspielen, die den Leser über die Meinung des Verf. nicht schwankend lassen; nur kommt es uns vor, als ob bey diesen Beyspielen zu sehr fremder, und zu wenig National-Reichthum benutzt worden sey.

Bey der Lehre von den Tropen hebt der Verf. vorzüglich die natürliche Vergesellschaftung der Ideen heraus. Seine Meinung darüber hat Rec. früher schon, dem Wesen nach, in Maas trefflicher Schrift über die Einbildungskraft gefunden, der mit dem Verf. gleiche Gesetze der natürlichen Ideen-Association anführt. Beyläufig sey es gesagt, daß wir meynen: die bekannte

Eintheilung der Tropen, in Synecdoche, Metapher und Metonymie, wo man herkömmlich zu der letzten Alles rechnet, was unter die zwey ersten nicht gehen will, sey ein wenig zu willkührlich, und daß sich vielleicht eine bessere nach den verschiedenen Gesetzen der Ideen-Association aufstellen ließe.

Von der Ideen-Vertauschung hat der Verf. die Metapher und Allegorie am ausführlichsten behandelt. Ueber die letzte wollen auch wir hier unsere Ansicht mittheilen.

Der Verf. ist mit der frühern Erklärung Sulzers und anderer über die Allegorie und ihren Unterschied von der Metapher nicht zufrieden, die in jener nur eine fortgesetzte Metapher, oder das vollständig ausgemalte Bild sahen, worunter ein unbildlicher Gedanke verborgen ist. Wir wollen zugeben, daß diese Erklärung den Unterschied nicht genau genug bestimmt, allein auch des Verf. Erklärung, die wir S. 121. lesen, genügt uns nicht ganz. Sie ist folgende: „Die ästhetische Allegorie ist ein Ganzes verknüpfter tropischer Bestimmungen von Personen, und also bedeutender Bilder, welche Theile von einem oder mehrern Sinnen-Wesen sind, in welchen unselbstständige Verstandes-Wesen, durch Dichtung, als sichtbare Personen dargestellt werden.“

Vielleicht wird dem Leser, so wie uns, diese Erklärung nicht den Grad von Deutlichkeit und Klarheit zu haben scheinen, der sonst alle Defini-

tionen des Verf. auszeichnet. Wir wollen daher versuchen, ob wir durch folgende Bemerkungen etwas zur nähern Bestimmung der Allegorie und ihres Unterschiedes von der Metapher beytragen können.

Der Unterschied zwischen metaphorischem und allegorischem Ausdruck scheint uns darin zu liegen: daß die Metapher zwar ein Bild an die Stelle der bezeichneten Sache setzt, und letztere durch das erstere andeutet, aber ohne sie, man erlaube uns hier einmal das Wort, auszusprechen. Man ist im metaphorischen Ausdruck zufrieden, auf das Verhältniß zwischen Bild und Sache den Verstand aufmerksam gemacht zu haben. Anders ists in der Allegorie. Sie benutzt das Bild oder die Bilder, um einen Begriff ganz darzustellen, nicht blos ihn anzudeuten, sondern ihn anschaulich zu machen. Genügt dazu ein Bild, wohl; kann sie aber den Begriff durch ein einziges nicht ganz versinnlichen, so braucht sie mehrere. Recens. setzt also den Haupt-Unterschied zwischen Metapher und Allegorie in die verschiedene Beziehung, in welche beyde zu unsern Seelen-Kräften stehen, indem die letztere mehr die Phantasie, die erstere mehr den Verstand anspricht; daher wird auch die Metapher selten ohne das Object gesetzt, mit welchem sie zusammenhängt, da hingegen dieß bey der Allegorie nie der Fall ist. Um dieß deutlicher zu machen, wol-

len wir zu unsrer Erklärung die Allegorieen der bildenden Künste benutzen.

Wer kennt nicht die Menge von schönen Sinnbildern bey den Griechen: den Amor auf dem Löwen, den Jüngling, der die Fackel senkt. Was ist hier Allegorie? Es ist die anschauliche Darstellung eines geistigen Begriffs durch Bilder. Will man sagen: in diesen Beyspielen verknüpft doch die Allegorie mehrere Bilder zu einer Anschauung, und sie wird sich daher von der Metapher nicht bloß durch die Verbindung mehrerer Bilder zu einer Darstellung unterscheiden; so sprechen dagegen manche andere Allegorieen in einfachen Bildern. Wir wollen hier nur an das bekannte Sinnbild, welches wir auf unsern Gottesäckern so häufig finden, erinnern. Wer weiß nicht, wenn er daselbst eine Rosenknopse sieht, die, am Stengel geknickt, ihr Haupt zur Erde herabbeugt, daß dieß die anschauliche Darstellung des geistigen Begriffes ist: Es ist ein junges schönes Leben zu Grunde gegangen.

Wie in den bildenden Künsten, so wird, so muß es sich auch mit der Allegorie bey den redenden und in der Dichtkunst verhalten. Ihr Zweck muß derselbe bleiben — beleben, wenn auch die Mittel verschieden sind. In der Poesie wird also Allegorie und allegorischer Ausdruck auch nur da sich finden, wo durch Worte und darin liegende Bilder ein geistiger Begriff zur An-

schauung gebracht wird. Da nun die Dichtkunst mit den andern Künsten nicht gleiche Mittel hat, ihre Ideen belebt außer sich darzustellen, da sie die Phantasie nicht, wie jene, durch feste Umrisse fixiren kann; so wird sie um desto mehr Gebrauch von dem ihr eigenthümlichen Mittel einen Gegenstand zu beleben machen müssen, nehmlich ihn personificirt, oder handelnd aufzustellen, um so die Phantasie vermittelst des, durch das Bild dargestellten, Begriffs fest zu halten.

Es würde für diese Blätter zu weit führen, wenn wir unsere Erklärung mit Beyspielen belegen wollten; nur auf einige vom Verf. angeführte Allegorien und Metaphern wollen wir unsere Definition: Allegorie ist ein durch Bilder zur Anschauung gebrachter Begriff von etwas Uebersinnlichen, anwenden.

Es ist eine Metapher: Eh meines Herbstes Blätter fielen; und kann nie Allegorie werden, weil die Idee: Eh ich ins Greisen Alter trat; dadurch nicht zur sinnlichen Anschauung gebracht wird. Ich denke bey dieser Metapher an das, was das Bild meynt, ich sehe es nicht. Allegorie aber ist der Ausdruck: Die Strafe mit hinkendem Fuß wird dich erreichen; denn hier ist die Idee: Die Folgen deines Vergehens werden dich endlich doch treffen; anschaulich gemacht. Eben so enthält

der Vers von Michaelis, welchen der Verf. im ersten Theil anführt, eine Allegorie:

„Gebunden führt der Schmerz uns alle durch das Leben,
„Sanft, wenn wir willig gehn, rauh, wenn wir widerstreben."

Doch wir wollen hier unsere Untersuchung abbrechen, und können es dem Leser selbst überlassen, die Richtigkeit und Anwendbarkeit derselben näher zu prüfen, vorzüglich, da hier nur von der ästhetischen Allegorie, welche der Verf. selbst von der gemeinen unterscheidet, die Rede seyn kann.

Wenn es uns der Raum erlaubte, so möchten wir hier des Verf. Meynung über Entstehung und Bildung der Allegorie anführen. Vorzüglich schien uns seine Bemerkung interessant, daß schon in der Verschiedenheit, womit die Aegyptier und die Griechen ihre ersten Allegorieen bildeten, die Ursache liegt, daß die erstern nie, und die letztern so bedeutende Fortschritte auf der Bahn des Schönen gemacht haben. Doch der Leser höre den Verf. selbst:

„In der gemeinen Bildersprache der Griechen lag schon der Keim ihrer ästhetischen; und dieser Keim war die Personification. Ihre Götterlehre ging von der Bildersprache aus, so gut, wie die Götterlehre der Aegyptier. Aber sie personifizirten die Weltkräfte; die Theile und Kräfte der Natur waren bey ihnen menschenähnliche We-

sen, die wie Menschen dachten und handelten. Die Mythologie der Aegypter war ein landwirthschaftlicher Kalender, ihre Götter waren geistlose Fetissos in Thieren und Pflanzen. Wie weit leichter war es nun den Griechen, nachdem sie einmal das Göttliche unter menschlicher Gestalt erschienen war, das Geistige und Göttliche nach seinen verschiedenen Charakteren in das schönste Menschliche zu kleiden, und der Götter Allegorie durch Personificazion die edelste und reizendste Form zu geben, kurz sie zu einer ästhetischen zu machen.“

Ohne uns noch mit dem Verf. in Untersuchung einzulassen, in wiefern Gleichnisse, welche die Sache, wovon sie ein Bild seyn sollen, kaum andeuten, dafür aber eine Menge fremdartiger Dinge enthalten, — wie das Gleichniß aus der Ilias, — zu brauchen und beyzubehalten sind; wollen wir uns sogleich zum zweyten Haupt-Abschnitt dieses Theiles wenden, welcher die Lehre vom Contrast, Gegensatz, und andern davon abgeleiteten Begriffen umfaßt.

Das Erste, was der Verf. hier thut, ist, daß er (Seite 195) zeigt: Warum das Entgegengesetzte sich Wechselsweise hebe? „Darum, sagt er, weil entgegengesetzte Dinge sich wechselsweise neben einander in stärkeres Licht stellen — weil man sie so durch die Vergleichung besser kennen lernt.“ Uns dünkt, daß man mit dieser ersten angegebenen Ursache nicht weit ausreichen

dürfte: Denn wenn man sagt, entgegengesetzte Dinge heben, verstärken sich, und auf die Frage: woher kommt dieß? die Antwort gegeben wird: weil sie sich gegenseitig ins Licht stellen; so wird man sich wieder erkundigen müssen, wie dieß geschehe. Einen zweyten bessern Grund giebt der Verf. selbst an, wenn er fortfährt: „empfinden wir aber beyde entgegengesetzte Dinge, so liegt die Ursache ihrer stärkern Wirkung darin, daß, ohne vermittelnde Empfindung, die Seele plötzlich von einem Gefühl zu dem ganz entgegengesetzten mit Gewalt hingerissen wird.“ So richtig dieß ist, so, dünkt uns, hätte darauf noch können Rücksicht genommen werden, daß entgegengesetzte Dinge, die wir durch Empfindung wahrnehmen, darum sich einander heben, weil der Eindruck des Einen das Maas für die Größe des Andern ist.—

Darum, scheint es uns, können auch Dinge mit einander contrastiren, die nicht zu einerley Art gehören, welches der Verf. bey seiner ersten Regel für contrastirende Gegenstände nicht annimmt. Allein kleine Menschen erscheinen in sehr hohen Stuben noch kleiner, und größere in kleinen noch größer. — Ganz richtig hat der Verf. übrigens die beyden andern Gesetze für den Contrast bestimmt: Erstens, daß beyde Dinge sich nicht in einem Subject vereinigen, — wohl aber zweytens durch Einen Sinn wahrgenommen werden müssen. Nach dieser Angabe der Regeln, macht der Verf. den wesentlichen und folgereichen Unterschied zwi-

schen Contrast und Gegensatz, indem er beyde so eintheilt:

„Ein Gegensatz kann zwischen Gedanken und Empfindungen (die letztern sind wohl nur durch ein Versehen hier beygefügt); Ein Contrast nur zwischen Empfindungen Statt finden. Wenn nun die Gedanken mit einander zu streiten nur scheinen, so ist dieß Antithese."

Aus dem so eben angeführten Unterschied zwischen Gegensatz und Contrast, fährt der Verf. im 89ten und folgenden Briefen fort, das Lächerliche und Rührende abzuleiten.

Daß der Verf. bey seiner Meynung über das Lächerliche die frühern Erklärungen, vorzüglich Sulzers, gekannt hat, ist offenbar; auch ist nicht zu läugnen, daß er von jenen ältern Meynungen nicht wesentlich abweicht: aber wie genau er das Lächerliche und folge recht aus seinen Principien entwickelt, wie gut er die Resultate geordnet, wie vielseitig angewandt, wie sehr also der Verf. das Alte nicht nur erneut, sondern besser gemacht hat, werden die Leser selbst finden, wenn sie die frühern Untersuchungen über das Lächerliche mit den seinigen vergleichen wollen.

Alles Lächerliche besteht nach dem Verf. — der hier mit Gerard *) fast wörtlich übereinstimmt

*) Die Stelle dort heißt so: Its (of the ridiculous) object is in general incongrity, or a surprising and incommon mixture of relation and contrariety in things. More explicitely; it is gra-

„in einem überraschenden Gegensatz der Bestimmungen, aus welchen eine unwichtige Unvollkommenheit entsteht, die wir mit lebhaftem Anschauen wahrnehmen" — Diese Erklärung scheint Recens. so bestimmt und umfassend, daß, wie Hr. Eberhard selbst Addisons bekannte Meynung darauf zurückführt, er eben so Kants und Bendavids Definitionen des Lächerlichen, als specielle Begriffe, unter ihre generellen bringen wollte. Arten des Lächerlichen giebt es nun nach obigem Princip so viel, als es Arten von Ungereimtheiten giebt, die man sich zu einem Ganzen vereinigt denken will. Der Verf. zählt ihrer sieben auf, die sich leicht vermehren lassen.

Ferner werden nun die Einwürfe wegfallen, die man sonst und unter andern Herr Bendavid, in seinem Versuch über das Vergnügen, der Sulzerschen Erklärung gemacht hat. Hr. Bendavid meynte, nicht aus jedem Contrast entstünden Unvollkommenheiten, und führt zum Beweise an, daß, wenn man Riese und Zwerg neben einander stellt, um dadurch den Eindruck zu verstärken, dieß doch keine Unvollkommenheit sey; allein er übersieht, daß ja das Lächerliche auch dann nur entstehen soll, wenn zwey sich widersprechende

tified by an inconsistence, and dissonance of circumstances in the same object; or in objects nearly related in the main, or by a similitude or relation unexpected between things on the whole opposite and unlike.

Bestimmungen zu einem Begriff, zu einer Gestalt, die also eine Mißgestalt seyn würde, vereinigen; nun bleiben Riese und Zwerg zwar contrastirende Größen, können aber doch nie als in Einem Gegenstand verbunden erscheinen.

Wir übergehen von hier des Verf. fernere Entwickelung der verschiedenen Arten des Lächerlichen, auch die Briefe, in welcher er manche treffliche Bemerkung über das Wesen der belebten Schönheit niedergelegt hat. Nur wenige Worte wollen wir noch den Briefen über die Laune beyfügen, und damit die Würdigung dieses Gehaltvollen Werkes endigen.

Der Verf. unterscheidet richtig launigte von launichten Charaktern und humoristische Manier. Nach Herrn Eberhards Meynung ist ein launigter oder humoristischer Charakter ein solcher, „der sich selbst in Handlungen darstellt, welche einen auffallenden Widerstreit seiner Urtheile mit dem wahren Werth der Dinge offenbaren.“ Zur Erklärung führt er Sternes Walter Shandy an, dessen Meynung, über den Einfluß der Namen, als Folge in keinem Verhältniß zum Grunde stehe. — Humoristische Manier ist ihm, „wenn der Lehrende oder Erzählende das Lächerliche mit launigtem Ernst vorträgt;“ doch diese letzte Erklärung läßt wieder fragen: Was ist launigter Ernst?

An diese Erklärung des Verf., die mit der Meynung Congreves und noch mehr mit Riedels

zusammenfällt, knüpfen wir noch folgende Ideen an.

Es dünkt uns, als ob nach Hrn. Eberhards Ansicht sich nicht genau der Unterschied zwischen komischem und humoristischem Charakter angeben ließe: denn auch der erste wird ja nur dadurch lächerlich, daß seine Handlungen im Widerstreit mit der allgemeinen Handlungsweise stehen. Es scheint uns bey dieser Untersuchung vorzüglich darauf anzukommen:

In einem komischen Charakter tritt der auf, welcher Handlungen begeht, oder Empfindungen äußert, die entweder wahren, oder conventionellen — ephemerisch richtigen — Grundsätzen widersprechen, ohne daß er jedoch widersprechen, sich im Contrast zeigen will. Lächerlich-Komisch wird also nur diejenige Nicht-Uebereinstimmung in Handlungen seyn, wenn Fehler gegen anerkannte Regeln aus Unkunde oder Vergessenheit geschehen. Wir lächeln über Situationen, wo eine solche Ungereimtheit sich darstellt, und nennen solche Charaktere komisch, aber nicht humoristisch. Warum? — Hier zeigt sich der bedeutende Unterschied: Weil wir bey dem komischen Charakter, der lächerlich wird, ohne daß es seine Absicht ist, sonderbar zu erscheinen, nur die Schwäche, aber keine Stärke des Verstandes wahrnehmen. — Lächerlich können unsere Handlungen werden, ohne daß eigene Vernunft-Thätigkeit sich in ihnen zeigt; humoristisch sind sie nur

dann, wenn wir selbst in der Abweichung von der Regel die freye Willkühr erkennen. Eben darum werden wir auch eine lächerliche Person auslachen, verlachen, den humoristischen Charakter nur belächeln können; die erstere wird durch ihre Handlung immer etwas an Achtung bey uns verlieren, der letztere nicht, eher wohl noch gewinnen. Denn so wie wir gewohnt sind, wenn wir in der Natur Abweichungen von der Regel finden, diesen höhere Gesetze unterzulegen; so werden wir oft, bey humoristischen Handlungen, weil sie das Gepräge eigener Willkühr tragen, Vernunft-Gründe vermuthen, die uns nur unbekannt geblieben sind.

Was humoristische Manier sey, läßt sich nun weiter entwickeln; wir wollen aber diesen Gedanken nicht ferner verfolgen, sondern dem Leser nur noch des Verf. Briefe über das Rührende und vorzüglich den Abschnitt über das Romantische zum Nachlesen empfehlen. Auch die Darstellung dieses Begriffes beweißt es, wie es wohl das ganze Werk Hrn. Eberhards darthut, daß Alles, was die neuere Kunstphilosophie erforscht, alle die Resultate die sie aufgestellt hat, wahrlich nicht der dunkeln Hülle bedürfen, in der sie oft erscheinen, nicht in eine Sprache eingezwängt seyn dürfen, die ihnen jede freye, klare, liebliche Bewegung unmöglich macht. Das Werk unsers Verf. ist ein neues beweisendes Beyspiel, daß die

Wahrheit in keinem schönern Schmuck auftreten kann, als in dem Gewand, welches ihr Einfachheit, Klarheit und Anmuth darreichen. Möchten doch alle, die mit dem Verf. einen gleichen Stoff bearbeiten, wenn auch nicht immer seine Ideen, doch seine gefällige Art der Darstellung annehmen!

XII.

Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von Wilh. Gottlieb Becker. Erster Band. Leipzig in Commission bey Hempel und gedruckt bey Göschen. 1804. in Fol. VI und 72 S. Text und 10 Kupfertafeln, worunter zwey farbige sind.

Da von der berühmten Dresdner Antiken-Sammlung, (hier mit Recht von den vier Kurfürsten August, die ihr Anfang, Vollendung und Glanz gegeben haben, Augusteum genannt,) bisher nur le Plat's schlechte Kupfer-Abbildungen, Casanova's Bemerkungen über einige ihrer Kunstwerke und Lipsius Beschreibung vorhanden waren: so erwirbt sich ihr jetziger verdienstvoller Aufseher kein geringes Verdienst sowohl um dieses Museum, als um die Kenner und Freunde der alten Kunst überhaupt, durch ein Werk, welches eine treue und commentirte Abbildung aller ihrer trefflichen und seltnen Werke, wenn sie nicht zu sehr Bruchstücke sind, verheißt und die minder bedeutenden wenigstens in der Be-

schreibung berühren wird. Die neuen Ergänzungen der Antiken werden in den Abbildungen blos durch Umrisse, oder da, wo diese eine zu grelle Wirkung machen würden, durch eine andre Behandlung angedeutet werden. Der Commentar ist eben sowohl artistisch, als archäologisch.

Der Verf. beginnt mit einigen Werken der ägyptischen Kunst, welche die Dresdner Sammlung besitzt. Von vier Mumien derselben wird die Beschreibung, aber nur von den zwey merkwürdigsten unter ihnen, welche mit schön erhaltnen gemahlten Decken überkleidet sind, eine genaue farbige Abbildung geliefert. Die Bemerkungen des Verf. über das Mumisiren und Einbalsamiren bey den alten Aegyptiern sind nicht zu übersehen. Sie sind bestimmt, zu zeigen, daß sich sowohl zu den drey von Herodot angegebnen Arten des Einbalsamirens, als zu der vierten beym Diodor von Sicilien, unter den noch vorhandnen Mumien Belege auffinden lassen.

Von den beyden Mumien, denselben, die della Valle in Aegypten fand, sind eigentlich nur die Byssus-Decken im Kupfer vorgestellt, da sich diese so eng an die Mumien anlegen, daß man sie von ihnen nicht trennen könnte, ohne die ungeschmeidigen, hart gewordnen Decken zu beschädigen oder zu zerstören. Was die Mahlerey auf diesen Decken betrifft, welche die eingewickelten Mumien selbst vorstellt und wohl für eine Copie der unter dieser Hülle verborgnen Todten gel-

ten kann, ſo verräth die Bildung der Geſichter, das Haupthaar, der Bart der männlichen Figur, die griechiſche ευτυχι oder, wie der Verf. lieber leſen will, ευψυχι auf der einen, die Formen der Gefäße, gewiſſe Verzierungen und der Schmuck auf der Bruſt des Weibes, daß es wahrſcheinlich griechiſche Körper aus den Zeiten der Ptolemäer ſind. Nur etwas von der Art und dem Hauptcharakter der Mahlerey auf der männlichen Mumie: „Die Farben derſelben ſind gelb, grün, roth, braun und ſchwarz; von blauer Farbe, die auf andern Mumien gefunden wird, iſt keine Spur zu ſehen. Alle Figuren und Verzierungen, ſelbſt die kleinen Knöpfchen, die ſich auf den Einfaſſungen der abgetheilten Felder befinden, ſind erhaben und aus einer zubereiteten Gypsmaſſe mit Formen aufgetragen, ſo daß das Ganze eine Art von Relief ausmacht und das Anſehen von gepreßter Arbeit hat. Die Schattenſtriche aber, welche die gemahlten Erhöhungen umgeben, ſtehen auf der Fläche.“ „Die Vergoldungen ſind ziemlich gut erhalten, und allem Anſehen nach mit dem Pinſel auf einem rothen Grunde befeſtiget, womit die erhöhte Gypsmaſſe überzogen iſt; denn überall, wo die Vergoldung gelitten hat, blickt die rothe Farbe hervor.“ „Der Farbenton, welcher die vergoldeten Verzierungen umgiebt, iſt ein grünliches ſchmutziges Gelb mit Roth gegattert, doch ſo, daß die gelbe Farbe den Hauptton ausmacht.“

Die dritte Dresdner Mumie, welche hier nur beschrieben wird, ist ein Kind, dessen starke Umwicklung bis über die Nasenlöcher reicht, und das sich sehr gut erhalten hat. Sie gehört unter die Seltenheiten, weil sich nur wenig Mumien von Kindern finden.

Die vierte Mumie ist bis an die Beine zertrümmert. Sie scheint in Herodots vornehmste Classe der Mumien zu gehören; denn die aufgelöste Fleischmasse hat sich mit dem umwickelten Byssus, der wahrscheinlich oft mit Gummi bestrichen worden, dergestalt verbunden, daß beyde nur eine einzige Masse ausmachen.

Noch erwähnt der Verf. einen getrockneten weiblichen Körper aus Aegypten in der Dresdner Sammlung.

Auf der dritten Tafel ist ein hölzerner Mumien-Sarkophag mit einem daran ausgeschnitzten weiblichen Kopf. Auf demselben Blatt ist das Idol einer Isis von schwarzem Stein abgebildet, mit dem heiligen Tau, das der Verf. mit Zoega vom Nilmesser versteht, der jedoch in der Hand der Isis zum Symbol der höchsten Gewalt werde.

Die folgende Tafel enthält erstlich einen colossalen Sphinxkopf, dessen reine Formen den erhabensten Styl bezeichnen. Ein Recens. in der Jenaer A. L. Z. hat neulich geurtheilt, daß es ihm immer ein Antinous-Kopf zu seyn geschienen habe. Hierüber läßt sich nicht urtheilen, ohne das

Werk selbst gesehen zu haben. Interessant ist hier die Ausführung gegen Zoega's Behauptung, daß der ägyptische Sphinx männlich sey. Der Verf. giebt ihm seine ehemals behauptete Weiblichkeit wieder, und glaubt, daß er aus einer Zusammensetzung des Löwens, als des Symbols des Nil und zugleich des Osiris, mit dem Kopf der Isis entstanden sey, wodurch man den Inbegriff aller Vollkommenheit habe abbilden wollen.

Neben der Sphinx ist noch einer der ägyptischen Löwen, welche die churfürstliche Sammlung enthält, vorgestellt.

Der Verf. führt uns nun von Aegypten nach Griechenland über. „Dort tritt uns überall eine dunkle Symbolik in feyerlicher Steifheit entgegen: hier zieht uns mit heimlicher Gewalt eine freye Schöpfung des Geistes in natürlichen und verschönerten Gestalten an. Selbst die ältesten Werke griechischer Kunst, die ein guter Genius im friedlichen Schooße der Erde für uns aufbewahrt hat, beweisen das Streben nach einem Ziele, das der erwachte Sinn für Schönheit nur noch dunkel ahnete, aber die Poesie schon früher aufgestellt hatte. Freylich mußte der bildende Künstler bey den engern Grenzen, in die er seine Wirkungskraft beschränkt sah, noch lange mit mechanischen Schwierigkeiten kämpfen, ehe er sich zur Höhe des Dichters erheben konnte; als aber die volle Blüte der Poesie die aufgebrochne Knospe der bildenden Kunst einmal befruchtet

hätte, dann blühte auch sie unter jenem heitern und milden Himmel zu gleicher Herrlichkeit empor, und Prometheus beseelte das Erz und den Marmor unter den Händen des schaffenden Künstlers."

Er fängt mit einem der ältesten und kostbarsten altgriechischen Denkmäler an, einem dreyseitigen Piedestal, dessen Vorstellungen auf drey Kupferblättern befindlich sind. Der Behauptung des Verf., daß dieß das älteste von allen erhoben gearbeiteten Werken sey, die sich in Rom befunden haben, widerspricht der vorhin angeführte Recensent. Wie dem auch sey, die Originalität und das Alterthum des Styls ist nicht zu verkennen. „Alles ist keck und mit sicherer Hand entworfen; aber die Formen sind noch steif, eckicht und hart, zumal in den schwerern Theilen, an den Armen und Beinen. Die Bewegung der Finger ist gezwungen, die Kniee sind knoticht, und die Einschnitte der Muskeln scharf. An den Köpfen liegen die Haare in gekreppten oder lockichten Reihen, und über die Schultern fallen zwey gedrehte Locken spindelförmig herab. Die Gewänder sind an den Enden gezackt und gefältelt. Aber das Verhältniß der Formen, die griechischen Profile, der Charakter in den Köpfen überhaupt, die Bewegung der weiblichen Körper, die Behandlung der Draperien, verkündigen schon das Erwachen eines natürlichen, aber noch ungewissen Gefühls für das Schöne." Die drey Basreliefs

beziehen ſich auf die Fabel von dem durch den Herkules entwendeten Delphiſchen Dreyfuß, und das Werk ſcheint in irgend einem berühmten Tempel des Apollo, vielleicht zu Delphi, zum Piedeſtal eines als Weihgeſchenk aufgeſtellten Dreyfußes gedient zu haben. Der Verf. vergleicht nun das Kunſtwerk ſowohl mit den in einigen Stücken abweichenden Angaben der Schriftſteller, als mit andern Denkmälern, auf welchen die nämliche Fabel vorgeſtellt wird. Es iſt ein Cyclus von Vorſtellungen; auf der einen Seite Herkules, mit dem Dreyfuß, dem Köcher und der ehernen Schlange des Apollo davon gehend, wie er vom Apollo eingeholt und angehalten wird; auf der andern die Wiederaufſtellung des Köchers, und auf der dritten die des Dreyfußes im Tempel zu Delphi. Die beyden letztern Vorſtellungen ſind einzig und kommen auf andern Werken der Kunſt nicht vor.

Wir wollen hier nicht die aſtronomiſchen, allerdings ſehr ſinnreichen, Deutungen des Verf. vom Apolloniſchen Dreyfuß und von der ganzen Fabel, welche der Gegenſtand des obigen Werkes iſt, übergehen, jedoch nicht ohne den Verf. vor dem leeren Hypotheſen-Spiel zu warnen, das die Dornedden und Hermanne in die Erklärung der alten Mythen einführen. Ihm ſcheint der Dreyfuß die Epoche zu bezeichnen, wo das Sonnenjahr eingeführt, wenigſtens beſtimmter eingerichtet, und dem wärmern Himmelsſtrich gemäß,

in drey Jahrzeiten getheilt wurde. „In den frühesten Zeiten nahmen die Griechen nur zwey Jahreszeiten an, welche, wie es scheint, durch den Aufgang und Untergang der Plejaden bestimmt wurden. Jener fiel in den Monat May, dieser in den Anfang des November. Mit jenem begann die trockene Jahreszeit, mit diesem die feuchte. Beyde wurden durch die schönen Dichterbilder der Horen dargestellt. Anfangs gab es also deren nur zwey, die Thallo, welche den blühenden Frühling, und die Karpo, welche den fruchtreichen Herbst bezeichnete. Homer blieb dieser Eintheilung getreu, wie es das Alterthum seines Stoffs erheischte. Seine Horen öffnen und schließen den Olymp, sie zerstreuen die Wolken und führen sie wieder herauf. Diese Eintheilung stimmt vollkommen mit den alten Besitzern des Delphischen Orakels überein. Der erste war Kronos oder Saturn, in welchem die Zeit noch ohne besondere Abschnitte gedacht werden muß. Von ihm überkamen es Poseidon oder Neptun und Gäa oder Tellus, welche das feuchte und trockene Element bedeuten und zweyerley Jahreszeiten bestimmen. An die Stelle der Tellus trat Themis, die vielleicht mit jener verwechselt wurde, aber auch schon allein die nehmliche Stelle vertritt, denn sie ordnete ja den regelmäßigen Gang der Natur und war die Mutter der Horen. Von ihr überkam Apoll das Orakel und theilte es mit seinem Bruder Bacchus. Beyde besaßen es also in Gemeinschaft, so wie beyden die bacchischen Höhlen

gemein waren und beide auf dem Parnaß verehrt wurden. Man sieht daraus, daß der vorige Begriff noch immer zum Grunde lag. Dieser Wechsel bezog sich wahrscheinlich auf verschiedene Veränderungen, die nach und nach sowohl in der Zeitberechnung überhaupt, als auch in Ansehung der Einrichtung des Jahrslaufs vorgegangen waren. Doch die Gemeinherrschaft der beyden Brüder dauert nicht lange. Ohne den Bacchus ganz zu verdrängen, erhebt sich Apoll als Oberherr des Orakels. Es erhält einen eigenen Tempel; es entsteht der Dreyfuß; die Orakelsprüche werden blos in seinem Namen ertheilt, und es wird ihm seitdem besonders geopfert. Vermuthlich liegt in dieser großen Veränderung die Bestimmung eines neuen Zeitcyclus verborgen, und vielleicht betrifft sie die Einführung des Sonnenjahrs. Denn von nun an theilen die Plejaden das Jahr nicht mehr in zwey Theile. Es entstehen drey Jahreszeiten und mit ihnen drey Horen, welche die Namen Eunomia, Dike und Irene erhalten. Auch erscheinen nun die Leyer und die Cither, die Sinnbilder der Harmonie, aber nur noch mit drey Saiten bezogen; und wahrscheinlich haben die drey Pfeile in dem geraubten Köcher auf der altgriechischen Vase des H. Gr. v. Lamberg die nehmliche Beziehung." „Mit der nachherigen Einführung der vier Jahreszeiten entstehen auch vier Horen in Gesängen und Kunstwerken; die Leyer und die Cither erhalten vier Saiten, und sogar der Dreyfuß wird vierseitig gefunden. Jeder neu-

angenommene Zeitcyclus erzeugte auch neue oder abgeänderte Symbole, die von den Dichtern in Fabeln gekleidet wurden. Vermuthlich war es nicht sowohl das gefundene System der sieben Planeten, als vielmehr ein neu berechneter Zeitkreis, welcher nachher der Cither sieben Saiten und der Pfeife sieben Röhren verschaffte. Die Zahl sieben war nun dem Apoll geheiligt; er war am siebenten Tage des ersten Monats gebohren; an diesem Tage allein wurden anfangs die Orakel ertheilt, und am nehmlichen Tage begannen auch die pythischen Spiele. Vermuthlich lauter Beziehungen auf einen neuen Zeitcyclus, deren es bey den Griechen sehr viele gab." Nach diesen künstlich zusammengewebten Voraussetzungen erklärt der Verf. den Fabelkreis auf dem dreyseitigen Piedestale, für eine Vorstellung der drey Jahreszeiten. „Apoll ist der eigentliche Besitzer des Dreyfußes, der allbelebende Herrscher, der durch die ganze Natur wirkt, und dann die Vollendung seines Wirkens dem Bacchus überläßt. Nach vollbrachter Arbeit werden Köcher und Dreyfuß geraubt; aber Apoll bemächtiget sich der Symbole seiner Gewalt aufs neue und beginnt wie zuvor ꝛc."

Auf der achten Tafel ist die Bildsäule (das Material wird nicht angegeben) eines griechischen Priesters vorgestellt, dessen Haupt, rechter Arm und Vorderfüße aber neu sind. Die Körperformen, die unter dem leichten anschließenden Gewand, das mittelst der linken Hand straff angezo-

gen wird, hervortreten, weisen auf ein frühes Zeitalter hin, nur daß sie hier schon in einem etwas veredelten Styl erscheinen.

Auf dem neunten Blatt erscheint eine geharnischte Pallas, welche der Stellung nach im Kampfe begriffen zu seyn scheint, ein schönes altgriechisches Werk. Der Kopf ist zwar alt, gehört aber nicht zu dieser Bildsäule, sondern ist ihr blos zu Ergänzung des fehlenden aufgesetzt; der Helm und die beyden Arme und Füße sind neu und sehr schlecht ergänzt. Das schleppende Unterkleid zieht sich vorn gegen die Mitte in schmale Falten, die da, wo sie zusammenstoßen, einen breiten Streif bilden, auf welchen in eilf Feldern die Kämpfe gegen die Giganten gestickt sind. Diesen Streif mit den zwölf Basreliefs hat der Verf. auf der zehnten Kupfertafel vergrößert dargestellt.

Sowohl die Göschensche Druckerey, als die Künstler, von welchen die Zeichnungen und Kupfer herrühren, haben das ihrige gethan, ein der Sache angemeßnes schönes Kunstwerk hervorzubringen. Der mit Einsicht, Geschmack und Eleganz abgefaßte Commentar entspricht vollkommen der Idee, die man von dem würdigen Aufseher der churfürstlichen Sammlung hatte. Der Pränumerationspreis für jeden Heft ist 6 Thaler sächsisch; nur für den ersten Heft, der in Ansehung des starken Textes für einen Doppelheft gelten kann, werden 2 Thlr. sächs. nachgeschossen.

XIII.

Virgils Georgika, neu übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Karl Gottlieb Bock. Königsberg, bey Göhbels und Unzer, 1803. 15 Bog. gr. 8.

Man kann diese Arbeit aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten. Man kann fragen: Wie verhält sich diese Ausgabe des virgilischen Lehrgedichts zu der frühern, die im Jahre 1790, mit einer Vorrede von Bürger, erschien und damahls in mehrern gelehrten Blättern angezeigt wurde? und man kann untersuchen: Was ist sie überhaupt werth?

Die erste Frage glauben wir nicht besser beantworten zu können, als wenn wir die Stelle, die Hr. Degen, in seiner Litteratur der deutschen Uebersetzung der Römer, aus Hr. Bocks frühern Versuche eingerückt hat, unsern Lesern in ihrer ursprünglichen und veränderten Gestalt mittheilen. In jener lautet sie also:

Alle Geschlechter der Welt, der Mensch und die Thiere des Feldes,
die bunten Vögel, das Wild, und alle Meeres-Geschöpfe

stürzen in Feuer und Wuth: die gleiche Liebe bey allen!
Niemals schweift, ihrer Brut vergessend, die Löwin so grimmig
durch die Felder; mit Mord und blutigen Mähnern erfüllen
niemals öfter den Wald die ungestalteten Bären.
Der Eber wüthet alsdann, dann rafet am stärksten der Tiger.
Wehe dem Wanderer dann in Libyens einsamen Wüsten!
Seht die Rosse! — Wie dringt durch all' ihre Glieder ein Zittern,
sobald nur ihnen die Luft die bekannten Gerüche herzuführt!
Nicht halten die Zügel der Führer sie auf; nicht zornige Schläge;
nicht Felsen; nicht klüftige Höh'n; nicht vorwärts liegende Ströme;
nicht der Fluthen Gewühl, das Felsen mit sich dahin reißt.
Auch schwärmt die sabellische Bache sodann und wetzt ihre Hauer,
und wirft mit den Klauen die Erde vorauf, und reibt sich am Baume,
und härtet die Seiten sich ab und den Rücken wider Verwundung.

Hier ist sie nach der von dem Verfasser mit ihr vorgenommenen Umarbeitung:

Jegliches Erdengeschöpf, der Mensch, die Thiere des Feldes,
und des Meeres Geschlecht, und das Wild, und die farbigen Vögel
stürzen in Feuer und Wuth: die nämliche Liebe bey allen!

Niemals schweift die Löwin, der Jungen vergessend, so grimmig
durch die Felder; mit Mord und blutigen Mähnern erfüllen
niemals öfter den Wald die ungeschlachtigen Bären.
Dann ist der Eber voll Grimm, dann ist am schlimmsten der Tiger.
Wehe dem Wanderer dann in Lybiens einsamen Wüsten!
Sehet die Rosse! wie zittert und zuckt es durch ihre Gebeine,
wenn auch nur der Geruch die bekannten Lüfte herbeyführt!
Weder Zügel halten sie auf, noch schreckliche Geisseln,
Weder Fels und Geklüft, noch entgegengeworfene Ströme,
noch der Fluthen Gewühl, das Berge mit sich hinwegreißt.
Auch die sabellische Sau, sie schwärmt, und wetzet die Zähne,
wirft mit den Klauen das Erdreich auf, und reibt sich am Baume
rechts die Rippen und links, und härtet sich gegen Verwundung.

Die Vorzüge der spätern Arbeit vor der frühern fallen ins Auge. Der Herameter hat nicht nur die ihn entstellende Vorschlags-Sylbe verloren, sondern empfiehlt sich auch überhaupt durch eine größere Geschmeidigkeit; einige gezwungene Ausdrücke sind mit natürlichern, einige von dem Lateinischen zu weit abweichende mit entsprechendern vertauscht worden; das

Ganze hat überhaupt an Genauigkeit und Ründe gewonnen. Schade, daß die zweydeutigen Mähler stehn geblieben sind, und die ungestalteten Bären den ungeschlachtigen haben weichen müssen. Nicht ungünstiger würde das Urtheil ausfallen, wenn wir mehrere Stellen nach den ältern und neuern Lesarten vergleichen wollten.

Doch der Uebersetzer darf nicht allein seinen zweyten Versuch getrost neben den ersten, er darf auch seine Arbeit überhaupt, ohne Erröthen, neben die Arbeiten seiner Vorgänger stellen. Allerdings kommt noch gar manches vor, was sich kein Uebersetzer, und am wenigsten ein Uebersetzer Virgils, erlauben sollte. Ausdrücke, wie der bequemlichste Weg, durch Kunst unter Betrieb gesetzte Gefilde, (per artem mouere agros,) unberührige Schlafsucht, (grauis veternus,) des Waldes häufiger Nußbaum, (plurima nux,) ein gewaltiger Ausdrusch, (magna tritura,) oder ein Rhythmus, wie in dem Verse:

Oder die gähnenden Adern stärkt und fester verbindet —

dürften schwerlich Entschuldigung, geschweige Billigung finden. Aber leider! kranken Hr. Bocks Vorgänger an ähnlichen, zum Theil größern, Flecken, und vielleicht hat ihm blos ein verständiger, der Sprache und der Regeln des Wohlklanges hinlänglich kundiger, Freund gefehlt, um

einer Arbeit, in der sich ein so hartnäckiger Fleiß offenbaret, eine höhere Vollendung zu geben. Sonderbar ist es, daß die Zahl der Verse in der Uebersetzung der Zahl der Verse im Texte nicht gleich ist. Im ersten Buche zählt die erste einen, im zweyten drey, im dritten wieder einen Vers weniger, und im vierten vier Verse mehr, als der letztere. Diese Ungleichheit hätte der Verfasser billig vermeiden sollen, und mit leichter Mühe vermeiden können. — Die kurzen Anmerkungen, die hinter jedem Gesange folgen, sind bey weitem so lehrreich nicht, wie die Vossischen, aber zum Verständniß der dunklern Stellen auslangend.

XIV.

Ueber eine angeblich neue Erklärung der Gruppe des Laokoon.

Herr Rath Campe liefert im zweyten Bande seiner Reise durch England und Frankreich — pag. 321 u. s. w. — eine Erklärung der bekannten Gruppe des Laokoon, deren Entstehung er mit folgenden Worten erzählt: „Ich hatte dieses große „Kunstwerk kaum zum ersten male, mit der „Unbefangenheit eines anspruchslosen Zuschauers, „ins Auge gefaßt, als sich so fort und ganz „ungesucht eine Meynung in mir entwik„kelte, welche u. s. w.“ Er nennt diese Meynung „seine unmaßgebliche Meynung,“ und zugleich: „ein Paar kecke Worte.“ Am Schlusse erinnert er sich nur: „daß auch der selige Stuve, bey seiner Rückkehr aus Italien, eine ähnliche Meynung, wo nicht dieselbe gehabt, und sie in einem Briefe an den Hofrath Schütz aus einander gesetzt habe, und fordert diesen auf: das Papier aufzusuchen und bekannt zu machen.

Der Freund der Alterthumskunde ist diesem zu Folge allerdings berechtigt: hier etwas ganz

Neues, Keckes, d. i. von der gewöhnlichen Meynung sehr Abweichendes zu erwarten; und — wie sonderbar findet er sich getäuscht, wenn er nun in der ganzen Erklärung nicht eine Behauptung findet, die nicht schon längst in öffentlichen Schriften aufgestellt, abgehandelt, bestritten oder bewiesen wäre; nicht Einen Beweisgrund, der nicht gedruckt nachgewiesen werden könnte!

Es ist gleich anfangs auffallend, daß Herr C — e nur Leßing und Göthe, als zwey unsrer ersten, zu solchen Untersuchungen Beruf habenden Schriftsteller, anführt, also selbst — der Ausländer nicht zu gedenken — unsern Winkelmann und Heyne — der doch eine eigne Abhandlung über den Laokoon geschrieben hat! — nicht gekannt zu haben scheint! —

Im Jahr 1799 ließ ich in dem Journal Berlin (im 2ten Heft) eine Abhandlung über die Gruppe des Laokoon drucken, in welcher die Meynungen und Urtheile älterer und neuerer Kunstrichter über die Momente in der Darstellung des Kunstwerks neben einander gestellt, verglichen und an der Gruppe selbst geprüft werden. Es ergeben sich dabey Resultate, welche vollständig, und fast buchstäblich so wohl die Meynung welche Herr C. aufstellt, als auch die Gründe enthalten, welche er für dieselbe anführt. Es sey mir erlaubt zu beweisen, was

ich hier sage! Herr C. sagt als Einleitung zu seiner Meinung (pag. 323):

„Ich sah, oder glaubte wenigstens mit höchster „Augenscheinlichkeit zu sehen, daß die Urheber „der schönen Zusammenstellúug die drey Ge„stalten, aus welchen sie besteht, auf eben so vie„len (nemlich dreyen) Staffeln des Leidens „gedacht und dargestellt haben."

In der Einleitung der gedachten Abhandlung heißt es (pag. 138 im IIten Heft):

„Der Künstler wählte den Moment, wo der „Vater und seine beyden Söhne von den „Schlangen ergriffen und umwunden sind. „Dieser Hauptmoment in Rücksicht der Bewe„gung der Figuren, zerfällt wieder in drey „bestimmte Momente, in Rücksicht der Hand„lung selbst; nemlich in den Moment vor „dem Bisse, in den Moment des Beißens „selbst, und in den Moment nach dem Bisse „der Schlangen. Bey der großen überlegenden „Weisheit des Künstlers ließe sich wohl erwar„ten, daß er in den drey Figuren, woraus „die Gruppe besteht, auch diese drey „Momente habe darstellen wollen. „Hätte er es nicht gewollt, so verriethe es einen „Mangel an Ueberlegung, indem er unnöthiger „Weise die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, „dessen die Gruppe fähig gewesen wäre, nicht „erschöpft, und in der Vollständigkeit der Dar„stellung eine Lücke gelassen hätte." —

Da Herr C. in der Folge seine drey Staffeln genau so bestimmt wie ich die drey Momente; so ist klar, daß zwischen ihm und mir kein anderer Unterschied statt findet, als daß sich bey ihm aus der Anschauung der Gruppe entwickelte, was sich bey mir aus dem Begriffe der Handlung ergab.

Ich komme jetzt zu der Erklärung der drey Figuren. Auf der oben angeführten Seite sagt Herr C.:

„Der älteste Knabe, auf Laokoons linker Seite, „ist noch ganz unversehrt und nicht ge„bissen."

Dieß behaupten alle Schriftsteller, die über den Laokoon geschrieben haben, und in der genannten Abhandlung heißt es (pag. 152):

„Ueber den Moment der Darstellung des älte„sten Sohnes findet kein Streit statt — er ist „noch nicht gebissen."

Von dem Vater sagt Herr C. (pag. 324):

„Laokoon befindet sich gerade in dem Augen„blick, welcher auf den des höchsten „Schmerzes unmittelbar folgt. Er „hat den Biß — schon empfangen, allein die „Schlange fährt noch fort zu beißen „und ihr Gift einzusprützen."

In der Abhandlung heißt es (pag. 144):

„Laokoon der Vater ist im Moment des Beißens „der Schlange dargestellt, aber seine Stellung „und der ganze körperliche Ausdruck deuten

„offenbar einen Uebergang vom höchſten Grade „der Anſtrengung zur Abſpannung von der „ſich ſträubenden Kraft, zum Erliegen an.“ — Dieſer Moment wird noch genauer dadurch beſtimmt, daß auf derſelben Seite der höchſte Moment der Anſtrengung, der unmittelbar „vorhergehende“ genannt wird.

Bemerkt man nun, daß, wie ich in der Folge zeigen werde, der Unterſchied des Ausdrucks — (Herr C. nennt den Schmerz, als die unſichtbare Urſach; ich die Anſtrengung der Kraft zum Widerſtande als die ſichtbare Wirkung) — hier keine Verſchiedenheit in der Sache ſelbſt (nach Herrn C. Anſicht nehmlich) macht; ſo iſt klar: daß ſich die Meinung des Herrn C. von der meinigen in gar nichts unterſcheide.

Auffallend iſt dabey die große Aehnlichkeit des Beweiſes, welchen Herr C. ſeiner Meynung beyfügt, mit dem Beweiſe, wie er in der Abhandlung aufgeſtellt iſt. In beiden iſt es buchſtäblich:

„der ſichtbare Anfang des Zuſammenſinkens des ganzen Körpers.“

Dieſer Anfang des Zuſammenſinkens iſt in meiner Abhandlung, mit Bezug auf die vorhergegangene Stellung im Moment der höchſten Anſtrengung, als ein Uebergang zum Erliegen, in den Hauptzügen, welche ſie kenntlich machen, aufgeſtellt. Gleich nach den ſchon angeführten Worten heißt es:

„Man verſuche es, ſich ſeine Stellung in dem „vorhergehenden Momente zu denken. An die „Ara gelehnt, ſtemmt er ſich ſo feſt mit den „Füßen, daß Muskeln und Adern ſchwellen; „mit beyden Händen hat er das Ungeheuer ge„packt, und ſucht es dadurch von ſich zu entfer„nen, daß er die Arme nach Möglichkeit aus„ſtreckt. Sein Auge iſt auf den Kopf des Un„geheuers geheftet; aber ſo weit er ſich auch „vorwärts nach der linken Seite über beugt, ſo „hat er unglücklicher Weiſe die Schlange zu „weit vom Kopfe gefaßt, ſie erreicht ſeine Sei„te, und mit dem Gefühl des Biſſes verliert er „Kraft und Muth; mechaniſch fliegt der Kör„per auf die entgegenſtehende Seite — alle Anſtrengung iſt umſonſt! deßwegen biegen ſich „die Arme und ſinken zum Körper, und mit „überwältigendem Schmerz richtet er den Blick „gen Himmel. So, aber auch nur ſo ſcheint „mir die ganze Stellung, und vorzüglich der „eingebogene linke Arm erklärlich zu ſeyn.“

Herr C. ſagt nun genau daſſelbe, nicht mehr — nur mit mehreren Worten, mehr ausgeführt! Man leſe:

„Vorher hatte er mit der ihn umwindenden „Schlange gekämpft; dieſer vergebliche Kampf „ſo wohl, als auch die dabey empfundenen na„menloſen Qualen des höchſten Schreckens und „der gräßlichſten Angſt, verbunden mit den „ſcharfen Schmerzen der Wunde und den

„tödtlichen Wirkungen des Giftes, haben in „diesem Augenblicke angefangen seine männliche „Körperkraft zu brechen. Die Hoffnung, sich „und die Seinigen noch retten zu können, ver„schwindet; sein Kopf sinkt bey eben anfangen„der Ohnmacht matt und verzweiflungsvoll zu„rück und auf die linke Schulter, seine Knie „sind schon gebogen, das rechte ganz, das linke „zum Theil. In dem Augenblicke, da er den „Schmerz des Bisses zum ersten Male em„pfand, mußte dieses letzte, so wie der ganze „Schenkel, nothwendig vollkommen gestreckt, „und sein Fuß krampfhaft gegen den Boden ge„stemmt seyn. Das ist aber jetzt nicht mehr, „nur seine Zehen berühren noch die Erde, schei„nen aber nur noch darauf zu ruhen, nicht mehr „gegen dieselbe gestemmt zu seyn, eine Wirkung „der angefangenen Enkräftung und des verzwei„felnden Hingebens. Sein rechter Arm, mit „dem er bis dahin gegen die Schlange gekämpft „hat, ist zwar noch empor gerichtet; allein das „scheint mir weiter nichts als mechanische Nach„wirkung vorhergegangener Kraftanstrengung zu „seyn. Diese Nachwirkung konnte auch, nach„dem die Anstrengung schon nachzulassen an„gefangen hatte, um so eher fortdauern, da bey „der Stellung, welche der zurückgesunkene Kopf „genommen hat, die Last des Arms größten„theils auf sich selbst, und einer beynahe waage„rechten Grundlage ruhet; so, daß es nur noch

„einer geringen Kraftäußerung bedarf, um ihn „in der aufrechten Stellung zu erhalten. Uebri„gens sind die Augen des Laokoons gerade so „weit schon geschlossen, und der Mund nur noch „gerade so weit offen, als beyde bey einem Men„schen, der eben ohnmächtig werden will, es „zu seyn pflegen. Das ganze Gesicht verräth „angefangene Entkräftung und ohnmächtiges „Hinsinken.

„Bedürfte es übrigens nach diesem allen noch „eines entscheidendern Beweises für die von mir „angenommene Meynung, so würde man denselben in der ganzen Stellung des Laokoons „finden. Diese ist eine sitzende. Daß er in „dem Augenblick, in welchen er von den Schlan„gen angefallen wurde, nicht schon auf dem Al„tare saß, auf dem er opfern wollte, ist doch „wohl eben so zuversichtlich vorauszusetzen, als „daß er nicht in dem Augenblicke, da er den er„sten Biß erhielt, also auch nicht in dem Au„genblicke des höchsten Schmerzes, sich werde „niedergesetzt haben. Erst nachdem Kampf und „Schmerz und Gift seine Kraft gebrochen hat„ten, konnte er in diese Stellung hinsinken. „Bey jedem frühern Augenblick wäre es die un„natürlichste gewesen, welche die Künstler ihm „hätten geben können.“

Bey den besonders weitläuftig ausgeführten Gründen, warum der rechte Arm noch emporgestreckt sey, scheint Hr. C. zu vergessen, daß die-

ser ganze Arm eine neue, von den achtbarsten Kunstrichtern gemißbilligte Ergäuzung ist. Mit Recht vermuthete schon Winkelmann aus dem ganzen Bau der Gruppe, daß dieser Arm ursprünglich mehr gebogen gewesen seyn möchte; er fürchtet indeß, daß bey einer Ergänzung, nach dieser Vermuthung, sich die Massen um den Kopf zu sehr häufen möchten. Heyne tritt sowohl der Vermuthung, als dieser Furcht bey; ich habe indeß in der genannten Abhandlung das Ungegründete dieser Furcht gezeigt, indem es dabey bloß auf das mehr oder weniger in der Biegung ankommt; auch führt' ich einen anatomischen Grund für die Vermuthung an, nehmlich die sichtbare Richtung des noch vorhandenen Schultermuskels, welche darauf zu führen scheint.

Ich komme jetzt zu dem Moment in der Darstellung der dritten und letzten Figur des jüngsten Sohnes; Hr. C. sagt:

„Der zweyte Knabe — scheint mir schon um „einige Grade weiter, und eben auf dem Punkte „zu seyn, dem Tode in die Arme zu sinken. Er „hat, wie es scheint, den tödlichen Biß früher „als sein Vater, und an einer dem Herzen nä„hern Stelle bekommen."

In der Abhandlung heißt es:

„Der zweyte Knabe ist schon, und zwar in die „Brust gebissen worden, und seine ganze Mie„nik scheint einen überwältigenden Schmerz, „ein Grenzen an Ohnmacht auszudrücken."

Alle Erklärer der Gruppe kommen darin überein, nur Göthe macht eine Ausnahme, und behauptet: dieser Knabe sey noch nicht gebissen worden. In jener Abhandlung nahm ich die ältere Meynung in Schutz, und setzte Göthen einen Beweis entgegen. Hr. C. thut dasselbe, und — sonderbar! diese Beweise stimmen im Wesentlichen fast buchstäblich mit einander überein. Man lese! Hr. C. sagt pag.. 329 u. s. w.

„Was jener Göthischen Meinung völlig, und wie „mir es scheint, ganz unläugbar widerspricht, ist „das, aber nur noch schwach fortdauernde Bestre„ben der Hand des Knaben, den Kopf der Schlan„ge wegzudrücken. Woher, muß ich fragen, „konnte er wissen, daß der Kopf der Schlange „sich an dieser Stelle befinde, um mit der Hand „dahin zu fahren? Sehen konnte er ihn doch „nicht; dazu ist sein eigner Kopf zu weit zurück„gebogen, dazu sind seine Augen zu weit von „dieser Stelle abgewandt. Nur durch den Biß „also konnte er von der Stelle, wo die größte „Gefahr für ihn obwaltete, benachrichtigt und „veranlaßt werden, die Hand dahin zu strecken, „um den Kopf der Schlange wegzuschieben. „Aber selbst dieser Hand sieht man es deutlich „an, daß der arme Jüngling ausgekämpft hat. „Sie ruhet nur noch wie abgestorben auf dem „Kopfe der Schlange. Keine Spur mehr „von irgend einer Anstrengung zum Wegschie-

„ben dieses Kopfes, weder an der Hand, noch „am ganzen Arme. Alle Beweger oder Mus„keln desselben sind schon wieder in vollkom„mener Ruhe, und verrathen Erschlaffung. „Eben dieß ist auch offenbar der Fall des gan„zen Körpers dieses Knaben. Nirgends, oder „doch höchstens nur in dem emporgerichteten „unechten Arme, sieht man noch irgend eine „Spannung, durch Anstrengung erzeugt. „Hätte übrigens dieser Knabe den tödtlichen „Biß noch nicht erhalten, und wüßte er gleich„wohl, daß der Kopf der Schlange seinem „Herzen so nahe wäre, was in aller Welt wür„de ihn abhalten können, seinen eignen Kopf „vorwärts herab zu beugen, um zu sehen, ob „und wie die ihm drohende Gefahr sich noch „abwenden ließe? Daß er es nicht thut, ist „mir ein Beweis, daß er es nicht mehr kann.“

In der Abhandlung heißt es S. 149 und 151:

„Das Charakteristische dieses Ausdrucks „(für den angenommenen Moment der Dar„stellung) liegt vorzüglich im Gesicht, in dem „matten Zurückbiegen des Kopfes, dem kram„pfigen Ausstrecken des rechten, und der kraft„losen Bewegung des linken Arms: auch die „gänzliche Unthätigkeit der Beine ist in dieser „Rücksicht bedeutungsvoll. — Da die Schlan„ge in dem Moment der Darstellung nicht „beißt, muß sie entweder schon gebissen haben, „oder erst beißen wollen. Nehmen wir den

„letzten Fall an; wie ist dann die Stel-
„lung des Knaben erklärlich? Warum streckt
„er den rechten Arm krampfig in die Höhe,
„und wendet das Gesicht weg? Er müßte im
„Gegentheil das Auge auf den Kopf des Un-
„geheuers geheftet haben, und es mit beyden
„Händen abzuhalten suchen. Denn daß er sie
„nur sanft zurück zu halten strebe, um sie nicht
„zu reißen, setzte eine Ueberlegung voraus,
„welche in dem Augenblick unmöglich ist. —
„Die Stellung der linken Hand end-
„lich ist ein unumstößlicher Beweis,
„daß die Schlange schon gebissen
„hat. Denn wie kommt sie sonst in die Lage
„des Herabdrückens auf den Kopf der
„Schlange? Diese schlüpfte unvermerkt unter
„dem rechten Arme weg, und biß, da sie nicht
„weiter konnte, in die Brust. Mit dem Biß
„ergreift den Knaben ein überwältigender
„Schmerz, er streckt krampfig den rechten Arm
„in die Höhe, und biegt halb ohnmächtig den
„Kopf zurück; nur die linke Hand sucht —
„von dem Schmerz der Wunde instinktartig
„geleitet — den Kopf der Schlange, obgleich
„kraftlos, herab zu drücken; und diese
„weicht, da der Biß geschehen ist, dem ohn-
„mächtigen Drucke, und durch die damit ver-
„bundene Bewegung verbirgt uns der Künst-
„ler die häßliche Wunde.“

Nimmt man noch dazu, daß ich mich gegen Göthe oft auf „den an Ohnmacht grenzenden „Ausdruck des Gesichts — den geöffneten Mund „u. s. w.“ bezog, und Hr. C. dieß fast mit ähnlichen Ausdrücken thut, daß z. B. „sein Mund, „seine Augen, die eines Sterbenden sind u. s. w.“ so ist die Uebereinstimmung noch größer.

In einigen Nebensachen bey diesem Beweise findet jedoch eine kleine Verschiedenheit statt. Ich hatte gesagt: „Ich finde in der Beschreibung „(dieses Knabens von Göthe) viele Unrichtigkei„ten.“ Hr. C. sagt: „Göthens Meynung be„ruhe auf dem Anblick einer fehlerhaften Zeich„nung,“ die seiner Beschreibung zum Grunde lag. Ich nannte indeß das Aufrecken des rechten Armes krampfig (daß der ursprüngliche Arm nicht mehr vorhanden ist, thut nichts, denn die ganze Stellung der Brust erfordert, den Oberarm als emporgestreckt anzunehmen), und hielt dieß für eine Folge des durch den Biß verursachten Schmerzes, und aus dem Moment der Darstellung selbst erklärlich. Hr. C. findet darin nur: die mechanische Fortwirkung vorhergegangener Anstrengung. Der Unterschied ist zwar an sich unbedeutend, da er sich nicht auf den Moment der Darstellung selbst, sondern nur auf eine Erklärung der Motive bezieht, welche die Stellung in jenem Momente hervorbrachten: ich kann indeß meine Meynung nicht aufgeben, weil sich 1) nicht wohl ein Grund an-

geben läßt, warum der Knabe in dem vorhergehenden Momente den Arm so stark in die Höhe gestreckt haben sollte — wie dieß bey dem Vater der Fall war, und 2) zeigt die ganze Stellung klar: daß dieß Aufrecken des Arms, das Zurückwerfen der Brust und des Kopfes eins waren, in Einem Momente geschahen, — und 3) ist — wie jeder Arzt darthun kann — diese Anstrengung einzelner Theile, bey dem sichtbaren Zusammensinken des Ganzen, in dem angenommenen Momente, in einem unter heftigen Schmerzen dem Tode entgegenarbeitenden Körper, eben so wahr, als charakteristisch. — Hr. C. nimmt an: die Schlange hange mit ihren Zähnen noch in der Wunde — ich glaubte, sie habe schon nachgelassen; eine Verschiedenheit, die ohne Bedeutung ist!

Ich glaube jetzt zur Genüge bewiesen zu haben: daß Hr. C — s Erklärung der Gruppe schon vollständig, nebst den Gründen, worauf sie ruhet, gedruckt vorhanden war. Ich behaupte indeß keineswegs, daß Hr. C. meine Abhandlung benutzt habe. Es ist allerdings möglich, daß alle diese Ideen sich in ihm bey dem ersten Anblick der Gruppe so fort und ungesucht entwickelten; es ist aber auch gedenkbar, daß er — vor mehreren Jahren — jene Abhandlung gelesen, aber dieß gänzlich vergessen hatte; wo dann — weil die Ideen ihm noch dunkel beywohnten — die urplötzliche, ungesuchte Entwik-

kelung derselben, als er das Kunstwerk „kaum zum ersten male ins Auge gefaßt hatte“ erklärlicher wäre!

Ich muß hier noch ein oben gegebenes Versprechen erfüllen: nehmlich zu zeigen, daß die Verschiedenheit der Ausdrücke: höchster Schmerz, und höchste Anstrengung, in den dort angeführten Stellen, nach Hr. C. Ansicht, von keiner Bedeutung sey. Es ist mir überhaupt kein Schriftsteller über den Laokoon bekannt, der beyde Ausdrücke von einander unterscheidet; und Hr. C. zeigt in seinem Beweise, der bloß von der, in der Figur sichtbaren Anstrengung und dem Anfange des Erliegens der Körperkraft redet, daß auch er beyde Ausdrücke als völlig gleich bedeutend genommen habe. Ich unterschied indeß in jener Abhandlung beyde von einander, und setzte der körperlichen Anstrengung gegen den Schmerz, den Schmerz selbst als Empfindung entgegen; wobey es dann klar ist, daß, bey der Beurtheilung des Moments der Darstellung eines Kunstwerks, nur von dem erstern die Rede seyn kann. Ich bestimmte darnach den Moment der Darstellung im Laokoon, als den des Erliegens der Kraft, als den Anfang des Zusammensinkens, d. i. den Moment, der unmittelbar auf die höchste Anstrengung folgt, welches dann mit Hrn. C—s Meynung völlig übereinstimmt.

Redet man nun von der Empfindung des Schmerzes (im Allgemeinen), als der Urſache jener Anſtrengung der Kraft, als eines körperlichen Ausdrucks; ſo iſt klar, daß der höchſte Moment des Schmerzes der iſt, in welchem er ſiegt, und folglich mit dem Punkt des Erliegens der Kraft, mit dem Anfange der Abſpannung zuſammentrifft. Man kann alſo auch wohl vom Laokoon in gewiſſer Hinſicht ſagen: er ſey im höchſten Schmerz dargeſtellt, gerade weil er — in Hinſicht jener Anſtrengung — im Punkt des Erliegens dargeſtellt iſt. Es bedarf übrigens hier einer noch genauern Entwickelung dieſer Begriffe, um über den Gegenſtand mit der möglichſten Beſtimmtheit urtheilen zu können. Ich machte dort dieſen Unterſchied nur, um Winkelman und Leſſing mit einander auszugleichen; weil offenbar Winkelmann, wenn er den Laokoon „im höchſten körperlichen und geiſtigen Schmerz“ erblickt, von der Empfindung redet, Leßing aber offenbar nur auf den körperlichen Ausdruck von beyden ſieht; doch — dieß gehört jetzt weiter nicht zu meinem Zwecke!

Die Anwendung dieſes Unterſchiedes auf die Erklärung der Gruppe — und ähnlicher Kunſtwerke überhaupt, — iſt von großer Wichtigkeit. Alles was Leſſing von der Unzuläſſigkeit einer Darſtellung im höchſten Ausdruck eines Affekts ſagt, kann — wenn man es auf den Schmerz

anwendet — nur von dem Ausdruck des Schmerzes, als eines wirklichen Leidens, unter welchem die Natur erliegt, verstanden werden. Daß Lessings Vorstellung dieselbe war, beweist, was er über das laute Schreyen mit weit geöffnetem Munde des Laokoons beym Virgil sagt. Es fällt indeß in die Augen, daß bis zu dem Punkte, welchen die Künstler in der Darstellung des Laokoon wählten, von diesem Ausdruck des Schmerzens, als eines wirklichen Leidens noch gar nicht die Rede seyn konnte. Bis zu diesem gewählten Punkt, dem ersten wo dieser Ausdruck anfängt einzutreten, kann man sich nur den Ausdruck der Kraft, der Anstrengung im höchsten Kampfe gegen eine Gefahr denken, die ihm dieß Leiden des Schmerzes als bevorstehend androht; bis zu diesem Punkte kämpft er — wie Hr. C. selbst einräumt — mit männlichem Muth und männlicher Kraft. Ein Laokoon, in dem unmittelbar vorhergehenden Moment, als im höchsten Punkt der Anstrengung und des Kampfes gedacht, wäre folglich gleichfalls ein vortrefflicher Gegenstand der Kunst — Lessings Gründe treffen ihn gar nicht! — aber — — er wäre nicht der, seinem Schicksale erliegende, Laokoon des Dichters! Der Beschauer würde ewig in Zweifel seyn, wer in dem Kampfe siegen würde? Der kraftvolle, muthige Mann, oder das wüthende Ungeheuer? — und so bestimmte, unter mehrerern, der Kunst günstigen Augenblicken, der Dichter den einzig

zu wählenden. Das vollkommene Gegenstück (in Hinsicht der Handlung) zu dem erliegenden Laokoon, ist der siegende Herkules, welchem Juno zwey Schlangen auf den Hals schickte, da er noch in der Wiege lag. Reynolds hat den Gegenstand in einem großen Gemählde vortrefflich behandelt. Das Kind Herkules ist in dem Augenblick dargestellt, wie es, durch die höchste Anstrengung seiner Kraft, den Kampf eben entscheidet, und die Schlangen erliegen. Es hat nehmlich mit jeder Hand eine Schlange gepackt, und zwar so dicht hinter dem Kopfe, daß es ihnen unmöglich wird, ihm noch zu schaden, und die Hände sind so fest zusammen gedrückt, daß man sich überzeugt: die Thiere müssen augenblicklich ersticken. Wie anders ist indeß, nach dieser Berichtigung verwirrter Begriffe, die ganze Ansicht der Darstellung! Wie ganz unrichtig ist die Vorstellung, welche Hr. C. (freylich mit den mehrsten Erklärern gemein) hat! „Die Künstler „hätten von dem höchsten Gipfel des Leidens ge„rade noch so viel als unsere Einbildungskraft be„darf, um sich das unmittelbar vorherge„gangene gar zu Gräßliche selbst zu mahlen, dar„gestellt. Hätten sie uns den Gemarterten auf „diesem Gipfel des Gräulichen selbst dargestellt; „so würden wir den Anblick desselben nicht ertra„gen haben." S. 334. „und der Mund desselben „ist nur noch gerade so weit offen u. s. w. S. „326." Diesen Punkt des Gräßlichen, Gräulichen, der höchsten Marter, denkt Hr. C. sich also

als schon vorüber; die Künstler dachten sich aber offenbar denselben als noch bevorstehend; der Mund ist also nicht im Schließen begriffen, wie Hr. C. glaubt; sondern im Oeffnen; und im vorhergehenden Moment war er — bey zusammengedrückten Zähnen — sicher geschlossen.

Das Leiden des Laokoon bis zu dem dargestellten Moment, bestand nur in der Vorstellung, in Schrecken und Entsetzen — an gräßliche Angst, wie Hr. C. glaubt, ist eigentlich nicht zu denken. — Aber der Ausdruck dieses Entsetzens und Schreckens mußte dem der widerstrebenden Kraft, des Muths im Kampf ganz untergeordnet seyn. Denn hätte Laokoon dem Schreck unterlegen, so war der männliche Kampf, die entschloßne Gegenwehr unmöglich, in welcher sich ihm der Künstler ganz unwiderleglich dachte. Erst mit dem dargestellten Augenblick, als dem des Aufhörens des Widerstands und des Anfangs des Erliegens, tritt der Ausdruck des Schmerzes als eines wirklichen Leidens ein, unter dem die Natur erliegt; und die Künstler des Laokoons handelten ganz Lessings Grundsätzen gemäß, daß sie nur den Anfang, den ersten Moment dieses Leidens wählten, um der Phantasie Spielraum zu lassen, sich die ganze schreckliche Reihe von Momenten des Leidens zu mahlen, die noch auf diesen ersten folgen müssen.

Noch muß ich dem Einwurf eines scheinbaren Widerspruchs, den man mir machen könnte,

zuvorkommen; indem ich oben behauptete: man könne, wenn vom Schmerz im Allgemeinen die Rede sey, auch sagen: Laokoon sey im höchsten Schmerz dargestellt, weil der höchste Punkt desselben mit dem des Erliegens der Kraft zusammentreffe. Man erinnere sich, daß dort von Winkelmann die Rede war, welcher richtig den geistigen Schmerz des Laokoon von seinem körperlichen unterscheidet. Der geistige Schmerz nahm seinen Anfang mit dem Schrekken und Entsetzen, da ihm die Schlangen ergriffen; aber er erlag ihm nicht — er kämpfte muthig gegen die Gefahr — aber mit dieser wuchs jener Schmerz, und hatte seine höchste Stufe in dem Augenblick erreicht, wo er sich übermunden, seine Anstrengung vergeblich fühlte, d. i. in demselben Augenblick, wo mit dem Biß der Schlange der körperliche Schmerz, dem er wirklich erlag, seinen Anfang nahm.

Man halte übrigens diese genaue Zergliederung der dahin gehörigen Begriffe ja nicht für überflüssig. Soll eine Erklärung alter Kunstwerke das Studium der Kunst — und vorzüglich in praktischer Hinsicht — erleichtern, so kann die Bestimmung nicht scharf genug seyn, weil den Künstler nichts mehr irre führt, und den bedeutenden Ausdruck seiner Werke stöhrt, als jene halbwahren, schwankenden Erklärungen der Muster, nach denen er sich bilden soll. —

Rhode.

XV.

Franzöſiſche Litteratur.

Traduction complète des Poëſies de Catulle, ſuivie des Poëſies de Gallus et de la Veillées des fêtes de Venus, avec des Notes grammaticales, critiques, litéraires, hiſtoriques et mythologiques, les Parodies des poètes latins et modernes et les meilleures imitations des poëtes français; par François Noël, membre de l'Athéné de Lyon, et auteur du Dictionnaire de la Fable. à Paris chez Leger. 2 Bände. 8. Der Verf. dieſer Ueberſ. hat geleiſtet, was ſich von einer vollſtändigen Ueberſetzung eines Dichters wie Catull in franzöſiſche Proſe erwarten ließ. Seine Arbeit iſt lesbar und kann dem, der das Original nicht leſen kann, und doch eine Idee von dem Inhalte zu haben wünſcht, hierzu behülflich ſeyn. Weiter darf man die Forderungen nicht ausdehnen. Die muthwilligen, oder rohen Stellen des römiſchen Dichters ſind zum Theil unterdrückt, zum Theil mit etwas, das gleich geltend ſeyn ſoll, erſetzt. Die Anmerkungen ſind aus den beſten Commentaren zuſammen getragen. Einen großen Theil derſelben füllen die Nachahmungen. Es verdient

vielleicht bemerkt zu werden, daß der Verf., welcher mehrere öffentliche Stellen bekleidet hat, und gegenwärtig einer der drey Inſpektoren des öffentlichen Unterrichtes iſt, es für nöthig gehalten hat, ſich gegen diejenigen zu vertheidigen, die ſeine gelehrten Beſchäftigungen als unverträglich mit ſeinem Amte tadeln.

Ein ähnliches Verdienſt hat ſich der B. Delatour durch folgende Ueberſetzung der Sylvae des Statius gemacht: Silves de Publius Papirius Stace, traduites d'après les corrections de I. Markland, avec le texte et des notes par M. S. Delatour, traducteur des Oeuvres de Claudien. à Paris. an XI. (1803.) 8. Sie iſt, nach den beſchränkten Grundſätzen beurtheilt, die der Verf. bey ihrer Verfertigung beobachtet hat, nicht ohne Verdienſt, d. h. ziemlich getreu, ohne ſklaviſch zu ſeyn, und ſo leicht und ſchwach, als die poetiſche Proſe in der Ueberſetzung eines declamatoriſchen Dichters nur immer ſeyn konnte.

Fables par I. I. F. Boissard, faisant suite aux deux volumes publiés en 1773 et 1777. Caen et Paris. 1803. 12. In den meiſten dieſer Fabeln herrſcht mehr der Witz, als die genialiſche Naivetät, die die wahre Quelle ächt-poetiſcher Fabeln iſt. Viele derſelben haben den Charakter des Epigramms, und ihr Intereſſe liegt größtentheils in dem unerwarteten, ſtechenden Aufſchluß. Folgende mögen zur Probe dienen:

La Boule et les Quilles.

Elle a le diable au corps cette boule maudite,
Disaient les quilles! rien ne réſiſte à ses coups!
Sans qu'on puiſſe jamais savoir ce qui l'irrite,
Elle eſt toujours en l'air pour se jetter sur nous!
Du fracas que je fais, moi-même je m'étonne,
Dit la boule; sans pieds ni main,
Sans aucun mouvement que celui qu'on me donne,
A qui se trouve en mon chemin,
Sans colère contre perſonne,
Indifférente à tout, tout autant qu'il se peut,
Je fais, sans le vouloir, tout le mal que l'on veut.

L'Ane et les Passans.

Je ne sais par quelle aventure,
En beau chemin d'ailleurs, un âne dans un trou
S'étant mis, y reſtait enfoncé jusqu' au cou.
Chaque passant, sans soin ni cure,
Et par sottise toute pure,
S'en approchait, le regardait,
Et tous ne manquait pas de dire,
Mais pour s' être mis là, comment done a-t-il fait?
Meſſieurs, répondit le baudet,
Apprenez-moi comme on s'en tire,
Je vous dirai comme on s'y met.

Le Chêne et le Roſeau.

De mes rameaux brisés la vallée eſt couverte,
Disait au vent du Nord le Chêne du côteau,
Dans ton courroux barbare as-tu juré ma perte,
Tandis que je te vois caresser le roseau?
J'ai juré, dit le vent, d'abattre le superbe
Qui me réſiſte comme toi.
Et de careſſer le brin d' herbe
Qui se proſterne devant moi,
Avise à l' inſtant même à desarmer ma haine,
Où j'achève à l' inſtant de te déraciner.
Je puis tomber, réprit le chêne,
Mais je ne puis me proſterner.

Le Séducteur amoureux, Comédie en trois actes, en vers, répréſentée pour la prémière fois par les Comédiens ſociétaires du Théâtre-français de la République le 4 pluvióſe an XI. par Lonchamps. à Paris. 8vo. Dieſes Stück hat vielen Beyfall gefunden, den es vielleicht mehr dem Spiel einiger Schauſpieler, als ſeinem vorzüglichen Werthe verdankt. Die Anlage zeigt keine große Erfindungskraft; und das Komiſche liegt mehr in einzelnen Worten und Einfällen, als in der Situation der handelnden Perſonen. Der Inhalt iſt folgender: Cezanne, ein junger, reicher und liebenswürdiger Mann, wird, nach mancherley flüchtigen Triumphen über das weibliche Herz, wirklich in ſeine Couſine Adele d'Ernanges verliebt, eine junge Wittbe, die bisher die Vertraute ſeiner verliebten Abentheuer geweſen iſt. Dieſe iſt natürlich mistrauiſch gegen ſeine Erklärungen, und, ob ſie ihn gleich im Grunde liebt, nimmt ſie doch alle ſeine Betheurungen als Kunſtgriffe der Verführung auf. Auch die Verſuche, die er bey ihrem Vater macht, Adelens Hand zu erhalten, ſchlagen fehl, und was etwa noch dienen könnte, ſeine Aufrichtigkeit zu beweiſen, wird durch die unzeitige Geſchäftigkeit ſeines Bedienten verderbt, welcher das Benehmen ſeines Herrn ebenfalls für ſchlaue Verſtellung hält. Endlich muß ihm folgender Umſtand zu ſtatten kommen: Man erfährt, daß er eine Intrigue mit einer Madame St. Bertin gehabt und

mit ihr gebrochen hat. Um ihren Geliebten auf die Probe zu stellen, läßt ihm Adele ein Billet im Namen dieser Frau einhändigen, worin er zu einer Zusammenkunft eingeladen wird. Während einer Unterredung, die sie mit ihm hat, erhält er ein Billet, lieset es und antwortet: Ich komme. Adele zweifelt nicht, daß dieses die Antwort auf ihr untergeschobnes Billet sey, und daß sich Cezanne zu dem gegebnen Rendezvous einstellen werde. Dieß zu verhindern stellt sich ihm ihr Vater in den Weg, der nun entdeckt, daß jenes Billet eine Ausforderung war und daß sich Cezanne schlagen will, um Adelens guten Ruf zu vertheidigen. Diese hat während der Zeit seine Antwort auf das untergeschobene Billet an Mad. St. B. aufgefangen und erfährt daraus, daß er allem Umgange mit ihr entsagt. Diese Umstände zusammen genommen beweisen ihr die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen. Wir wollen nicht untersuchen, wie gründlich dieser Beweiß sey; daß aber überhaupt eine solche Art von Prüfung in einer solchen ganz sentimentalischen Absicht kein Gegenstand des Lustspiels sey, möchte auch ohne weitere Untersuchung in die Augen fallen.

Les Culottes de St. Griffon, nouvelle imitée de Casti. (Le Bracche di San Griffone.) Paris. an XI. Diese sehr artige und geistreiche Novelle hat in der Nachahmung durch viele eigenthümliche, glückliche Züge noch gewonnen. Von dieser Art

ſind einige Angriffe auf den bekannten Redakteur des Journal des Débats.

Voltaire eſt mort et Geoffroy le remplace.
Bientôt la foi renaitra parmi nous;
De nos pèchès nous serons tous absous,
Et nous verrons le bon Dieu face à face.
L'église eſt sombre et prête aux rendez-vous.
Comme autrefois nos femmes à genoux,
Aux confesseurs conteront leurs frédaines,
Et nos maris n'en seront pas jaloux . . . .
. . . . . .
Avec la foi renaitra la morale . .
En attendant, je veux vous raconter
Comment alors sans le moindre scandale,
Aux bons maris on en faisait porter.

In der Schilderung des Helden iſt die nemliche Abſicht ſichtbar:

Fra Nicolo paſſait dans le canton
Pour l'héritier de certaine relique,
Très-efficace à chaſſer le démon,
Voir à guèrir de tout mal histérique
Et qu'il disait tenir de St. Griffon.
. . . . . .
Les reins sanglés, les pieds nus, l'oeil oblique,
L'air anodin, et le cou de côté,
Fra Nicolo, sous l'habit monastique,
Etait confi dans son humilité;
Mais sous les plis d' un capuchon de bure,
A la fraicheur uniſſait la beauté;
Son teint fleuri bourgeonnait de santé,
Et ses regards pétillaient de luxure:
C'était d'ailleurs un homme univerſel;
Il possèdait les quatre évangéliſtes,
Le teſtament, les pseaumes, le missel.
Contre Voltaire et tous nos vains sophiſtes
Dans un journal tonnait tous les matins.
De Çabanis eût sappé le syſtème

Prêchait toujours, citait les livres saints,
Et sans jamais se convertir soi-même,
Convertissait tous les beneventins etc.

Mit welchem Geiſte der franzöſiſche Dichter ſein Original nachgeahmt habe, kann aus der Vergleichung folgender Stellen erkannt werden:

— Fé, come suol far astuto gatto
Che siede a mensa del padrone a lato,
Et quando un buon boccon vede sul piatto
Poiche da altri si accorge esser mirato,
E il colpo suo non gli verrebbe fatto,
Fa in vista il non amante e lo svogliato,
Ed or socchiude gli occhi or lecca i baffi,
E intenta pensa al modo onde l' aggraffi.
Souventes fois vous aurez vû peut-être
Dans vos logis un animal velu
Rôdant autour de la table du maître,
Et sur un plat jettant son dévolu;
Vous l' aurez vu tournoyant en arrière,
D'un pas distrait, tout doux, s'en approcher,
Peigner sa barbe et cligner sa paupière
N'ayant pas l'air de vouloir y toucher;
Mais en arrêt, debout sur son derrière,
Guetter toujours l' instant de l' accrocher:
C'etait un chat . . . Un moine en est un autre.

Die Nachahmung eines andern Gleichniſſes iſt ihm nicht ſchlechter gelungen:

Siccome a due mastin stati in catena
Se due Vacchi il beccajo addita e moſtra,
Che muggiano, e col piè spargon l' arena,
Poſte per caccia entro serrata gioſtra,
Stansi ringhiando impazienti, e appena
Si senton sciolti entrano arditi in gioſtra,
E ad una vacca ognun di lor s'avventa,
E un queſta, un quella per gli orecchi addenta,
I due frati cosi, che già in atdenza,
In vista delle donne eransi meſſi,

Se trovandosi pria d'altri in preſenza
Umili a forza ſtavano e dimeſſi,
Or poi che al fin liberi sono e senza
Alcun timor, come due cani anch'eſſi.
S' avventarono entrambi in un istante
Alla padrona l' un, l' altro alla fante.

Lorsque de loin deux dogues vigoureux
Ont vu bondir deux brebis dans la plaine,
Si du licol qui les tient à la chaîne
La main du pâtre a détaché les noeuds,
Chacun sondain fond d'une ardeur pareille,
En choisit une, et l'attaque au poitrail,
La mord aux flancs, la saisit à l'oreille
Et la ramène en triomphe au bercail.
Du même élan, tout à coup sur leur proie,
Vous euſſiez vu tomber nos Franciscains;
Naguères encore aux regards des mondains
Sous un air humble ils déguisaient leur joie;
Chiens à la tache, ils aiguisaient leurs dents;
Mais délivrés d' une crainte importune,
Chacun s' élance et saisit sa chacune
A cette oreille où se font les enfans.

Epitre au premier Conſul, ſur l'enſeignement de la langue grecque dans les Lycées. Paris. 9 S. 1803. Der Vf. dieſer Epiſtel iſt ein den Literatoren wohlbekannter Gelehrter Belin de Ballu, welcher ſich hier der bey dem neuen Unterrichtsplane ganz zurückgeſetzten griechiſchen Sprache mit Eifer annimmt. Man weiß, daß dieſer Plan von Bonaparte herrührt, und daß durch ihn die gründlichen und zweckmäßigen Vorſchläge der vorher darum befragten Gelehrten gänzlich niedergeſchlagen wurden. An ihn wendet ſich daher der Verf. dieſer Epiſtel, in welcher er nach einer beredten captatio benevolentiae, in

welcher die Tugenden und Thaten des ersten Consuls gepriesen werden, mit einem schmerzlichen Gefühl ausruft:

Les Muses s'occupaient à tracer ces tableaux,
Lorsqu'un bruit se répand et trouble leur répos:
On leur dit que des Grecs la langue révérée,
A tes jeunes Français ne sera point montrée;
Et que chaque Lycée ouvert à nos enfans,
Du chantre des combats supprime les accens:
Eschine, Démosthène et leur mâle éloquence,
Etrangers, inconnus, y gardent le silence;
Et Plutarque, et Platon, exilés de ces lieux,
Cesseront d'y ravir notre âme jusqu' aux cieux:
Par les graves leçons de leur philosophie
Ils n'y montreront plus les routes de la vie.
La langue des héros et des grands écrivains,
La langue qui forma tant d'illustres Romains,
Dans un honteux oubli se trouverait plongée,
Et par Bonaparte se verrait négligée!
Non, ton vaste génie en connait trop le prix.
Eh! qui pourrait donner du lustre à nos écrits?
Comment chanterons nous tes exploits et ta gloire,
Si nous nous éloignons des Filles de Mémoire?
Mais, dit-on, les Romains ont, par d'heureux efforts,
A vos Grecs dérobé leurs plus riches trésors;
Ils peuvent nous servir de maîtres, de modèle.
Quoi! Rome sans les Grecs serait-elle immortelle?
Le langage latin, s'il a quelque vigueur,
Put-il jamais du Grec atteindre la hauteur?
Malgrè ses vers heureux, son goût et son adresse,
Virgile ne saurait déguiser sa faiblesse;
Brulant près de Didon, mais froid dans les combats,
Sa voix ne produit point ces terribles éclats,
Ces sons graves, affreux (?), semblables au tonnere,
Et qui nous font frémir quand nous lisons Homère.
Horace, pour chanter Auguste, son héros,
Fait parler sous ses doigts la lyre de Lesbos;
Et l' Orateur romain, rival de Demosthènes,

N' a point fait oublier la tribune d' Athènes.
On vante son pinceau, comme plus élégant,
Mais il eſt moins rapide, il eſt moins entraînant,
Et les traits qu'ils lançait aux factieux Antoine,
N'euſſent point fait trembler le roi de Macédoine.

Poëſies de Marguerite-Eléonore Clotilde de Vallon-Chalys, depuis Madame de Surville, poète français du XV. ſiècle, publiées par Ch. Vanderbourg. 382. S. 8. à Paris. 1803. Allen Gründen der Wahrſcheinlichkeit nach, gehört dieſe, für alt ausgegebene Sammlung in die Anzahl ſinnreicher Täuſchungen, mit denen Eitelkeit und Laune das Publicum zu hintergehen geſucht hat. Der Herausg. erzählt von dieſen vorgeblichen Ueberbleibſeln des 15. Jahrh. folgende Geſchichte. „Joſeph-Etienne de Surville, Capitain der Infanterie, bekannt durch mehrere originelle Gedichte von bizarrem Geſchmack, fand im J. 1782 unter alten Familien-Papieren die Werke Clotildens von Vallon, einer Dame ſeiner Familie, deren ſchriftſtelleriſche Talente bis dahin gänzlich unbekannt geweſen waren. Einen Theil derſelben nahm er im J. 1792, wo er Frankreich verließ, mit in das Ausland; die übrigen, ſo wie überhaupt das Original des Mſcpt. blieb zu Viviers, und wurde, nebſt andern Papieren, Adelsbriefen ꝛc., ein Raub der revolutionären Flammen. Surville ſelbſt wurde im J. 1798 erſchoſſen, nachdem er vorher Clotildens Gedichte ſeiner Frau empfohlen hatte, aus deren Händen der Herausg. ſie empfing. Ueber die Verfaſſerin hatte S. wäh-

rend seines Aufenthaltes in der Schweitz folgende Notizen bekannt gemacht: „Clotilde de Vallon war auf einem Schlosse in Bas-Vivarais im J. 1403 gebohren. Sie erhielt ihre Bildung von einer Mutter, die selbst Froissards Unterricht genossen hatte, und eine reiche Sammlung der schönsten Stellen aus griechischen, lateinischen, italiänischen und französischen Schriftstellern besaß, die sie in der Bibliothek des Grafen von Foix und Bearn, Gaston-Phoebus gemacht hatte. Das Studium dieser Muster bildete ihren Geist, und erweckte ihr poetisches Talent, so daß sie sich weit über die Reimer ihrer Zeit erhob. Im Jahr 1421 heyrathete sie Berenger de Surville, den sie sieben Jahre darauf verlohr. Gleich nach ihrer Verheirathung war ihr Gemahl genöthigt, sie zu verlassen, um sich zu Carl d. VII. zu begeben, welcher damals noch Dauphin war. Sie richtete eine Heroide an ihn, welche heftigen Neid erregte, und ihrer Verfasserin die Verläumdungen des damaligen Hofpoeten Alain Chartier zuzog. Indeß wurde sie einige Zeit darauf, als einige ihrer Gedichte am Hofe bekannt geworden waren, von Margarethen von Schottland, der Gemahlin Ludwigs XI., dahin eingeladen, folgte aber diesem Rufe nicht, und starb auf ihrem Schlosse in einem hohen Alter." Dieß sind die Nachrichten, mit denen Clotildens Werke in die Welt eingeführt werden. Die Gedichte selbst bestehen aus der Heroide an ihren Gemahl, meh-

rern Epiſteln, einem Dialog zwiſchen Apoll und Clotilden, les Trois Plaids d'Or (eine Nachahmung von Voltaires Trois Manières) und einigen andern Kleinigkeiten, unter denen die Verſelets à ſon premier Né das ſchönſte ſind. Sprache, Verſification und zahlreiche Reminiſcenzen verrathen die Unächtheit dieſer Gedichte, in denen man auch die Manier ihres Auffinders und Verfaſſers zu finden glaubt.

Peu de choſe ou rien, Colifichets litéraires, par Auguſtin Blanchet, à Paris, 1803. 48 S. 18mo. Dieſe kleine Sammlung von Gedichten zeigt ein aufkeimendes glückliches Talent. Das vorzüglichſte in derſelben iſt eine Reiſe, in welcher Proſe und Verſe gemiſcht ſind. Hier findet man unter andern folgende Ausbrüche der Empfindung beym Anblick des Dorfes, wo er erzogen worden:

Dieux! avec quels transports soudain je m' écriai:
Salut, charmant village, où règne l' amitié;
Beaux lieux, où je goûtai dans ma folâtre enfance
Tous ces petits plaisirs, si grands pour l' innocence!
Oh! si je pouvais peindre aussi bien que je sens!
Pour d' aimables tableaux quels sujets raviſſans!
Ce chêne hospitalier, auguſte enfant des âges,
Dont l'ombre protègeait mes naïfs badinages;
Cet asyle, où le soir un sage en cheveux blancs,
Par tant de vieux récits charma mes jeunes ans,
Ce lierre vagabond, qui dans les jours de fête
Pour prix de mon adreſſe orna souvent ma tête,
Et ces buis arrondis, qui par ma main lancés
Roulaient et s' arrêtaient auprès du but placés,
Et cette onde où j'offrais, caché par le feuillage,

Une perfide proie à la truite sauvage,
Témoins de mes beaux jours, consacrés dans mes vers,
Rendraient de mon départ les regrets moins amers!
O mes amis, du ciel tel eſt l' arrêt barbare,
Ceux que le coeur unit, le destin les sépare!
Je fuis .... Ah, si du moins j'avais reçu des Dieux
Du Virgile français le luth mélodieux,
Que de fois j'aurais cru, loin des bords que j'adore,
Heureux de les chanter, les habiter encore!

In einem italiäniſchen Journal la Domenica betitelt, welches ſeit einiger Zeit zu Paris erſcheint, findet ſich eine Ueberſetzung der berühmten Elegie von Gray, welche die Liebhaber der italiäniſchen Poeſie nicht ohne Vergnügen leſen werden:

Già la ſquilla ferale il giorno piagne,
E a mano a mano il languido fulgore
Va il Sol togliendo ai campi e alle montagne.
Già nell'os curo ogni color si muore;
Elascia il mondo all' ombre e al penſier mio
Traendosi al tugurio il zappatore.
Regna quiete; il sol cupo ronzío
Degl' inserti per l'acre che tace,
S'ode, ela soporosa onda del rio.
Da rocca involta d'ellera sequace
Si lamentano i gufi al viandante,
Che turbar de' lor regni osa la pace.
Là dove addensan l'ombra incolte piante,
Ove copre lungh' erba, e poca argilla
De' semplici paſtor te tombe sante,
Dormono gli Antenati della villa;
Nè dal gran sonno, delizia del saggio,
Rondin li deſta che dal nido strilla,
Nè il gallo annunziator del primo raggio,

Nè della caccia il clamoroso corno,
Nè la fresca olezzante aura di maggio.
Non pirì i teneri figli al fin del giorno
Aggrappandosi loro alle ginocchia
Corranno a gara il bacio del ritorno.
Ne piu vedran la sposa e la sirocchia
Intente al desco, e trar col dito molle
La vecchierella i crini alla connocchia.
Movear lieti la greggia al prato, al colle,
Faticava la messe i curví ferri,
Impiagavare col vomere le zolle,
E cantando abbatteau frassini e cerri.
Lunge chi sdegna udir ruslici affanni;
L'Orgoglio inanzi alla Virtù s'atterri,
Nç il Grande il vate de' pastor condanni.
L'arco mortal che fere la colomba
Tarpa ancor all' audace aquila i vanni;
E quando l'ultim' ora sul cor piomba
Tenta invan l'alterezza oppor contrasto,
Della gloria il sentier guida alla tomba.
Torma di sacerdoti in tempio vasto,
Facendo rimbombar le lunghe volte,
Non li conduste a imputridir con fasto.
Non busti, non trofei, nè rime scolte
Di sognate virtudi ornan l'avello,
Ove tacion le cenri raccolte.
Mal'alme no richiama lo scapello
Ne piega labbro adulator la morte.
Questo negletto del silenzio ostello,
Cor forse asconde generoso e forte,
E mani atte allo scettro o a lira d'oro,
Che al vomer cieca destinò la sorte.
La fredda povertà ne' petti loro
Dell' ingegno il torrente congelò;
Nè la scienza, ricca del te soro
Che va togliendo al tempo, unqua spiegò
A lor' occhi il gran libro, ove Natura
Gli arcani augusti di sua man vergò.
Ma cela l'Ocean nell'onda os cura

Le più lucide perle, e i più bei fiori
Muto deserto all' uman guardo fura.
Quì dorme forse l'Hamden de' pastori;
Là un Cromwello, e non di sangue immondo,
Presso un Milton ignoto e senza onori..
Versar di copia il corno aureo fecondo,
Farsi scudo del debole ai diritti,
Dar leggi, empir della sua gloria il mondo,
Legger suoi merti in ogni ciglio scritti,
Lor non diè il ciel; ma furo al giusto fidi,
Nè de' Grandi conobbero i delitti:
Di pietà il pianto, e del rimorso i gridi
Non repressero in sen; nè via s'apriro
Fra i tradimenti al soglio e fra gli eccidi:
Nè di fè sotto il manto insidie ordiro,
Nè a sincera amistà volser le spalle,
Nè un sacrilego incenso al vizio offriro.
Ma senza torcer mai del retto calle
Scorser tranquilli i dì; qual rio che scende
Limpido e queſto per solinga valle.
Pur da insulto e d'obblio l'ossa difende
Villico mausoleo, che incolta rima
E rustica scultura adorno rende.
Gloria incisa non vè che li sublima,
Morte calcando: agreste musa ignara
Pose i nomi e l'età d'un sasso in cima;
E sacri testi, onde a morir s'impara,
E inviti al passager, ch'alma pietosa
Non sia d'un guardo e d'un sospiro avara.
E chi, presso al suo fine, intrepid'osa
Preda lasciar del muto orrido obblio
Quest' inquieta vita dilettosa?
Chi, il piè ponendo sul livido rio,
Non volge addietro alla ridente riva
Un guardo di dolore e di desio?
Ciglio piangente riconforta e avviva
Ciglio che muore; e il volo arrestar brama
Ju seno amico un alma fuggitiva.
Agita le fredd' ossa amor di fama

E da' sepolcri ancor la sua memoria
All' amistà la nuda ombra richiama.
E tu, per cui del povero la storia
Musa scrisse, del vero e d'amor figlia,
Rendendo al merto l'usurpata gloria;
Sedi te chiede un cuor della famiglia
Del tuo, risponderà qual che pastore
Dalraro crin, dalle canute ciglia:
„Sorgea coll' alba, e il rugiadoso umore
„Scotendo, salia 'l monte a pronto passo
„Pria che'l sol lo vestisse in suo splendore;
„Sott' elce annosa sdrajavassi lasso
„Nel meriggio, e sul rio fisso e rapito
„Facea della man letto al capo basso.
„Già la sera per quel bosco romito,
„Mormorando qual uom cui doglia punge:
„Tal che il mostrava il villanello a dito.
„Un mattin sovra il colle, e alquanto lunge
„Lo ricercai; l'attendo il giorno appresso
„Al arbor favorita, ed ei non giunge.
„Funebre bara ornata di cipresso
„Veggo al tempio condursi passo passo
„Il terzo dì: corro affannato; è desso.
„T'accosta, e leggi sovra il bianco sasso:

Epitafio.

Quì posa il capo un giovanetto; avea
Cor pietoso, alto ingegno, intatta fede:
Nè Fortuna, nè Gloria il conoscea,
Ma il ciel gliene mandò larga mercede.
Ebbe un amico, e fu quanto chiedea;
Avea un sospiro, e all' infelica il diede.
Non cercar tu d'esaminarne l'opre;
Dio le riguarda, Eternità le copre.

Kunstsachen.

Obschon wir, wegen der Journale und Zeitungen, die es sich zum besondern Geschäft machen, Kunstsachen anzuzeigen, diesen Artikel aufgegeben haben; so können wir doch nicht unterlassen, folgendes in mehr denn einer Rücksicht merkwürdige Werk anzuzeigen, zumahl es in Deutschland ganz unbekannt geblieben zu seyn scheint, und wir es von dem Verfasser zugeschickt erhalten haben:

Variétés de Gravures, faites en différentes époques, et terminées en l'an 8 et 9 de la République, par Jean Georges Wille, de plusieurs Académies, Conseiller de la ci-devant Académie de Peinture de Paris, actuellement Doyen des Graveurs de l'Europe. An. 1801.

Unser würdiger Landsmann ist durch die Revolution um sein beträchtliches Vermögen gekommen, und hat außerdem das Unglück gehabt, sein Gesicht zu verlieren. Der Kunsthandel, von dem er sich erhielt, seit er wegen Augenschwäche nicht

vieles mehr in Kupfer zu arbeiten vermochte, liegt ganz darnieder. Um seine dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten, suchte er unter dem Vorrath seiner Platten diejenigen aus, die als Versuche in verschiedenen Manieren einiges Interesse haben. Er fand derselben 36, die er auf 19 Foliobogen abdrucken und dazu einen von ihm selbst gezeichneten Titel stechen ließ, der ihn als blinden Bettler darstellt. Von einem Hunde, den er an der Leine hält, geführt, kommt er zu einem seiner ehemaligen reichen Freunde und Beschützer, der aber selbst auch blind und ein Bettler geworden, sich gleichfalls von einem Hunde geleiten läßt, und ihm die leere Mütze zeigt. Unter jedem Blatte steht die Jahrzahl, wenn es verfertigt wurde. Das älteste ist von 1738. Da man von Wille noch keine gestochenen oder geätzten Landschaften hatte, so ist diese Sammlung deshalb besonders merkwürdig, weil sie uns seine besten Arbeiten in dieser Gattung liefert. Man sieht, daß er sich Weyrotter darin zum Muster nahm. In den erstern Versuchen ist der Baumschlag etwas wollig, aber die spätern halten jede Vergleichung mit den besten Blättern von Weyrotter aus; unter andern die schöne Landschaft von 1777 auf dem vorletzten Blatte, wo der Sturmwind unter andern aufgehangene Wäsche herabreißt. Die Erfindung, Zeichnung und Anordnung in allen diesen Landschaften ist so lieblich, als man sie in Wille's auch unter uns hinlänglich bekannten Land-

schaftszeichnungen gewohnt ist. Einige Köpfe und Studien in der Manier von Rembrandt oder noch mehr Dietrich, sind treflich. Freylich aber hat keines dieser Blätter ganz den freyen Charakter, den Blätter dieser Art haben, wenn sie von treflichen Malern und Zeichnern in Kupfer geätzt worden sind; man erblickt immer hin und wieder etwas Steifes, das uns an den Kupferstecher erinnert, dessen Hand durch die sorgfältige Führung des Grabstichels etwas Hartes bekommen hat. Bekanntlich erkennt man den Kupferstecher auch in Wille's, wie in unsers Zing's, Landschaftszeichnungen; wie vielmehr also natürlich in radierten Landschaften!

Inhalt.

Erſtes Stück.

I. Prüfung der Frage: Ob es ſchwerer iſt, ein vortreffliches Luſtſpiel oder ein vortreffliches Trauerſpiel zu ſchreiben? von J. F. Laharpe; aus dem Franzöſiſchen überſetzt. S. 3

II. Correſpondance littéraire, adreſſée à ſon Alteſſe Impériale Mr. le Grand-Duc, aujourd'hui Empereur de Ruſſie, et à M. le Comte André Schowalow Chambellan de l'Impératrice Catherine II, depuis 1774 jusqu'à 1789; par Jean François Laharpe. 4 Vols. S. 30.

III. Lycée, ou Cours de Littérature ancienne et moderne, par I. F. Laharpe. Tom. I — XII. S. 50.

IV. Correſpondance originale et inédite de J. J. Rouſſeau avec Mme. Latour de Franqueville et A. M. de Peyrou. S. 65.

V. Alfred, an epic-poems in 24 Books by Joſeph Cottle. S. 87.

VI. Was bezeichnet Anteros? S. 108.

VII. Biographiſche Nachrichten:
Erasmus Darwin. S. 115.

VIII. Engliſche Litteratur:
The Satires of Juvenal by William Rhodes. S. 120.
The Satires of Decimus Junius Juvenalis, translated into english Verſe by William Gifford. S. 125.
A poetical Introduction to the ſtudy of Botany, by Frances Arabelle Rowden. S. 131.
The Works of Salomon Gesner, translated from the German. With ſome account of his Life and Writings. S. 132.

The Life and posthumous Writings of William Cowper, by William Hayley. S. 133.
Poems by Mrs. John Hunter. S. 139.
The Triumph of Poesy; a Poem by J. Hubbard. S. 139.
Poems ou various Subjects by Thomas Dermody. S. 141.
The Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith; a new edition in four Volumes. S. 141.
Poems by Francis Wrangham. S. 147.
An Essay on War, and other Poems on various Subjects, by Nathaniel Bloomfield. S. 150.
Original Poems and Translations by Susanna Watts. S. 154.
The Argonautics of Apollonius Rhodius, translated into english Verse by William Preston. S. 156.
Chronicle of Scottish Poetry, by James Sibbald. 4 Vols. S. 158.
The Works of Virgil, translated into english Verse by Mr. Dryden; a new Edition, revised and corrected by John Carey 3 vols. S. 159.
Select Odes of Anacreon etc. by the late Rev. Robert Younge, and published by Robert Drought. S. 160.

IX. Französische Litteratur:

Oeuvres de P. Corneille, avec le Commentaire de Voltaire sur les pièces de théatre et des observations critiques sur ce Commentaire; par le C. Palissot. 12 Vols. S. 141.
Poesies de François-Marie-Guillaume Duault. S. 162.
Kunstnachrichten. S. 164.

Zweytes Stück.

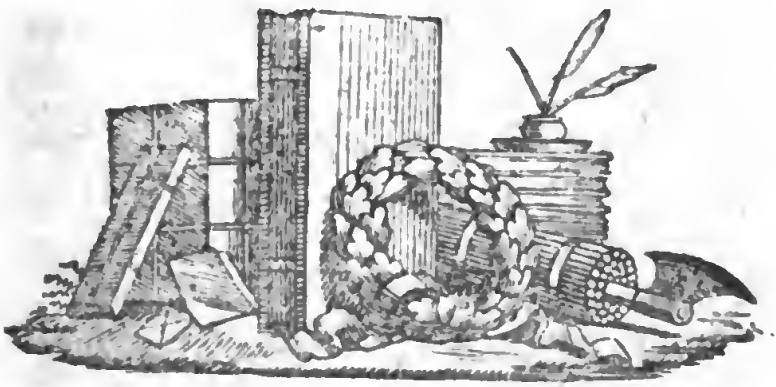
X. Von den Spuren der Hierarchie und des ascetischen Lebens in der Religion und den Mysterien der Griechen und Römer. S. 167.
XI. Handbuch der Aesthetik für gebildete Leser aus allen Ständen von J. A. Eberhard. 1ster und 2ter Theil. S. 259.

XII. Augusteum; Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von Wilh. Gottl. Becker. 1ster Band. S. 307.
XIII. Virgils Georgika, neu übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Karl Gottlieb Bock. S. 318.
XIV. Ueber eine angeblich neue Erklärung der Gruppe des Laokoon, von Rhode. S. 323.
XV. Französische Litteratur:
Traduction complètes des Poësies de Catulle etc. par François Noël. S. 343.
Silves de Publius Papirius Stace, traduites par M. S. Delatour. S. 344.
Fables par I. I. F. Boissard. S. 344.
Le Séducteur amoureux, Comédie en 3 actes en vers par Lonchamps. S. 346.
Les Culottes de St. Griffon, nouvelle imitée de Casti. S. 347.
Epitre au premier Consul, sur l'enseignement de la langue grecque dans les Lycées (von Belin de Ballu.) S. 350.
Poësies de Marguerite Eléonore Clotilde de Vallon-Chalys, depuis Mad. de Surville, poète français du XV siècle, publiées par Ch. Vanderbourg. S. 352.
Peu de chose ou rien, Colifichets littéraires, par Augustin Blanchet. S. 354.

Eine italiänische Uebersetzung in Versen der berühmten Elegie von Gray. S. 355.

Kunstsachen:
Variétés de Gravures, faites en différentes époques, et terminées en l'an 8 et 9 de la République, par Jean Georges Wille. S. 359.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Siebenzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1804.

Digitized by Google

I.

Von den Spuren der Hierarchie und des aſcetiſchen Lebens in der Religion und den Myſterien der Griechen und Römer *).

Dritter Abſchnitt.

Vorliebe der Kaiſer für fremde Religionen, Neu-Platoniſche Anſichten der Moral und andre Fortſchritte der Hierarchie und des aſcetiſchen Lebens von Septimius Severus an bis auf Conſtantin.

Im dritten Jahrhundert nach Chr. ſank das R. Reich nicht nur allmählig von ſeiner Höhe herab, ſondern es eilte ſeinem Untergang entgegen. Auf der einen Seite wurden die Provinzen von den Einfällen der Barbaren, auf der andern von bürgerlicher Zwietracht verheert. Im Kampfe mit den Barbaren zogen die Römer meiſtentheils

*) Der Anfang ſteht im 2ten St. des 69ſten Bandes.

den Kürzern. Nichtsdestoweniger stritten die Kaiser fortwährend so lebhaft um das Reich, daß sie, vom Tode des Septimius Severus bis auf die Regierung des Diocletian, nur einmal sechs Jahre lang Ruhe hielten. Nicht geringer war die Raserey und die Unmenschlichkeit, mit welcher die meisten Kaiser zu Hause gegen alle Stände wütheten. Niemand darf sich also wundern, daß in einer solchen Zeit nur die Künste des Aberglaubens blühten, zu welchen, als den einzig Heilbringenden, die von so vielen Gefahren von allen Seiten umringten Römer ihre Zuflucht nahmen.

In diesem Zeitalter wurden daher die oben beschriebnen fremden Religionsgebräuche, unter kaiserlichem Ansehen, öffentlich aufgenommen. Schon gegen das Ende des zweyten Jahrh. hatte sich der Kaiser Marcus Aurelius durch den Schrecken des Marcomannischen Kriegs bewogen gefühlt, fremde Priester von allen Orten herkommen zu lassen, und ausländische Gottesdienste einzuführen *). Auch sein ihm sehr unähnlicher Sohn Commodus suchte etwas darin, die Isis öffentlich zu verehren, und beging die übrigen fremden Gebräuche mit dem größten Eifer **). Didius Julianus, der zweyte Regent nach ihm, legte dem magischen Cultus ein großes Ansehen bey ***). Dennoch scheinen diese Einrichtungen

*) Jul. Capitol. Marco c. 13. Lamprid. Heliog. c. 9.
**) Lampr. Commod. c. 9.
***) Spart. Did. Jul. c. 7. Dio Cass. 73, 16.

der Kaiser, welche der Klugheit, der Wildheit oder der Furchtsamkeit der Regenten ihr Daseyn verdankten, dem Religions-Cultus noch keine feste Form gegeben zu haben.

Eine glänzendere Einführung der fremden Gottesdienste muß man daher dem Caracalla *) zuschreiben, der, vielleicht um durch sorgfältigere Götter-Verehrung die Furien des Brudermords zu verscheuchen, den Gottesdienst der Isis nach Rom brachte, dieser Göttinn allenthalben prächtige Tempel errichtete und ihre Verehrung mit einem größern Prunk umgab, als bis dahin geschehen war.

Den syrischen und chaldäischen Aberglauben aber heiligte Heliogabalus durch sein Ansehen. Denn nachdem dieser Priester der Sonne in einem syrischen Flecken durch die Gunst seiner Soldaten Kaiser geworden war, so ließ er dem „Gott Sol Heliogabalus" zu Rom einen Tempel neben dem kaiserlichen Pallast errichten **). Dieser unreine Mensch wurde von einer solchen Brunst zu den asiatischen Religionen hingezogen, daß er sich nicht allein nach der Weise der Galli behandelte ***),

*) Spart. Carac. 9. Dio 77, 18. Herod. 4, 23.

**) Lamprid. Heliog. 3.

***) Ibid. c. 6, 17. Matris etiam deûm sacra accepit, genitalia sibi devinxit et omnia fecit, quae Galli facere solent. Salambonem etiam omni planctu et jactatione Syriaci cultus exhibuit.

und täglich mit den Magiern operirte *), sondern auch jene Vereinigung aller Religionen, welche die Philosophen und Mystagogen, jeder auf seine Weise, versucht hatten, auf kaiserliche Art zu vollbringen trachtete: „denn er suchte den Typus der Mutter und das Feuer der Vesta und das Palladium und die Ancilia und alles, was den Römern ehrwürdig, in diesen Tempel zu bringen, damit umgehend, daß kein andrer Gott als Heliogabalus in Rom verehrt würde. Er befahl überdem, den Cultus der Judäer und Samaritaner und der Christianer hieher zu versetzen, damit das Priesterthum des Heliogabalus alle Religionen in sich schlösse **)".

Diesen Cultus verschmähte Alexander Severus, dagegen aber war er den Künsten der Divination ergeben ***), und hatte in seinem Lararium eine Anzahl heiliger Seelen von allen Orten her gesammelt, denen er opferte ****). Aurelianus aber verherrlichte, nach dem Sieg über die Zenobia, den Sonnendienst außerordentlich; denn er baute dem Sol prächtige Tempel in Emessa

*) Ib. c. 8. Omne magorum genus aderat illi operabaturque quotidie, hortanti illi et gratias diis agenti, quod amicos eorum inveniſſet, cum inſpiceret exta puerilia et excuteret hoſtias ad ritum gentilem ſuum.

**) Ib. c. 3.

***) Lamprid Alex. Sev. 14.

****) Ib. c. 29.

und in Rom, verwilligte den Prieſtern große Einkünfte, und bereicherte die Tempel dermaßen mit Weihgeſchenken, daß, obgleich alle ſeine Tempel von denſelben glänzten, einer 15,000 Pf. Goldes durch ſeine Freygebigkeit beſaß *). Marentius endlich und Licinius ſollen allem magiſchen Aberglauben ergeben geweſen ſeyn **).

Noch viel weniger nahm der Privat-Aberglaube ab; ſondern bis zum gänzlichen Umſturz der Altäre der Götter dauerte der Cultus der Cybele ***), der Iſis ****), der Venus †), des Bacchus ††), des Mithras †††) und der Ceres ††††). Ja dieſer Haufe abergläubiſcher Gebräuche erhielt noch neue Zuſätze. Denn, abgeſehen von dem blinden Glauben an die Künſte der Magie †††††), von dem nicht einmal die gelehrteſten Männer frey waren ††††††), ſo erſieht

*) Vopiſc. Aurel. 5. 25. 33. 41. Spanh. Jul. Caeſ. p. 98.

**) Euſ. vit. Conſt. 1, 36. 2, 4. 11.

***) Auguſt. C. D. 6, 7. 7, 26. Zoſim. 5, 38.

****) Porphyr. vit. Plotin. p. 7.

†) Amm. Marcell. 22, 9. 13. Salv. de gubern. dei 8 p. 187. Baluz. Par. 1684.

††) Vgl. die nachher anzuführenden Inſchriften.

†††) S. die inſcriptiones mithriacae des 4ten Jahrh. in Mém. de l'Ac. d. J. Vol. 16. p. 276 f.

††††) Zoſim. 4, 3.

†††††) Siehe z. B. Euſ. H. E. 9, 3. Vopiſc. Aur. 18. 20.

††††††) Origenes glaubte, es liege in gewiſſen Worten eine magiſche Kraft adv. Celſ. 5. p. 26. Spencer.

man auch aus den alten Inſchriften die außerordentliche Sucht dieſes Zeitalters, alle Arten des Cultus aufzufaſſen, und in alle Geheimniſſe einzudringen. So, um nur Einiges anzuführen, wird ein gewiſſer Cejonius Rufus auf einem alten Marmor mit folgenden Verſen apoſtrophirt *):

Edler, entſproßner aus altem Geſchlecht; es dienet dem Prieſter
Dir mit dem heiligen Feuer der herrliche Tempel der Veſta;
Augur biſt du zugleich, der dreyfaltigen Göttinn Diana
Schätzer, Vorſteher du des perſiſchen Mitra-Tempels,
Des tauroboliſchen Opfers, des großen, myſtiſcher Führer.

So heißt es von Ulpius Egnatius Faventinus in einer Steinſchrift **):

Dis Magnis
Ulpius Egnatius Faventinus
V. C. Augur P. V. B. P. R. Q.
Pater et Hieroceryx D. S. I. M.
Archibucolus Dei Liberi
Hierophanta Hecatae Sacerdos Iſidis Percepto
Taurobolio Criobolioque
Idibus Auguſtis D. D. N. N.
Valente Aug. Ter. Valentiniano Aug. Conſſ. Feliciter

u. ſ. w. Auch Fabia Aconia Paulina war in

*) Gruter. Inſcrr. p. 28, 5. 6.

**) Gruter. p. 27, 4.

viele Mysterien eingeweiht *). Ihr war ein Denkmal gesetzt

Sacratae. Apud. Eleusinam.
Deo. Baccho. Cereri. Et. Corae.
Sacratae. Apud. Lernam. Deo.
Libero. Et. Cereri. Et. Corae.
Sacratae. Apud. Aegynam.
Deabus. Taurobolitae. Isiacae.
Hierophantriae. Deae. Hecatae.
Graeco. Sacratae. Deae.
Cereris.

Diese Wiederholung der Weihungen kam theils daher, weil die mit Aberglauben erfüllten Gemüther nichts unversucht ließen, um sich den Himmel zu verbinden, theils daher, weil der großen Verschiedenheit der Teletä ungeachtet, doch die Religion aller Mysterien, wenigstens den Gebildetern, als Eine und ebendieselbe erschien. Es wurden nämlich damals die Mysterien des Osiris, Attis, Adonis, Mithras, Bacchus, einstimmig auf die Sonne, gleichsam das sichtbare Sinnbild des Demiurg, bezogen **).

Selbst die, nach dem Geschmacke des Zeitalters etwas gemodelten Eleusinien näherten sich dieser Vorstellung. Denn in diesen stellte der Hierophant den Demiurg, der Daduch den Sol, der Hierocerux den Mercur, in Gestalt

*) S. Van Dale de ritu taurobolii p. 81 f.
**) Macrob. Sat. 1, 17-23.

und Coſtum vor *). Nachdem nämlich Apollonius von Tyana den ganzen Erdkreis durchwandert, und den religiöſen Cultus an vielen Orten beſſer eingerichtet hatte **), ſo traten andre Philoſophen in ſeine Fußſtapfen ***), und führten eine ſtrengere Lebensweiſe ****) und eine verfeinerte Form oder wenigſtens Auslegung des Cultus ein †). Die magiſchen Künſte übten überdem die Hierophanten mit gleichem Eifer wie die Philoſophen ††). Hieraus erklären ſich die Lobeserhebungen, mit welchen die Neuplatoniker der Myſterien ihrer Zeit gedenken.

Olympiodorus †††) nimmt, nach der allgemeinen Vorſtellung ſeiner Zeit, an, daß die Myſterien und die Philoſophie einen gemeinſchaftlichen Zweck haben, nämlich die Gemüther zu dem Ziele hinauf zu führen, von wo ſie in die

*) Euſ. praep. evang. 3, 12. Eunap. in Maxim. p. 90-2. Commel.

**) Philoſtr. Apoll. vit. 1, 8. vit. Soph. p. 479. 618.

***) Marin. vit. Procl. p. 14. Eunap. vit. Priſc. p. 118.

****) Porphyr. de abſt. 2, 44. p. 185. Rhoer.

†) z. B. Plotin. Ennead. 3. l. 6. c. 19. p. 321. Porphyr. antr. Nymph. c. 6. p. 7. Goenſ.

††) Firmic. Matern. de Aſtron. 3, 3. Auguſtin. de trinit. 4, 10. Vol. 8. p. 819. Bened.

†††) in Plat. Phaed. v. Caſ. adv. Baron. 43. p. 546.

Sinnenwelt herabgestiegen wären. Procus *) aber glaubte, die Mystä empfängen während der Weihung auf einmal in ihrem Busen die göttliche Erleuchtung und würden der Gottheit theilhaftig; und folglich führten die Mysterien die Seele von dem niedrigen und unreinen Leben ab und näherten sie den Göttern.

Der Kaiser Julianus glaubte, daß vorzüglich die Philosophie der Weihungen (die teleſtiſche und mystagogiſche) erhabene und heilige Grundsätze enthielte **). Er schrieb ferner den Eleusinien die Wirkung zu, alle Uebel abzuwenden, die von einer bösen und finstern Gewalt herkämen ***); über die bacchiſchen Mysterien spricht er aber so ****), daß er der Meinung andrer kluger Männer gewesen zu seyn scheint, welche glaubten, daß der Cultus des Vater Liber sich auf die Reinigung der Seele beziehe †). Um diese Aussprüche aber deutlicher zu verstehen, und zugleich einen Begriff von der Denk- und Sinnes-Art der gelehrten Männer des dritten Jahrhunderts zu bekommen, müssen wir Einiges von den Neuplatoniſchen Philosophen beybringen.

*) theol. Plat. 1, 3. p. 7. Port. in polit. Plat. p. 369.

**) Orat. 7. p. 223. Spanh.

***) Or. 5. in matr. deor. p. 173.

****) Ib. p. 221.

†) Serv. Virg. Ge. 2, 389.

Es war ein sonderbares Geschick, daß zu der Zeit, wo die ächten Wissenschaften meist vernachläßigt wurden, Philosophen auftraten, welche die ägyptischen und chaldäischen Träume absichtlich ausschmückten, in eine Art von philosophischem System brachten und mit neuen Gründen unterstützten. Schon seit vielen Jahren hatten die Philosophen, welche in Alexandria griechische Literatur lehrten, die alten morgenländischen Lehren in ihr System aufgenommen und ein sonderbares Gewebe von Träumen und Philosophemen daraus gemacht.

Zwar wirft man den Neuplatonikern die feindseligsten Gesinnungen gegen die christliche Religion vor, welche sie bewogen haben sollen, theils viele moralische Vorschriften aus dem Christianismus herüber zu nehmen, um ihre eigne Lehre dadurch zu empfehlen, theils neue Wunder auszudenken, wodurch sie das Ansehen der Wunder Christus erschüttern könnten; so daß das ganze System dieser Philosophen dem Bestreben, sich den Christianern entgegen zu setzen, seinen Ursprung verdankt hätte. Aber dieß alles beruht weder auf historischen Beweisen *), noch hat es die geringste Wahrscheinlichkeit vor sich. Warum sollten Menschen Vorschriften der Religion, die sie für falsch hielten, aufnehmen, wenn sie nicht

*) Vgl. Meiners Beytrag zur Gesch. der Denkart der ersten Jahrh. S. 9—20.

dieſe Vorſchriften aus andern Urſachen für wahr hielten? Wie durften Philoſophen hoffen, eine Lehre, die auf den Glauben an Wunder gegründet war, durch neue Wunder umzuſtürzen? Auch dürfen wir nicht beſorgt ſeyn, wie wir uns den Urſprung des Neuplatoniſchen Syſtems, auch ohne Rückſicht auf den Chriſtianism, erklären wollen. Bereits oben haben wir gezeigt, daß die Vorſtellungen von dem großen Werth der Magie, von der Ertödtung des Körpers durch Enthaltſamkeit, von einer beſondern Kraft der guten und böſen Dämonen u. dergl. m. ſchon faſt allgemein im zweyten Jahrh. n. C. aufgenommen worden. Alles dieß konnte alſo in Alexandria, dem Sitz der guten wie der ſchlimmen Künſte, mit dem Myſticismus des Plato und der pythagoriſchen Enthaltſamkeit zuſammenſchmelzen und leicht zu Einem Syſtem vereinigt werden.

Unter den Neuplatonikern ragten Potamon und Ammonius zu Ende des zweyten Jahrh. hervor. Der Schüler des Letztern war Plotinus, einer der vornehmſten und gleichſam der Anführer der Uebrigen, der von Alexandria nach Rom zog, und hier ſo berühmt ward, daß Viele der Vornehmſten von beyderley Geſchlecht ſein Haus fleißig beſuchten *), und nicht Wenige aus allen Ständen ihr Leben nach ſeinen Vorſchriften einrichteten **).

*) Porphyr. vit. Plot. Opp. Plot. p. 7. Baſil. 1580.
**) Eunap. vit. Plot. p. 12. Commel. 1596.

Plotinus aber lehrte, das Wesen der Gottheit übersteige alle menschliche Vernunft, wenn sich nicht etwa der menschliche Geist, nicht durch eigne Kraft, sondern auf eine unaussprechliche Weise *) über das Loos der Sterblichkeit emporhebe; dann erst werde ihm das Anschauen der Gottheit vergönnt, und die Seele könne sich mit Gott selbst vereinigen, welches ihm viermal begegnet sey **). Die Weisen bedienten sich ferner der vorzüglichsten der Dämonen zu Gehülfen, den niedrigern geböten sie gleich als ihren Dienern. Er selbst maaßte sich das Vermögen, Wunder zu thun, an, und dünkte sich viel mehr als die Dämonen, welchen der große Haufe opferte ***).

Da aber sein ganzes Trachten dahin ging, in dem göttlichen Lichte zu ruhen, und durch die Theilnahme an dem vollkommensten Verstand seinen Geist zu verschönern ****): so verachtete er die menschlichen Dinge so tief, daß er sich geschämt haben soll, daß seine Seele in dem Körper eingeschlossen sey †). Er hatte daher eine finste-

*) Porph. Plot. p. 16. C.

**) Ebendas.

***) p. 7. 8. Eben daselbst wird erzählt, wie er schädliche Zaubersprüche auf ihren Urheber zurückgeworfen, und daß er bisweilen die Kunst der Divination ausgeübt habe.

****) Plotin. Enn. p. 468. 555 f.

†) Vit. Plotin. init.

re, ungereimte Sittenlehre. Denn er glaubte, man könne das höchste Gut nicht durch bürgerliche Tugenden, sondern durch theurgische Reinigungen und durch die Losmachung von allen Banden der Materie erreichen *). Sein Lebenswandel entsprach diesen Grundsätzen. Er enthielt sich des Badens, zuweilen auch des Brodes; schlief sehr kurz; vernachläßigte in Krankheiten oft, Arzneyen zu nehmen, erhielt aber alle Bedürfnisse des Lebens von seinen Freunden **).

Kein Wunder, wenn ein solcher Lehrer seinen Schülern von bürgerlichen Geschäften abrieth ***), und wenn einer seiner Schüler, Rogatianus, ein Mann vom senatorischen Stande, die Sorge für sein Vermögen vernachläßigte, alle Sklaven frey ließ und Aemter und Würden verschmähte ****).

Aus der Schule des Plotinus trat Porphyrius hervor, der gelehrteste Philosoph seiner Zeit, der die Träumereyen seines Lehrers wacker vermehrte †). Noch als Jüngling hatte er durch

*) Plot. Enn. 13, 15.

**) vit. Plot. p. 1. 2. 6.

***) p. 5.

****) p. 6.

†) Die Gelehrten streiten darüber, ob Porphyrius ein Apostat gewesen oder nicht. s. epist. Thomae et Seberi de apostasia Porphyrii ad calc. Porph. de abst. ed. Rhoer. Wahrscheinlich ist es, daß ein Mann, der der Philosophie und Ascetik so sehr

den Umgang mit dem Plotinus einen solchen Haß gegen den Körper und gegen die Menschheit eingesogen, daß er den Umgang mit Menschen fliehend sich zu Tode zu hungern beschlossen hatte, aber, schon sterbend, auf das Zureden seines Lehrers sich wieder zu den Geschäften des Lebens zurückrufen ließ *). Er heirathete darauf die Witwe seines Freundes, welche Mutter von fünf Kindern war, nicht um Kinder zu erzielen, sondern um sie zu erziehen **).

Er theilte die Magie oder die Kunst, die Dämonen zu seinem Dienst zu gebrauchen, in zwey Classen ein, deren eine sich der Hülfe der guten, die andre der der bösen Dämonen bediente; diese nannte er Goetie, jene Theurgie ***). Er lehrte ferner, daß die Seele durch gewisse theurgische Weihungen oder Teletä zur Aufnahme der Geister und Engel geschickt werde ****), aber

anhing, sich auch mit der Sekte der Christianer, die mit der morgenländischen Philosophie durchdrungen war, und strengere Lebens-Vorschriften enthielt, einmal befreundet haben werde. Daß er aber nichts aus dem Christianism geschöpft habe, wird Niemand leugnen, der sich aus der Lectüre seiner Schriften überzeugt hat, daß alle und jede Lehrsätze desselben aus dem Innersten der neuplatonischen Philosophie geschöpft sind.

*) Eunap. Porphyr. p. 15 f.

**) p. 18.

***) August. C. D. 10, 9. Porph. abst. 2, 42. 43.

****) C. D. 10, 9.

erſt durch ſtrengere Caſteyungen gereinigt und von allen Leidenſchaften befreyet, erhebe ſie ſich zur Gottheit ſelbſt und genieße der göttlichen Weisheit (Theoſophie) *). Vorzüglich aber lehrte er ſehr beſtimmt von den böſen Dämonen, daß ſie Seuchen, Unfruchtbarkeit des Bodens, Erdbeben und andre Uebel der Art hervorbrächten, um die Menſchen von der richtigen Vorſtellung von den Göttern dahin zu bringen, daß ſie von ihnen verehrt würden, ja, um ſie mit der Begierde nach Herrſchaft, Reichthum, Vergnügen und eitelm Ruhm zu erfüllen **); denn ſie wären geſchickt, die Menſchen mit magiſchen Täuſchungen zu hintergehen; ihr ätheriſcher Körper lebte von Dünſten und von Rauchwerk, und würde durch den Dampf von Blut und Fleiſch ſtark und fett ***). Mit dieſen Geiſtern wären alle Häuſer und unſre Körper angefüllt; ſie umſchwebten uns, wenn wir opferten, wenn wir zu Tiſche lägen; ſie bemächtigten ſich unſer, wenn wir mit Speiſe und Wein angefüllt wären; daher bringe man bey Gaſtmälern Reinigungs-Opfer dar, in den Tempeln aber würden von den Aegyptiern, Phöniciern und allen der Religion Kundigen die Riemen zerriſſen, die Thiere vor dem Opfer an den Boden geſchleudert, in der Abſicht, damit die

*) Porph. abſt. 2, 15.

**) 2, 40.

***) 2, 42.

Dämonen vertrieben werden, und die Gottheit erſcheine *).

Dieſen Träumereyen entſprach die Sittenlehre. Er urtheilte, man müſſe den Körper, durch deſſen Laſt die Menſchen von dem Umgang mit Gott abgezogen würden, hart behandeln **), das ſinnliche Vergnügen als einen Feind der Tugend fliehen ***), und alles, was dem Heil der Seele nachſtelle, wegſchneiden ****). Ein Gerechter, ſagte er, ſcheine ihm gleichſam ein Verringerer ſeines Körpers zu ſeyn, ohne ſich darum Unrecht zu thun; indem er durch die Kaſteyung des Körpers und durch Enthaltſamkeit ſein innres Gut, nemlich die Aehnlichkeit mit Gott, vermehre †). Er erinnert daher zu wiederholten malen, daß man durch häufiges Faſten und durch beſtändige Enthaltſamkeit von der ſinnlichen Liebe zu dem Gipfel der Vollkommenheit hinanglimmen müſſe ††).

Indeß verlangte er nicht von allen Menſchen ohne Ausnahme eine gleich harte Lebensart;

*) Porphyr. de hauſta ex oracc. philoſ. ap. Euſ. Praep. Eu. 4, 23. Theodoret. Therapeut. diſp. 3. p. 775. Vgl. Firmic. Aſtron. 6, 12.

**) Porph. de abſt. 1, 56. p. 98.

***) 3, 26. p. 282.

****) de Antr. Nymph. c. 33. p. 30. Goens.

†) de abſt. 4, 18. p. 364. 1, 57.

††) 4, 20. p. 367.

ſondern er behauptete nur, ſie komme den Verehrern der Philoſophie zu, die auf dem Wege, auf welchem viele Aegyptier, Judäer und Perſer *) durch Heiligkeit der Sitten den höchſten Ruhm erworben hätten, mit raſchen Schritten zur Vollkommenheit hinanſtrebten **). Durch dieſe Einſchränkung glaubte er den Einwendungen derjenigen Rhetoren begegnet zu haben, welche eine ſo ſtrenge Lebensart tadelten, und nicht ohne Grund fragten: was denn aus den Menſchen werden ſollte, wenn ein Jeder eine ſolche Lebensweiſe erwählte ***)?

Auch als Wunderthäter blieb Porphyrius nicht hinter ſeinem Lehrer zurück. Denn Eunapius ****) erzählt, er habe durch Magie einen Dämon, den die Einwohner Cauſathan genannt, aus dem Bade vertrieben. Er ſelbſt erzählt in Plotinus Leben †), er habe ſich in ſeinem 68ſten Jahre mit Gott vereinigt. Unter ſeinen Schülern wird Theodorus der Aſinäer erwähnt, der ſeinem Körper nur die nothdürftigſten Nahrungsmittel reichte und ſein ganzes Leben keuſch hinbrachte ††). Den größten Ruhm aber erwarb

*) 4, 3 — 19.

**) 1, 27. p. 41. 2, 3. p. 103. 2, 52. p. 194.

***) 4, 13. p. 361 f.

****) Vitt. ſophiſt. p. 16. Commel. 1506.

†) p. 16.

††) Phot. bibl. cod. 242. p. 1058. Schott.

ſich Jamblichus, welchen zu hören Jünglinge aus allen Gegenden herbeyſtrömten *); dieſer nahm beynahe die ganze Dämonologie ſeines Lehrers an **), und ſeine Sittenlehre war nicht verſtändiger ***). Ueberhaupt behauptete er, im Reden ****) und Schreiben †) inſpirirt zu ſeyn, und wollte ſich für einen Wunderthäter gehalten wiſſen ††). Auch ſagte man ihm wirklich ſo erſtaunenswürdige Wunder nach, daß ſich ſelbſt der leichtgläubige Eunapius ſchämte ſie nachzuerzählen †††).

Hieraus ergiebt ſich von ſelbſt, was für Urtheile über Leben und Sitten aus der neuplatoniſchen Schule ins gemeine Leben übergegangen ſeyn müſſen. Denn, nichts zu ſagen von dem ganz kindiſchen Aberglauben ††††), den man bey

*) Eunap. Jambl. p. 23.

**) Procl. in Tim. p. 47. coll. cum Stob. Eclog. phyſ. p. 115.

***) Dieß bezeugt ſchon die Art, wie Jamblichus Pythagoras Leben erzählte. Vgl. vit. Pyth. p. 70. Kuſter.

****) Eunap. vit. Edeſ. p. 36.

†) Jamblich. vit. Pythag. prooem.

††) Eunap. Jambl. p. 22. 26.

†††) p. 29.

††††) z. B. Orat. Juliani ad Athenienſ. p. 275. 284. Or. 5. in matr. deor. p. 161. fragm. p. 302. Eunap. in vitis paſſim. Marin. vit. Procl. fin. Phor.

den beſten ſeiner Jünger bemerkt, von der blinden Anhänglichkeit an die Worte des Meiſters, von der lächerlichen Verachtung der bürgerlichen Geſchäfte *): ſo breitete ſich vorzüglich der Wahnglaube, die Tugend allein reiche nicht hin, die Gunſt der Himmliſchen zu erhalten; ein gewiſſer Stand der Sterblichen habe beynahe göttlichen Rang; nur durch harte Uebungen und Büßungen gelange man zur Vollkommenheit, welche Vorſtellungen ſich im zweyten Jahrhundert durch die Myſterien verbreitet hatten; dieſer Wahnglaube verbreitete ſich im dritten Jahrhundert durch die Träume der Philoſophen immer mehr.

Man glaubte, die Vorſteher der neuplatoniſchen Schulen wären gleichſam als Prieſter des höchſten Gottes, als Wunderthäter, als Propheten, als im vertrauten Umgang mit den Dämonen und Göttern ſtehend, weit über das Loos der Sterblichen erhaben **). Zu einer ſolchen Höhe aber waren ſie nicht durch das Studium der ſchönen Künſte, ſondern durch gewiſſe, ſelbſt erdachte reinigende Tugenden ***), nemlich durch Fanatismus und Aberglauben, gelangt. Allen Menſchen nun, welche auf eine vernünftige und

cod. 215. p. 552. Das ganze Buch de myſteriis Aegyptiorum.

*) Porphyr. de abſt. 1, 36.

**) Eunap. Maximo p. 95. in Chryſanth. p. 188. Aedeſ. p. 73.

***) Marin. vit. Procl.

gewöhnliche Weise lebten, sprachen sie die Hoffnung zum Umgang mit Gott ab, ja sie bedrohten sogar die Verächter des ascetischen Lebens mit göttlichen und menschlichen Strafen, und behaupteten, daß alle Menschen, welche mancherley Geschäfte des Lebens trieben, den bösen Dämonen wegen ihres unruhigen Treibens unterworfen wären.

Es bedarf kaum der Erinnerung, wie viel dieß alles zur Bildung der Hierarchie und zur Erweckung der Ascetik beygetragen habe. Alle Hindernisse dieser Institute, welche noch im zweyten Jahrhundert geblieben waren, wurden im dritten weggeräumt. Die vornehmsten Bürger hatten die asiatischen Gottesdienste aufgenommen. Die Kaiser selbst hatten sich in die fremden Mysterien einweihen lassen. So konnte es den Hierophanten, die sich die Mystä durch die Wohlthat der Einweihung verpflichtet hatten, nicht länger an Ansehen und an Macht fehlen. Alle mystischen Sacra ferner, deren Ansehen durch die Mannichfaltigkeit der Mysterien selbst lange geschwächt gewesen war, wurden im dritten Jahrhundert dadurch mit einander in Einverständniß gebracht, daß man sie einstimmig auf die Sonne bezog. In ebendemselben Zeitalter endlich schärften nicht nur die Hierophanten bey ihren Weihungen eine strengere Lebensart ein, und die Gaukler empfahlen sie dem Volk durch ihr Geheul; sondern auch die Männer, welche sich allein durch Geist und Ge-

lehrſamkeit auszeichneten, erklärten ſowohl durch ihr erhabenes Beyſpiel, als durch Gründe, die dem Genius der Zeit angemeſſen waren, eine harte Lebensweiſe für den höchſten Grad der Vollkommenheit.

Wir haben alſo die verkehrten Vorſtellungen, welche viele Jahrhunderte hindurch bis zur Wiederauflebung der Wiſſenſchaften und bis zur Reformation die chriſtliche Welt unterjocht haben, ſchon in dem Heidenthum nicht nur in ihren Grundzügen, ſondern ſchon völlig ausgemahlt gefunden; und wir haben gezeigt, daß ſie nicht nur von der ungebildeten Menge geglaubt, ſondern auch von gebildeten Menſchen aufgenommen, durch das Anſehen der Kaiſer beſtätigt und ſogar in den Schulen der Philoſophen weiter ausgebildet und entwickelt worden.

Man wird daher denen, welche dem Chriſtenthum vorwerfen, daß es die Verfolgungs-Wuth der Mönche, die Niederlagen der Ketzer, die Täuſchungen der Prieſter, den Prieſterſtolz erzeugt habe, erwiedern dürfen, der, durch die menſchliche Natur ſelbſt erzeugte, Saame dieſer Uebel habe lange verſteckt gelegen, habe ſich ſchon vor dem Octavius Auguſtus über das R. Reich verbreitet, habe in dem Elend und dem Luxus der Zeiten neue Nahrung gefunden, habe bereits in den erſten Zeiten des Chriſtenthums durch die Myſterien um ſich gegriffen, alle Vorſtellungen von göttlichen Dingen verwirret, und endlich

die reine Lehre des Christenthums angesteckt und verfälscht.

Weit entfernt also, daß die Verbreitung der christlichen Religion der Cultur des Menschengeschlechts nachtheilig gewesen, hat man es derselben vielmehr zu verdanken, daß die durch die Barbarey des Mittelalters noch nicht gänzlich verwilderten Europäer wieder zu den Wissenschaften und zur Humanität zurückkehren konnten.

Wie dieß geschehen, zu zeigen, liegt außer dem Kreise dieser Untersuchung. Nur dieß dürfen wir noch bemerken, daß das Menschengeschlecht dem finsterſten Aberglauben und der schändlichsten Geistes-Sklaverey hingegeben geblieben wäre, wenn das Christenthum unterdrückt und statt desselben die Mysterien der Eleusinien oder des Mithras oder der Isis die Oberhand gewonnen hätten; oder auch, wenn die philosophischen Priester, die Zöglinge der Neuplatoniker, welche der Kaiser Julianus im R. Reiche allenthalben angestellt hatte, die Volks-Religionen länger nach ihrer Art zu denken eingerichtet hätten.

Von der geheimen Disciplin der Eleusinien *).

Als Athen unter Perikles blühte, wurde eine groſte Anzahl von Bürgern in die Mysterien

*) Diese schöne Abhandl. de disciplina arcana Eleusiniorum ist ein Anhang der vorher übersetzten

der Ceres *) eingeweiht, und erblickte, während der Einweihung, mancherley theils heitere, theils furchtbare Schauspiele, welche theils den Tartarus, theils Elysium darstellten. Es war die herrschende Vorstellung, daß die Einweihung der Mystä im Leben und im Tode große Vortheile gewähre, daß aber die Gottheiten auf die Ungeweihten zürnen und sie in der Unterwelt straften **).

Müllerschen Schrift: de Hierarchia u. s. w., mit welcher in der Hauptidee und in vielen einzelnen Stellen die schätzbare Charakteristik der alten Mysterien aus den Original-Schriftstellern 1787 übereinstimmt.

*) Die vornehmsten neuern Schriftsteller über die Mysterien der Alten, vornehmlich die Eleusinien, sind: Meursius de Eleusiniis; Casaub. ad Baron. annall. exerc. 16. 43. Petav. ad Themist. or. 5. Ism. Bullialdus ad Theo. Smyrn. p. 224 — 44. ed. 1644. van Dale de Gymnasiarchis p. 602 — 16. Warburton the div. legation of Moses P. 1. L. 2. s. 4. Bougainville Mém. de l'Acad. d. J. Vol. 21. p. 83 — 105. Meiners vermischte philos. Schriften Th. 3. S. 164 — 342. Plessing Memnonium. Karakteristik der alten Mysterien. Frkf. u. Leipz. 1787. Ste. Croix recherches sur les mysteres du paganisme. Par. 1784. Dupuis origine de tous les cultes, Vol. 4. Andre haben die genannten Schriftsteller ausgeschrieben, wie Starke über die alten und neuen Mysterien; oder haben uns ihre Träume verkauft, z. B. der Mystagog u. a.

**) S. Pindar beym Clem. Alex. Strom. 3. p. 518.

Wer erkennt hierin nicht die Fußstapfen der im ganzen Alterthum verbreiteten Meinung, daß die Götter ihren Verehrern gnädig wären, ihren Verächtern aber zürnten; jenen Belohnungen, diesen aber Strafen in diesem Leben zuerkennten? Was war natürlicher, als zu glauben, daß diejenigen, welche die verehrungswürdigen Göttinnen, die eine die Gebieterin der Erde, die andre die der Unterwelt, gebührend verehrten, ihren hülfreichen Beystand im Leben und im Tode erfahren würden?

Bey diesen Feyerlichkeiten war alles Aeußere darauf eingerichtet, die Gemüther der Menschen mit dem gemeinen Aberglauben des Zeitalters zu erfüllen. Die Reinigungen, die Aufzüge, die Opfer, die Spiele, die nach griechischer Weise auf einander folgten, waren so prachtvoll in Eleusis eingerichtet, daß sie die andern Gattungen der Weihungen, welche an vielen Orten, theils als Privat-Anstalten *), theils unter öffentlicher

Potter. Vgl. Pindar Heyne's Vol. 3. p. 128. Plutarch de aud. poëtis C. 4. Vol. 1. p. 56. Wytt. Aristoph. Ran. A. 1. sc. 7. gegen Ende des Chors. Homer. H. in Cer. 486—8. Aeschines Axiochus in Plato Vol. 11. p. 195. Bip. Zenob. Centur. 2. prov. 6. Vgl. append. prov. a Vatican. cent. 3. prov. 31.

*) Plato rep. 2. Vol. 6. p. 220 f.

Autorität *) in den kleinern Städten Griechenlands begangen wurden, an Ansehen weit übertrafen. Der großen Menge der ungeweihten Zuschauer, welche die Festlichkeit herbeygelockt hatte **), wurden die Oerter gezeigt, welche wegen der Spuren der ehrwürdigen Göttin heilig waren, und ihre Ohren wurden vom Lobe des mystischen Jacchus betäubt. Aber es fehlte so viel, daß sich die Mystä als solche den Vorwurf der Gottlosigkeit zugezogen haben sollten, daß vielmehr diejenigen, welche sich nicht wollten einweihen lassen, gleichsam als Verächter der Götter in üblen Credit, kamen ***).

Die weit schwierigere Frage: was die Eingeweihten von der Staats-Religion gehalten? haben mehrere Gelehrte ****), nach Warburton, so gelöst, daß sie behaupteten, die Staats-Religion sey durch die geheime Lehre der Mysterien, welche man wenigen Einsichtsvollern in den großen Mysterien mitgetheilt habe, gänzlich aufge-

*) S. Dupuis orig. de tous les cultes. Vol. 4. p. 34 — 110.

**) Lysias adv. Andocid. p. 106. Taylor.

***) Lucia. Demonact. p. 549. Bourdelot.

****) Von der herrschenden Meinung gehen der scharfsinnige Verf. der Charakteristik d. alt. Mysterien und Ste. Croix ab, welcher eine außerordentliche Gelehrsamkeit und außerordentlichen Scharfblick in der Untersuchung der Mysterien gezeigt hat.

hoben worden; der große Haufe der Geweihten aber sey in den kleinen Mysterien wie in den Vorhallen stehen geblieben, und nur mit Pracht-Aufzügen und Schauspielen hingehalten worden. Bey dieser ganzen Untersuchung ist der Fehler begangen worden, daß die Meisten die Zeugnisse der Alten über diesen Gegenstand nach Willkühr bald auf die kleinen, bald auf die großen Mysterien bezogen haben. Daher ein Jeder nach seiner Meinung die prächtigen Schauspiele auf die kleinern, die geheime Lehre auf die großen Mysterien bezogen hat.

Aber aus den klaren Zeugnissen der Alten ergiebt sich, daß beyde Mysterien in verschiedne Zeiten fielen, so daß die kleinern jährlich *) im Antheſterion (ungefähr dem April), die größern jedesmal im Boedromion (ungefähr dem Sep-

*) Scaligers Meinung, daß die Mysterien nur alle 5 Jahre gefeyert worden, widerlegen Petav ad Themist. or. 5. p. 411 f. Hardouin. Bulliald. ad Theon. Sm. p. 218. Ihrer Meinung sind günstig Herod. 8, 65. Isocr. paneg. c. 6. p. 17. Mor. Pausan. Cor. 14. Arcad. 15. Plut. Demetr. V. 5. p. 45. Reisk. Aristid. or. Eleus. p. 259. Jebb. or. Panath. p. 333. Julia. or. in matr. deor. p. 173. Spanh. Schol. Ar. Plut. 846. Seneca Herc. Oet. 594 ff. geht nur darauf, daß dreyjährige Dionysien zu Theben und eine Eleusinische Feyerlichkeit (die kleinen Mysterien) in dieselbe Jahreszeit fielen.

tember) begangen wurden *). Alle mystische Gebräuche also, die bey der Herbstfeyer in Eleusis erwähnt werden, gehen auf die großen Mysterien. Nun wird aber erzählt, daß die feyerlichern Pracht-Aufzüge, welchen die größte Menschenmenge zuströmte, nemlich das Fest der Fackeln **) und die Geleitung des Jacchus, ***) in den Monat Boedromion gefallen; woraus also erhellet, daß sie zu den größern Mysterien gehörten. Es ist auch bekannt, daß nicht im Frühling, sondern im Herbst die größte Menge Fremder um der Mysterien willen nach Athen hinströmten ****). Eine genaue Vergleichung der Stellen zeigt überdieß, daß das, was Plutarch, Aristides, Dio, Themistius †) von den mancherley heitern und

*) Plut. Demetr. c. 26. V. 5. p. 46. Reisk. Phoc. c. 6. V. 4. p. 305. Jul. or. 5. p. 175.

**) Theophrast. de garrulitate. Senec. Hercul. fur. Act. 3. Chor. Auch Themist. or. 5. ad Jovin. fin. giebt zu verstehen, das Fest der Fackeln sey in die Zeit des Salaminischen Sieges gefallen.

***) Plut. Phoc. 6. V. 4. p. 305. Polyaen. Strat. 3, 11. de Chabria. Vgl. Petav. Themist. or. 5. p. 405. Hard.

****) Senec. Hercul. fur. A. 3. chor. Philostr. v. Apollon. 6, 6.

†) Plutarchs Stelle bey Stobäus S. 119 ist fälschlich dem Themistius zugeschrieben worden. Vgl. Wyrt. Plut. S. N. V. p. 129. Aristides Eleus. or. p. 257 f. Jebb. Dio Chrys. or. 12. de cognitione p. 202. B. Morell. Themist. in obit. patr. p. 235.

schrecklichen Schauspielen bey den Weihungen sagen, auf dieselben höhern Weihungen zu beziehen sey. Endlich wird noch aus vielen Stellen der Alten deutlich, daß sie unter dem allgemeinen Namen der Mysterien gewöhnlich die größern verstanden haben *).

Von den kleinen Mysterien ist fast nichts bekannt, als daß sie den Weg zu den größern

Hard. Aus Plutarchs Stelle, welches die deutlichste ist, müssen die andern erklärt werden. Hier wird ein in den großen Mysterien Eingeweihter mit einem Sterbenden verglichen. Das ganze Leben wird also als eine Weihung betrachtet, deren höchster Grad der letzten Stufe des Lebens entspricht. Im Aristides kommen ähnliche Aeußerungen vor. Von den Mystä wird überdem gesagt, daß sie diesen Schauspielen nicht nur den Frieden des Lebens, sondern auch bessere Hoffnungen im Tode verdankten. Was hätten ihnen noch höhere Mysterien wohl noch höheres geben können? In der ähnlichen Stelle des Dio haben sich manche, auch Ste. Croix p. 186, durch die Erwähnung eines kleinen Tempelchens verleiten lassen zu glauben, es sey die Rede von einem kleinen Tempel zu Agrä, nicht von jenem großen zu Eleusis; aber der Redekünstler nennt hier das, was er kurz vorher den großen Tempel genannt hatte, nur in Vergleichung mit dem großen Weltgebäude, klein. (Vgl. Charakteristik d. alt. Myst. S. 11 f.)

*) Theophrast. de garrul. Andocides et Lysias de mysteriis passim. v. c. Andoc. V. 4. p. 54. Reisn. Demosth. Mid. V. 1. p. 567. Plut. Alex. 12. V. 4. p. 30. Phil. v. Apoll. 6, 6. Max. Tyr. diss. 33. vel

bahnten *). Es werden dabey öffentliche Reinigungen an den Ufern des Ilissus, und geheimere zu Eleusis erwähnt **). Ferner wurde ihnen vielleicht eine Ermahnung gegeben, das Geheimniß nicht auszuplaudern, und ein Zeichen oder Wort, woran sich die Mystä unter einander erkennen konnten. Zwar fügt Clemens***) hinzu, „die kleinen Mysterien enthielten die Grundlage der Lehre und der Vorbereitung zu den Künf-

ed. Markl. diff. 3. p. 29. Galen. Hygien. l. 4. Hesych. Ἀγυιεύς. Aristot. Rhet. 2, 24.

*) Sch. Ar. Plut. 846. Clem. Al. Strom. 1. p. 325. Pott. 4. p. 564. 5. p. 688. 7. p. 845. In der letzten Stelle meint er, es gingen vor der Weihung gewisse Sühnungen oder Reinigungen vorher.

**) So läßt sich vielleicht der Streit über den Ort, wo die kleinen Mysterien gefeyert worden, beylegen. Da Polyän nämlich Strat. 5, 17. von Reinigungen am Ilissus in den kleinen Mysterien, und Clemens coh. ad gent. p. 29. von Mysterien in Agrä (so muß man für Sagä lesen) spricht, so haben daraus die Spätern, Eust. Il. 2, 852. Steph. Byz. v. Ἄγρα, Hesych., Etym. geschlossen, die kleinen Mysterien wären in Agrä gefeyert worden. Allein davon schweigen die ältern Schriftsteller gänzlich, vorzüglich der in solchen Angaben sorgfältige Pausanias Attic. c. 19. und der Schol. Ar. Plut. 846. Senec. Qu. Nat. 7, 31. vorzüglich aber Hyperides beym Harpocration v. ἐποπτευκότα, verlegen beyde Mysterien nach Eleusis.

***) Str. 5. p. 688 f.

tigen"; worin dieſe Grundlage aber beſtanden, das giebt weder er noch ſonſt jemand an. Nach Verlauf eines halben Jahres kehrten die Myſtä, die nun zur Erlangung der großen Myſterien geſchickt waren, nach Eleuſis zurück *); und erſt bey dieſer zweyten und erhabneren Weihung erblickten ſie alles, daher ſie von nun an Epoptä hießen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ein Myſtä zu der Zeit, da der Antheil an den Myſterien noch mit keinen Koſten verknüpft war, ſich der zweyten Weihung entzogen haben ſollte, da er nur einen

*) Daß die Myſtä ein halbes Jahr nach der erſten Weihung zur Epopteia gelangten, erhellt aus Schol. Ariſtoph. Ran. 247. Suidas v. Ἐπόπται: ἐν ἀρχῇ μὲν μύεται, μετ' ἐναυτὸν ἐπόπται καὶ ἔφοροι. Da ſich das Attiſche Jahr vom Sommer-Solſtitium anfing, ſo wurde von denen, die zu Anfang des Frühlings in die kleinen Myſterien, den Herbſt darauf aber in die großen waren eingeweiht worden, mit Recht geſagt, ſie wären in dem Jahre, das auf die erſte Weihung folgte, zur Epopteia gelangt. Die ſchwierige Stelle des Plutarch Demetr. V. 5. p. 45, welche Caſ. Athenae. 6, 15. (T. 3. p. 500. Schweigh.) ganz irrig emendirt, und die alſo lautet: ἐπόπτευον τοὐλάχιστον ἀπὸ τῶν μεγάλων ἐναυτὸν διαλιπόντες iſt meines Bedünkens alſo zu erklären: Mos fuit Athenienſibus unius anni intervallum inter quamvis magnorum myſteriorum celebrationem ponere. Petavius (ad Themiſt. p. 411-14. Hard.). Irrthümer über den Zwiſchenraum zwiſchen Weihungen rügt Bulliald. ad Theon. p. 221.

Vorschmack davon in den kleinen Mysterien bekommen hatte *).

Zwar sollte man glauben, es hätte nicht eine so große Menge von Mystä in wenigen Nächten aufgenommen werden können. Aber es erhellt aus Plutarch **), daß in den großen Mysterien ein großer Zufluß von Menschen war, die anfangs lärmten und einander drängten; aber wenn das Schauspiel begonn, von Staunen ergriffen, schwiegen, und ganz Ohr waren. Auch konnten in Einer Nacht mehrere Weihungen vor sich gehen, da die Mystä, nach geschehener Einweihung, fortgingen, und andern Platz machten ***).

*) Eur. fr. ap. Plut. consol. ad Apollon. „Der Schlaf ist die kleinen Mysterien des Todes".

**) Quomodo quis sentiat suos in virtute profectus c. 10. V. 1. p. 215. Es wird daher als etwas Besonderes vom Antoninus Philosophus gemeldet, daß er ganz allein in das Heiligthum der Ceres gegangen. J. Capitol. Antonin. c. 27.

***) Liban. decl. 16. V. 1. p. 446. Morell. „Es ist schön, wie ein an den Mysterien Theil Nehmender, wegzugehen und eingeweiht in die Volks-Mysterien auch andern, die nach ihm zu der Telete hinzutreten, Platz zu machen". Was hier von Einem Mysta gesagt wird, kann collective verstanden werden. Man könnte sich eben so von einem ausdrücken, der bey uns an einem Festtage Antheil an dem Tisch des Herrn genommen hätte, ohne daß man daraus mit Recht schließen würde, dieser Mensch habe allein communicirt.

Ueberdem muß man bemerken, daß die herrschende Meinung, die Zahl der Mystä habe sich auf 30,000 belaufen, auf einer falschen Auslegung des Herodot *) beruhe. Ein gewisser Dicäus, so erzählt Herodot, aus Athen, der zu den Persern übergegangen war, sah zu der Zeit, da Attica von Xerxes Heer verwüstet wurde, zugleich mit einem Spartaner eine große Staubwolke, wie von 30,000 Menschen von Eleusis herziehen, und hörte Stimmen von Jacchus Rufenden; die Wolke erhob sich nach Salamin gegen das griechische Heer hin, und man deutete dieß so aus, die Gottheit komme von Eleusis her den Athenienſern zu Hülfe, und bereite den Persern eine Niederlage. Hier ist also nicht von einer wirklichen Feyer der Eleusinien die Rede, die damals nicht statt finden konnte, weil der Tempel von den Persern zerstört war **); sondern es war eine Wunder-Erscheinung, aus der sich nichts über die wahre Beschaffenheit der Mysterien folgern läßt.

Endlich läßt sich die Anzahl der Mystä einigermaßen berechnen. Es ist nämlich bekannt, daß die Barbaren ***) und Sklaven ****) von den

*) 8, 65. (Vgl. Charakteristik d. alten Mysterien S. 17-23.)

**) Herod. 9, 65.

***) Sch. Ar. Plut. 846. 914. Lucia. Demonact. p. 549. Bourdel.

****) Isaeus de haered. Philoct.

Mysterien ausgeschlossen waren; daß aus dem übrigen Griechenland nur die Reichern, also der Zahl nach nur Wenige, welche die Kosten der Reise bestreiten konnten, sich einweihen ließen. Frauen scheinen entweder gar nicht, oder doch nur wenige edlere Matronen, Theil daran gehabt zu haben *). Der größte Theil der Mystä bestand

*) Eines Theils ist es sehr wahrscheinlich, daß die Frauen, welche allein die Ceres an den Thesmophorien im Monat Pyanepsion verehrten, von den Eleusinien ausgeschlossen worden; andern Theils ist es aber doch zu verwundern, daß dieß nirgend ausdrücklich von den Alten gesagt werde. Die bisher angeführten Stellen entscheiden nicht. Denn wo gesagt wird, die Frauen wären zu den großen Mysterien gefahren (Ar. Plut. 1014-16. et Scholl. e. l. Demosth. Mid. V. 1. p. 567. Ael. H. V. 13, 24), da werden vielleicht nur die Matronen als Zuschauerinnen der Pompa gemeint. Unter diesen scheint sich auch Phryne befunden zu haben, die zu Eleusis vor einer zahlreichen Versammlung nackend ins Meer stieg. Athen. 13. p. 590. Die Frechheit des Demetrius, der seiner Buhlerinn bey den Eleusinien einen Thron neben dem Adytum (nicht in demselben) setzen ließ, beweist nichts, da es als ein unerhörtes Ereigniß erzählt wird. Athen. 4. p. 167. Wenn aber der Tempel zu Eleusis als Männern und Weibern gemeinschaftlich erwähnt wird (Aristid. Eleus. p. 257.) und ein weiblicher Eid der Eleusinien (Varro b. Gell. 2, 6. Alciphro 2. p. 3.), so wird vielleicht das Fest der Thesmophorien verstanden, dessen letzter

alſo aus Athenienſiſchen Bürgern. Nun iſt aber nicht zu leugnen, daß zur Zeit der Blüthe der Rep. Athen die meiſten Männer, welche ſowohl Athen als Eleuſis bewohnten, Theil an den Myſterien nahmen. Dieß zeigt die Klage gegen den Aeſchylus, der von dem ganzen Zuſchauer-Perſonale wegen Verdachts der entweihten Myſterien belangt wurde *); dieß zeigen ferner die Reden des Lyſias und Andocides, welche zu ihren Zuhörern ſo ſprechen, als wenn ſie lauter Geweihte vor ſich hätten **). Außerdem wurden die Kinder, nach der gewöhnlichen Sitte der Athenienſer, von ihren Eltern zur Annahme der Myſterien bewogen ***); die andern aber, welche als Profane ihr Leben zugebracht hatten, ſuchten

Tag zu Eleuſis gefeyert wurde. Vorzüglich aber wird alles, was von den Meliſſen oder Prieſterinnen (Heſych. μητροπόλεις, φιλλείδαι. Pollux 1, 1, 14. Sch. Soph. Oed. C. 673.) vorkommt, mit großer Wahrſcheinlichkeit auf die Weiber bezogen, welche die Thesmophorien ſo zu Athen wie zu Eleuſis begingen. Die Verleumdung des Epiphanius (adv. haer. 3. V. 1. p. 1093. Petav.) von der Entblößung der Frauen zu Eleuſis ſcheint aus dem ſchmutzigen Mythus von der Ceres geſchöpft zu ſeyn. Clem. coh. ad gent. p. 17.

*) Clem. Str. 2, 14. p. 471. Ael. V. H. 5, 19.

**) z. B. Andocid. defenſ. V. 4. p. 17.

***) Ter. Phorm. I, 1, 15. u. Donat. Daſ. Knaben wohnten den Samothraciſchen Myſterien bey. Plutarchs Leben Alex. Anfang.

bey einbrechendem Alter oft die großen Göttinnen dadurch zu versühnen, daß sie sich einweihen ließen *). Indeß muß man dieses doch nicht so weit ausdehnen, als wenn alle und jede Athenienser Mystä geworden wären. Es gab unstreitig auch zu Athen viele, selbst von Stande, die sich nie aufnehmen ließen **); auch ist es nicht wahrscheinlich, daß die weit von der Stadt entfernten Attischen Bauern die Ceres nach Eleusinischer Weise verehrt haben werden. Nehmen wir daher an, daß die Mystä etwa die Hälfte der Athenienstschen Bürger ausgemacht, und die Zahl 10,000 nicht überstiegen haben werden ***); daß aber kaum der zwanzigste Theil dieser Anzahl die Summe derer ausgemacht haben werde, die jedesmal eingeweiht wurde.

Aus dem, was wir von den großen Mysterien gesagt haben, erhellt schon die Unwahrscheinlichkeit der Meinung, daß die [illegible]-Religion durch die geheime Lehre der Mysterien über den Haufen geworfen worden. Wie hätten die Athenienser, die zur Zeit der Blüthe der Republik großentheils Mystä waren, die Götter nach der

*) Aristoph. Pac. 374.

**) Außer dem Beyspiel des Aeschylus, der kein Geweihter war, vgl. Andocid. defens. V. 4. p. 6. 14.

***) Man berechnet gewöhnlich die Zahl der Bürger von Athen (vielleicht noch zu hoch) auf 20,000. s. Gillies Betrachtungen üb. d. Gesch. d. Griechen, übersetzt v. Macher. S. 12-16.

Weiſe der Vorfahren verehren können, die ſie doch als bloße Menſchen von dem Hierophanten hätten kennen lernen? Wie widerſinnig würde Anytus und Melitus Anklage des Sokrates geweſen ſeyn *): daß er den Göttern des Staates nicht geopfert habe, und der Einzige geweſen ſey, der nicht in die Eleuſinien eingeweiht worden, wenn die Myſtä durch die Weihung die Götter zu verachten gelernt hätten?

Warum hat ſich keiner der Kirchenväter, welche den größten Fleiß in der Sammlung der Beweiſe anwandten, wodurch ſie das Alter ihrer Lehre zeigten, auf die geheime Lehre berufen? Im Gegentheil verſpotten oder verlachen Alle von den älteſten an die Eleuſinien nebſt den übrigen Myſterien, und finden in ihren Gebräuchen nur Täuſchungen der böſen Geiſter, um die armen Menſchen zu verſtricken **). Die ihnen nicht

*) Nirgends ſteht dieß als in Lucians Demonax p. 549. Bourdel. Ich glaube daher, daß dieſe Verleumdung kein Hauptpunkt der Klage geweſen, ſondern nur beygefügt worden ſey, um den Haß gegen ihn zu vermehren. Uebrigens iſt leicht abzuſehen, daß die Sycophanten, welche ſagten, er ſey der Einzige, der ſich nicht habe wollen in die Myſterien aufnehmen laſſen, die Sache nach der Weiſe dieſer Menſchen-Claſſe übertrieben haben. (Vgl. Charakteriſt. d. a. Myſt. S. 234 ff.)

**) Athenag. leg. pro Chriſt. c. 16. p. 71. c. 27. p. 126. Oxon. 1706. Tatian. ad Gr. c. 13. p. 33. Oxon. Clem. coh. ad Gr. p. 20. 21. 29. 30. 49.

unbekannten allegoriſchen Erklärungen aber, die weder zur Erklärung der Gebräuche paßten, noch zur Unterhaltung der wahren Frömmigkeit dienten, verwerfen ſie ganz *). Wir dürfen aber nicht glauben, daß ſie hierin leichtſinnig geurtheilt hätten: denn wahrſcheinlich waren einige von ihnen in verſchiedene Myſterien ſelbſt eingeweiht geweſen **), und die Andern ſchöpften ihre Nachrichten aus den täglichen Unterredungen mit den Myſtä.

Zwar glaubten Einige, daß tapfre oder berühmte oder mächtige Männer nach ihrem Tode unter die Götter verſetzt worden wären, und daß ſie diejenigen wären, welchen die Menſchen göttliche Ehre erwieſen; welche Behauptung vorzüg-

Tertull. adv. Val. init. Minuc. Fel. Octav. c. 21. Arnob. adv. gent. 5. p. 171-88. Lugd. 1651. Euſ. Pr. Ev. 2, 2. fin. Lactant. inſt. div. 1, 21. Firmic. Matern. err. prof. rel. paſſim. Theodoret. Therap. diſp. 1. p. 721. 22. Vol. 4. Schulz. Gregor. Naz. in Jul. or. 3. p. 84. or. in ſancta lum. p. 555. Venet. 1753. Epiphan. adv. haer. 3. p. 1092. 93. Vol. 1. Petav. Auguſt. de trin. 4. V. 8. p. 819. Bened. de C. D. 6, 7.

*) z. B. Athenag. legat. c. 19. Tertull. adv. Marcio. 1, 13. Arnob. adv. gent. 5. p. 181. Euſ. Pr. Ev. 2, 7. Firmic. Mat. p. 7. Theod. diſp. 7. p. 884. Greg. Naz. or. 3. adv. Jul. p. 94. Auguſt. C. D. 8, 5.

**) Tatianus c. 46. p. 100 ſagt ſelbſt, daß er an den Myſterien Theil gehabt habe. Vom Clemens

lich Euhemerus durchzuführen ſuchte. Aber ſowohl Tullius als Plutarchus, welche die Unterredungen der Myſtä erzählen, tragen kein Bedenken dieſe des Atheismus zu beſchuldigen und von Euhemerus ſelbſt zu ſagen, daß er alle Religion aufgehoben habe *). Im ganzen Alterthum endlich ſehen wir die Weihungen mit dem öffentlichen Cultus oder der Volks-Religion aufs innigſte verbunden **): und die Epopten trugen die Kleider, in denen ſie eingeweiht worden waren, als Amulete, um alles Unglück durch die gnädige Hülfe der Eleuſiniſchen Göttinnen abzuwenden ***).

Dieſe Gründe könnten hinreichen, die gemeine Vorſtellung von der geheimen Lehre der Myſterien, die der Volks-Religion entgegen geſetzt geweſen, über den Haufen zu werfen; da aber für die der unſrigen entgegenſtehende Meinung Stellen aus den Alten angezogen zu werden pflegen, ſo müſſen wir die vornehmſten Zeugniſſe über die Myſterien von Plato an bis auf Plutarch herab beleuchten.

von Alexandria berichtet Euſebius Pr. Ev. 2, 2. z. Ende, er habe alle Ceremonien der Myſterien aus eigner Erfahrung gekannt.

*) Cic. N. D. 1, 42. Plut. Iſ. c. 23.

**) z. B. Plut. educ. pueror. c. 14. adv. Colot. c. 22. V. 5. p. 381.

***) Ar. Plut. 846. 7. c. ſchol.

Wie Plato über die Mysterien gedacht hat, ist ungewiß. Einmal lobt er eine Vorschrift der Mysterien *): „In der That, sagt er, jener Ausspruch der Mysterien, daß wir Menschen auf unsern Posten stehen, den wir nicht von selbst verlassen dürfen, ist groß und nicht leicht einzusehen.“ An andern Stellen verbessert er gewisse gemeine Vorstellungen der Mystä durch Beyfügung seiner Erklärung. Die Philosophie nennt er nämlich die ächte Weihung, die erst im andern Leben die schönsten Belohnungen darbiete **); unter den Strafen der Ungeweihten aber in der andern Welt müsse man die heftigen Leidenschaften verstehen, von denen die Wollüstigen immer umhergetrieben würden ***). In den Büchern von der Republik aber scheint er anzudeuten, daß den Geweihten abgeschmackte Fabeln von den Göttern, denen des Hesiodus nicht unähnlich, mitgetheilt würden ****). „Wenn jene Lügen, sagt er, des Hesiodus vom Uranos und von der Art, wie ihn Kronos bestraft hat, auch keine Lügen wären, so sollte man sie doch nicht so unverschleyert schwachen Gemüthern und jungen Leuten vorsagen, sondern vielmehr verschweigen; wenn

*) Phaedon. V. 1. p. 140.

**) Phaedor. p. 154. 157.

***) Vgl. Plato rep. 2. V. 6. p. 218. Gorg. V. 4. p. 100. Paul. Phoc. 32. Zenodot. prov. cent. 2. prov. 6. App. prov. e Vatic. cent. 3. pr. 31.

****) 2. p. 248.

aber ja geredet seyn mußte, so gehörten sie doch nur für die wenigen Mysterien, bey denen kein Schwein geopfert würde *), sondern ein kostbares und seltnes Opferthier, damit sie von so wenigen als möglich vernommen würden.

Zwar führt Isokrates in der panegyrischen Rede, worin er alle Verdienste der Athenienser zu verherrlichen beflissen ist, die Mysterien unter den größten Wohlthaten der Ceres an; aber aus dieser ganzen Stelle, die nur nach den Volks-Vorurtheilen eingerichtet ist, läßt sich nicht schließen, wie der Redner selbst über den Werth der Mysterien gedacht habe **).

Wer dem Volk nicht schmeichelte, bekannte auch öffentlich seine Geringschätzung der Mysterien. So wollte sich Sokrates nicht einweihen lassen ***); Antisthenes ****) und Theodorus †) scheinen die Mysterien verachtet zu haben. Als die Athenienser den Diogenes baten, sich einweihen zu lassen und sagten, die Geweihten hätten den Vorsitz in der Unterwelt, so antwortete er: Es ist lächerlich, daß Agesilaus und Epaminondas im Schlamme liegen sollen, wäh-

*) Das gewöhnliche Opferthier der Mysterien. Aristoph. Acharn. 747. 764. u. d. Schol.

**) Isocr. paneg. 6. p. 16. Mor.

***) Luc. Demonact. p. 549.

****) Diog. Laërt. Antisthene.

†) Diog. L. Aristippo fin.

rend die schlechtesten Eingeweihten in den Inseln der Seligen seyn werden *).

Unter den ehrenvollen Zeugnissen für die Mysterien führt man auch, aber mit Unrecht, den Ausspruch des Chrysippus **) an, welcher sagt: „man nenne die Reden der Philosophen von den göttlichen Dingen mit Recht Teletä". Denn er will nur sagen, sie verdienten darum Teletä genannt zu werden, weil man sie, als die schwersten zu fassen und für sich zu behalten, zu allerletzt lernen müsse.

Nachdem die Römer ihre Herrschaft auch über Griechenland ausgedehnt hatten, gestand das geschwächte Athen seinen Gebietern gern die Vortheile der Weihung zu. Die Senatoren und Ritter ließen sich daher, wenn sie in die Provinzen gingen, um so häufiger in die Mysterien der Ceres einweihen, je öfter sie zu Rom das Lob derselben in den Declamationen der griechischen Pädagogen hatten preisen hören. So kam es unstreitig, daß jeder, der für einen gebildeten Mann und Liebhaber der griechischen Literatur angesehen seyn wollte, einmal das erhabene und heilige Eleusis besuchte.

Unter den Römern haben Varro und Cicero zuerst sich etwas ausführlich über die Mysterien

*) Diog. L. in Diogene. Plut. de aud. poët. 4. V. 1. p. 56. Jul. or. 7. p. 238. Spanh.

**) Etym. M. v. τελετή.

geäußert. Um Varro's Meinung darüber zu verstehen, müssen wir etwas von seiner Theologie vorausschicken. Er selbst zweifelte nicht an der Mehrheit der Götter. Er hielt die Weltseele und ihre Theile für wahre Götter *). Hätte er aber einen Staat neu zu organisiren, so bekennt er, daß er die Götter und ihre Namen vielmehr nach der Natur als nach der röm. Vorschrift bezeichnen würde. Er nimmt drey Systeme der Theologie an, das mythische der Dichter, das physische der Philosophie und das populäre des Volks. „Im erstern sagt er, kommen viele Erdichtungen vor, die mit der Würde und der Natur der Unsterblichkeit in Widerspruch sind, z. B. daß die Götter gestohlen, die Ehe gebrochen, Sterblichen gedient haben. Das zweyte, worüber die Philosophen viele Bücher hinterlassen haben, handelt z. B. davon, wer die Götter sind, wo, von welchem Geschlecht, ob sie von Ewigkeit her oder seit wann, ob sie aus Feuer, aus Zahlen, aus Atomen entstanden. So mehreres, was leichter innerhalb der Wände der Hörsäle als auf dem Forum die Ohren vertragen. Die dritte Gattung gehört für die Bürger der Städte und für die Priester, und darin wird gelehrt, welche Götter der Staat verehren, welche Opfer ein jeder darbringen müsse **)". Die zweyte Gattung, der

*) Augustin. C. D. 7, 5.
**) 4, 31.
***) 6, 5.

er die Palme zuerkennt, entfernte er vom Forum, theils, weil er glaubte, die Menge faſſe die tiefſinnigen Unterſuchungen der Philoſophen über die unſterblichen Götter nicht; theils, weil er nicht ohne Urſache glaubte, der alte Cultus einiger Gottheiten würde an Anſehen verlieren, wenn man erführe, daß ſie einſt Menſchen geweſen *). Aus dieſer Urſache glaubte er auch, es ſey gut, das Volk in der Religion zu täuſchen **).

Wie aber Varro die Myſterien behandelt, läßt ſich aus der Art erſehen, wie er die Samothraciſchen Myſterien zu erklären verſucht hat. Denn er ſagte ***): der Himmel ſey das thätige, die Erde das leidende Princip; daher legt er jenem die männliche Kraft, dieſer die weibliche bey. Daraus erklärte er auch in ſeinem Werke über die Alterthümer die berühmten Myſterien der Samothracier, und verſprach ſeinen Landsleuten das aufzuklären, was ihnen noch nicht bekannt wäre. Denn er ſagt, er habe dort aus vielen Anzeigen geſchloſſen, daß eins von den Bildniſſen den Himmel, ein andres die Erde, ein andres die platoniſchen Ideen bedeute. Jupiter bedeute den Himmel, Juno die Erde, Minerva die Ideen.

Aus dieſer Stelle läßt ſich erſtens folgern, daß Varro ſelbſt in dieſe Myſterien aufgenommen geweſen: denn wie könnte ein Ungeweihter

*) l. c. vgl. 4, 27. 31.

**) 2, 8. 4, 27. 31.

***) 7, 28.

etwas von dem wissen, was den Mystä bekannt oder unbekannt wäre; zweytens, daß den Mystä selbst keine wahrscheinliche Erklärung der Bildnisse und Gebräuche gegeben worden; endlich, daß Varro seine ganze Erklärung, wozu die Mysterien selbst nur Winke gegeben hatten, aus dem physischen System der Theologie geschöpft habe *).

Wenn aber Varro in seiner Schrift über die lateinische Sprache **) sagt: „die Erde und der Himmel wären, nach der Lehre der Samothraeischen Mysterien, die großen Gottheiten," so zeigt er durch sein Beyspiel, daß selbst die wichtigsten Schriftsteller uns ihre Erklärungen für die ächte Lehre der Mysterien aufgedrungen haben ***). Es darf uns also auch nicht aufhalten, wenn uns derselbe nach den Lehren der physischen Theologie sagt: in den Eleusinischen Mysterien werde vieles gelehrt, was nur auf die Erfindung des Getraide-Baues gehe ****), und die Erde werde auch Mutter und Ceres genannt, und da die Ackersleute ein frommes und nützliches Leben führten, so hätte man vorzüglich die Mysterien der Ceres

*) 8, 5.

**) 4, 10.

***) Ein anderes Beyspiel dieser Art steht beym Augustin C. D. 18, 5.

****) August. C. D. 7, 20. Dieselbe Meinung hatte der Philosoph Prodicus beym Themistius or. 30. p. 349.

initia genannt *). Wegen dieser Aehnlichkeit endlich, die er zwischen den Mysterien und der physischen Theologie wahrgenommen zu haben glaubte, hielt er vieles für wahr, was nicht nur dem Volke zu wissen nicht nützlich sey, sondern worüber es auch besser getäuscht werde; daher die Griechen ihre Teletä und Mysterien so geheim gehalten hätten **). Aus dieser Stelle folgt also, daß zwar nicht die Volks-Religion durch eine geheime Lehre aufgehoben worden, aber daß die Lehren der physischen Theologie, die nach dem Urtheil des Varro in den Mysterien gemeint waren, mit Recht vom Forum ausgeschlossen würden. Daß aber die gemeinen Meinungen den Mysterien gleichsam weniger Menschen entgegen gesetzt zu werden scheinen, läßt sich leicht bey einem Römer erklären, der zu Rom schrieb, wo doch nur eine kleine Zahl in die Mysterien der Ceres eingeweiht waren. Ueberdem war zu Varro's Zeit die Anzahl der Eleusinischen Geweihten weit geringer, da die Aufnahme damals kostbar war ***).

Cicero preist in den Verrinischen Reden ****) und im zweyten Buch von den Gesetzen †) die Eleusinischen Mysterien. Der Inhalt läßt sich

*) Varro R. R. 3, 1, 5.
**) August. C. D. 4, 31.
***) Apsines de art. rhet. p. 691. Ald.
****) or. 5. c. 72.
†) 2, 14.

auf folgende Sätze zurückführen: die Eleusinien werden gelobt, theils, weil sie die rohen Völker durch Feste milder gemacht, theils die wilden Gemüther durch die Religion der Eleusinischen Göttinnen gebändigt, theils den Eingeweihten die Hoffnungen eines glücklichen Lebens nach dem Tode in Elysium vorgehalten. Diese Verdienste sind aber nicht der Sache, sondern nur dem Grad nach von denen verschieden, die sich jede Religion um die Menschen in den frühsten Zeiten erworben haben soll.

Zwar gedenkt Cicero der geheimen Lehre in einem Bruchstück *), und einmal in dem Werk über das Wesen der Götter **); aber so, daß er theils nur eine sittliche Vorschrift anführt, theils eine größere Ehrfurcht gegen den mystischen Gott erwecken will. Die Stelle, die aus den Tusculanischen Untersuchungen ***) angeführt wird, lehrt, was schon sonst bekannt ist, daß die menschlichen Schicksale der Volksgötter in den Mysterien vorgestellt wurden, woraus keineswegs folgt, daß das Ansehen derselben deswegen aufgehoben wor-

*) August. l. 4. adv. Pelag. inter fragmm. ll. Cic. de philos.

**) 2, 24.

***) 1, 13: ipsi illi majorum gentium dii qui habentur, hinc a nobis profecti in coelum reperiuntur. Quaere, quorum demonstrantur sepulcra in Graecia: reminiscere, quoniam es initiatus, quae tradantur mysteriis.

den; vielmehr hätte es seinem Grund, worauf er die Hoffnung der Unsterblichkeit baut, an Beweiskraft gefehlt, hätten nicht die Mystä gelernt, daß jene verstorbenen Heroen itzt im Himmel wären und göttliche Gewalt besäßen. Aber ich glaube nicht einmal, daß Cicero hier seine wahre Meinung von den in der geheimen Lehre erklärten Schicksalen der Götter vorträgt, sondern er scheint als Rhetor beym Philosophiren so zu verfahren, daß er nicht sowohl das, was er für wahr hält, sondern was zur Auflösung des Problems das passendste ist, vorträgt.

Endlich scheint Tullius seine wahre Meinung über die Lehren der Mysterien in den Büchern von dem Wesen der Götter *) unter der Person des Cotta mitgetheilt zu haben, welcher sagt: „Euhemerus sagt, daß die Götter gestorben sind und zeigt ihre Grabmäler. Scheint er nun die Religion bestätigt, oder gänzlich aufgehoben zu haben?“ Und da er sich ähnlicher Darstellungen in den Mysterien erinnert, und der Gottlosigkeit bezüchtigt zu werden fürchtet, so fährt er fort: „ich übergehe das heilige und erhabene Eleusis, wo die entferntesten Völker eingeweiht werden, und Samothracien und die geheimen nächtlichen Feste zu Lemnos, durch deren Erklärung und Zurückführung auf vernünftige Begriffe man mehr die Natur der Dinge als die der Götter kennen lernt.“

*) 1, 42. (Vgl. Charakterist. d. a. Myst. S. 260 ff.)

Ob es gleich also schon an sich offenbar war, daß die Vorstellung der Mysterien, nach welcher die Götter nicht nur gestorben, sondern auch wieder aufgelebt seyn sollten, von der des Euhemerus, nach welcher die Volksgötter nur als verstorbene Menschen betrachtet wurden, sehr verschieden sey; so wurde doch noch, um aller Verleumdung zu begegnen, hinzugefügt: man müsse die mystischen Darstellungen nach den Lehren der physischen Theologie erklären.

Auch Diodor von Sicilien folgt der physischen Erklärung der Mysterien: „Gewiß ist, sagt er, daß von den alten Dichtern unter der Ceres die Mutter Erde verstanden wird. Hiermit kommt überein, was in den Orphischen Liedern steht, und was in den Mysterien gezeigt wird. Auf gleiche Weise hat man die Geburt der Semele auf physische Begriffe zurückzuführen *)". Er fügt an einer andern Stelle **) die Sage hinzu: die Geweihten nähmen zu an Frömmigkeit und Gerechtigkeit, und erführen oft die heilsame Gegenwart der mystischen Götter und ihre unerwartete Hülfe in Gefahren. Ebenderselbe erzählt ***): jene Arten von Mysterien, welche bey den Athenienſern und andern Völkerschaften aufs geheimste gehalten würden, würden in Creta jedermann eröffnet, der sich nur dafür interessire. Wie konnte nun eine

*) 3, 62. p. 231. Wess.
**) 5, 49. p. 370.
***) 5, 77. p. 393.

Lehre in Einer Gegend niemanden außer den Mystä bekannt seyn, die in einem andern, nicht sehr entfernten, nicht unbekannten Lande, jedermann mitgetheilt wurde? Nehmen wir an, daß die Mysterien größtentheils aus theatralischen Aufzügen und Vorstellungen bestanden, so verschwindet alle Schwierigkeit. Denn die Vorstellungen, welche mit einem dürftigen Apparat gegeben werden, machen keinen Eindruck, aber wenn sie mit großer Pracht und kostbaren Maschinerien gegeben werden, erregen sie gleich, als neue und unerhörte Dinge, die größte Bewunderung und Sehnsucht.

Daraus muß man auch folgende Stelle des Arrian *) erklären: „Was thust du anders, o Mensch (der du ohne Beruf das Geschäft eines Lehrers übernimmst), als daß du die Mysterien der Ceres ausschwatzest, und sagst: zu Eleusis ist ein Tempel, siehe, auch hier ist er; dort ist ein Oberpriester, auch ich stelle einen vor; dort ein Herold, auch ich bin einer; dort ein Fackelträger, auch ich bin einer; dort sind Fackeln, auch hier. Die Worte und Sachen sind dieselben; worin sind nun diese von jenen verschieden? Du gottloser Mensch, ist denn kein Unterschied? Nach Zeit und Umständen ist jenes nützlich; doch so, daß der Mensch sich durch Opfer, Gebet, Keuschheit und seine ganze Gemüths-Stimmung vorbereite

*) Diss. Epict. 3, 21.

auf die alten, heiligen Ceremonien. So werden die Mysterien nützlich; so sehen wir ein, daß dieß Alles von den Alten zur Belehrung und Besserung eingerichtet sey. Du aber schüttest dieß alles aus, zur Unzeit, am unrechten Orte, ohne Opfer, ohne Enthaltsamkeit, du hast kein Kleid, kein Haar, keine Stirnbinde, nicht die Stimme, nicht das Alter, wie es sich für einen Hierophanten schickt; du hast nicht keusch gelebt wie er, sondern, wenn du bloße Worte dem Gedächtniß eingeprägt hast, sagst du, diese Worte sind an sich heilig.'' Der scharfsinnige Mann sah also wohl, daß alle Wirksamkeit der Mysterien nicht in der geheimen Lehre, sondern in der höchsten Pracht der Aufzüge zu suchen sey.

Der Philosoph Seneca scheint die Weisheit den Weihungen, in welchen den Epopten einige Götterbilder gezeigt wurden, weit vorgezogen zu haben, indem er sagt *): ,,die Weisheit ertheilt uns die Kenntniß der ganzen Natur und ihrer selbst. Sie zeigt, daß es Götter giebt, wie sie beschaffen sind, was die Unterwelt, was die Laren und Genien sind. Dieß sind ihre Weihungen, durch welche nicht ein Municipal-Heiligthum, sondern der große Tempel aller Götter, die Welt, eröffnet wird, dessen wahre Bilder und wahre Gestalten sie den Menschen zeigt. Denn er ist zu blöde worden für den Anblick so großer Schauspiele. Sie kehrt darauf zu dem Ursprung aller

*) Ep. 90.

Dinge zurück und zu den ewigen Gesetzen, die in das Ganze gelegt sind, und zu der alles gestaltenden Kraft aller Saamen". An einer andern Stelle *) stellt derselbe Schriftsteller eine Vergleichung zwischen der Kenntniß der Natur und den Ueberlieferungen der Mysterien an. „Nicht auf einmal, sagt er, werden gewisse Mysterien mitgetheilt. Eleusis bewahrt etwas für den zweyten Besuch auf. Die Natur lehrt ihre Geheimnisse auch nicht auf einmal. Wir halten uns für eingeweiht, und wir stehen noch an der Pforte. Jene Geheimnisse der Natur stehen nicht allen und ohne Unterschied offen: sie ziehen sich zurück und verschließen sich im innersten Heiligthum. Von ihnen wird Einiges unser Zeitalter, Andres das künftige erblicken". Gewiß dachte der Verfasser hier an die kleinen Mysterien, durch welche der Zugang zu den großen gebahnt wurde, und verglich nur diese Stufenfolge in der Mittheilung der Mysterien mit der Kenntniß der Natur, die von einem kleinen Anfang zu dem größern fortgeht.

Eben so wenig tragen Dio Chrysostomus und Aelius Aristides zur Einsicht in die Beschaffenheit der Mysterien bey, wiewohl sie in der Beschreibung der Mysterien umständlich sind. Dio **) schließt aus der Weltordnung auf einen Weltordner. „Es verhält sich, sagt er, damit fast eben

*) Qu. Nat. 7, 31.

**) Or. 12. de cognit. dei p. 202.

so, als wenn ein Grieche oder Ausländer zur Einweihung in einen mystischen, durch Schönheit und Größe ausgezeichneten Tempel geführt würde, und dort viele geheime Schauspiele sähe, viele Stimmen hörte, und ihm Licht und Finsterniß wechselsweise erschiene, und vieles andre geschähe, und wenn (wie die Einweihenden mit den Einzuweihenden zu thun pflegen) er auf einem Thron sitzend die ihn Umtanzenden sähe; würde ein Solcher wohl gleichgültig dabey bleiben und nicht ahnden, daß das alles aus weiser Absicht so eingerichtet sey, gesetzt, daß er auch von den entferntesten und unbekanntesten Barbaren herkäme, und keinen andern Ausleger, als seinen eignen Verstand, zur Hand hätte?" Darauf lenkt er wieder das Gespräch auf die Welt und zeigt, daß hier noch mehr jedermann gestehen müsse, daß so große Natur-Wirkungen von einem höchsten Verstand geleitet werden müßten. Es werden also hier nicht gewisse Wahrheiten, die etwa in den Mysterien gelehrt wurden, mit den Kenntnissen verglichen, die uns die Betrachtung der Natur verleiht; sondern die so große Ordnung bey der so großen Verwicklung der Tänze und Repräsentationen wird mit der höchsten Einheit und Ordnung in dem verwickelten Naturgange verglichen.

Ferner sagt er in seiner Borysthenischen Rede *): „Die poetische Gattung scheint sich nicht

*) Or. 36. p. 443.

ganz von den heiligen Reden zu entfernen, noch aus bloßer Vermuthung zu sprechen, aber doch auch nicht rein der göttlichen Dinge nach dem Brauch und der Sitte der Geweihten Erwähnung zu thun, noch eine deutliche Kenntniß vom Universum und der Wahrheit zu haben, sondern sie scheint ganz den Dienern der Mysterien ähnlich zu seyn, die draußen an der Thür stehen, die Hallen schmücken, die Altäre im Vorhofe und ähnliche Dinge besorgen, und nie ins Innere kommen *). Wie daher diejenigen, die einer Einweihung nahe sind, doch wahrscheinlich etwas von dem, was inwendig vorgeht, wahrnehmen, entweder ein ausgerufnes mystisches Wort oder hell glänzendes Feuer, so kommt auch zu den Dichtern (ich meine die ältesten) bisweilen eine einzelne Stimme von den Musen, ein Anhauch der göttlichen Natur und Wahrheit. Aber diejenigen, so nach ihnen aufgetreten sind, und ihre Weisheit auf die Bühne gebracht haben, haben als Profane oft unvollkommne Orgien dargestellt, und, da sie von dem großen Haufen bewundert worden, haben sie selbst versucht, den großen Haufen einzuweihen, und in der That einige Auftritte trunkner Mänaden auf den tragischen Dreywegen dargestellt. Alle diese Dichter nennen den ersten und höchsten Gott Vater, (welcher Name

*) Die Diener waren von der Einweihung ausgeschlossen.

den Inbegriff alles Vernünftigen bezeichnet,) überdem auch König.“ Diese Stelle könnte eher dienen, zu beweisen, daß eine geheime Lehre (nicht von dem einzigen Gott, aber von einem höchsten Gott,) den Mystä mitgetheilt worden; aber die Lehren, die hier in einer aus den Mysterien geborgten Sprache bezeichnet werden, sind nicht die mystischen, sondern philosophische. Denn in der Folge sagt der Verf., er werde Einiges aus den innersten Mysterien erzählen, und er setzt dann hinzu, dieß sey aus der Lehre der Magier geschöpft. Er selbst zeigt, indem er die Meinungen anführt, von denen er behauptet hatte, daß sie in den Mysterien gelehrt würden, hinlänglich, daß er hier nicht die Rolle eines Eleusinischen Mystä spiele, der ein tiefes Stillschweigen über diese heiligen Dinge beobachtet haben würde.

Aus Declamationen, wie die Monodie des Redekünstlers Aelius Aristides über die Einäscherung des Eleusinischen Tempels *), lernt man nicht die wahre Beschaffenheit der Mysterien, sondern nur die in denselben gebräuchlichen Formeln kennen.

Noch pflegt eine Stelle des Lucian **) angeführt zu werden, wo Jupiter dem Momus auf seine Frage, wie die Götter doch zugeben könnten, daß Thiere in Aegypten mit ihnen gleicher Ehre gewürdigt würden, antwortet: Es ist zwar

*) 3. B. p. 256. 258. Jebb.

**) Deor. concil. p. 1098. Bourdel.

ſchändlich, was du von den Aegyptiern ſagſt, aber das Meiſte hat einen myſtiſchen Sinn, und verdient nicht ganz von den Layen verlacht zu werden. Momus erwiedert: Alſo brauchen wir wohl Myſterien, um zu lernen, daß die Götter Götter und daß die mit Hundsköpfen Verſehenen Hunde ſind! Die Antwort des Jupiters giebt aber nur zu verſtehen, daß in den Myſterien erklärt worden (vielleicht in Kosmogonien und myſtiſchen Hymnen), warum man gewiſſen Thieren göttliche Ehre erzeigt habe, und warum die Götter unter thieriſchen Geſtalten vorgeſtellt worden. Momus verſetzt: Das bedürfe keiner Erklärung, daß die Thiere etwas anders als Götter wären. Wäre Euhemerus Syſtem in den Myſterien vorgetragen worden, Momus hätte dieſe Gelegenheit, der Götter zu ſpotten, gewiß nicht vorbeygehen laſſen.

Dionyſius von Halikarnaß lehrt aber durch ſein Beyſpiel *), daß nicht alle gebildete Menſchen in die Lobpreiſungen der Myſterien einſtimmten. „Die Römer, ſagt er, ſtellen keine Trauerfeſte wegen geraubter Götter an, wie die Griechen wegen der Entführung der Proſerpina, der Unfälle des Bacchus u. ſ. w. Niemand ſieht bey ihnen, ſo verderbt ihre Sitten auch ſind, von der Gottheit Begeiſterte, korybantiſche Wuth, heim-

*) Antt. R. 2, 19. V. 1. p. 273 f. Reisk. Euſ. Pr. Ev. 8, 8.

liche Zusammenkünfte, oder Bacchanalien und geheime Mysterien, oder nächtliche Wachen der Männer mit den Weibern in den Tempeln, oder irgend eine andre Erscheinung der Art. Indeß glaube Niemand, daß ich nicht einige griechische Fabeln für nützlich halte, theils weil sie Wirkungen der Art unter der Hülle der Allegorie aufklären, theils weil sie den Menschen im Unglück zu trösten eingerichtet sind, theils weil sie ihn heftigen Leidenschaften und Schrecken entreißen und falsche Meinungen ausrotten. Aber wenn ich dieß gleich eben so gut wie jeder andre weiß, so bin ich doch darin behutsam und billige vielmehr die Theologie der Römer, bedenkend, daß die Vortheile der griechischen Fabeln gering sind, und daß sie nur den Wenigen nützen können, die dieser Philosophie theilhaftig sind; aber der große, dieser Philosophie unkundige Haufe pflegt jene Fabeln zu mißdeuten, und er verachtet entweder die Götter, die selbst in großes Unglück verwickelt sind, oder er stürzt in alle Laster, da er sieht, daß selbst die Götter nicht davon frey sind."

Der Verfasser, der täglich mit Eingeweihten sprechen konnte, behauptet also, man könne wohl von den abgeschmackten Götter-Geschichten in den Mysterien eine vernünftige Erklärung geben, die aber nur von denen verstanden würde, welche nicht nur in die Mysterien, sondern auch in das Heiligthum der Philosophie eingeweiht wären. Daraus folgt nach seiner Meinung, daß

nicht die Mystä, sondern allein die Philosophen die Bedeutung der mystischen Gebräuche verstanden hätten, und daß in den Mysterien selbst diese mystischen Erzählungen nicht erklärt worden. Daher sagt auch Demetrius Phalereus *), die Mysterien wären darum in Allegorien eingehüllt, um die Gemüther gleichsam mit Nacht und Nebel zu umgeben und mit Schrecken zu erfüllen **).

Hiezu kommt Plutarchs Behauptung ***): in den Erzählungen der Mysterien werde nichts bewiesen. Es verabscheut aber dieser, fast in alle Mysterien eingeweihte, Mann die Meinung derer, welche die Mysterien der Isis und des Osiris, welche damals keine geringe Aehnlichkeit mit den Eleusinien hatten, aus der alten Geschichte zu erklären suchten ****). „Ich fürchte, sagt er †), es heiße das Unbewegliche bewegen, und vielen Menschen und Völkerschaften den Krieg machen, welche der religiöse Cultus dieser Götter wie ein göttlicher Wahnsinn befangen hält, und dem gottlosen Haufen Thüren und Thore eröffnen.“ Auch die gemeinen Meinungen, nach welchen die Erzählungen von den mystischen Göttern theils der Veränderung der Luft nach den Jahreszeiten,

*) De elocut. s. 101.

**) Vgl. Sopater divis. quaest. p. 339. Ald.

***) Orac. def. c. 22. V. 2. p. 497.

****) Is. et Os. 25. p. 329.

†) C. 23.

theils der Erzeugung der Früchte, dem Säen, dem Ackern angepaßt *), oder die einzelnen Götter für Beschaffenheiten und Tugenden erklärt wurden **), verwirft er als der Frömmigkeit entgegen. Man sieht aber leicht, warum er, der eine so innige Verbindung zwischen den Mysterien und aller Religion annahm ***), diese Auslegungen verwarf.

Er selbst nimmt zwar an ****), „daß in den griechischen sowohl als ausländischen Mysterien gelehrt werde, das All werde nicht durch blinden Zufall geleitet, sondern von zwey entgegengesetzten Principien, dem Guten und dem Bösen.“ Er fügt aber hinzu: „Dieß sey keine geheime Meinung, sondern sie sey, ohne daß man den ersten Urheber wisse, von den Lehrern der Religion und den Gesetzgebern hergeleitet, und durch Gespräche und Gerüchte verbreitet.“ Da er aber streng an der väterlichen Religion hielt, und sich künstlich drehte, um die alten Sagen mit den Grundsätzen

*) C. 65. p. 373.

**) Plut. amor. 13. V. 4. p. 24. Anderswo (Is. et Os. 40. p. 347.) mißbilligt er die Auslegungen der Stoiker, welche das, was die Erde und die Früchte durchdringt, Ceres und Proserpina, was durch das Meer geht, Neptun nannten.

***) Adv. Colot. 22. V. 5. p. 381.

****) Is. et Os. 45. p. 352.

der Philoſophie in Einklang zu bringen *): ſo pflichtete er der Hypotheſe von Genien oder Dämonen bey, einer Mittel-Gattung zwiſchen Gott und Menſch, denen er alles zuſchrieb, was nicht füglich den höhern Göttern zugeſchrieben werden konnte **). Da er nun wahrnahm, daß in den Myſterien vieles von den Schickſalen der Götter vorkomme, was nicht wohl einer allegoriſchen Auslegung fähig war: ſo konnte er mit Recht annehmen, daß in den Myſterien viele Spuren vorkommen, die zur vollkommnern Kenntniß des Weſens der Genien beytragen könnten ***).

Endlich ſagt Plutarch ****) in einer berühmten Stelle, worin das Leben wie eine Weihung vorgeſtellt wird: „Der Tod hat Aehnlichkeit mit der Einweihung in gewiſſe große Myſterien. Die Ausdrücke, wie die Sache, kommen mit einander überein. τελευτᾶν, ſterben, τελεται, Myſterien, τελεῖσθαι, eingeweiht werden. Zuerſt umlagern das Leben Irrthümer und ermüdende Irrgänge, und es führen verdächtige und endloſe Wege wie

*) Beyſpiele beym Euſebius Pr. Ev. 3, 1. aus einer verlohrnen Schrift des Plutarch.

**) Er behauptet Orac. def. 10. V. 2. p. 480., der Urheber dieſer Meinung habe mehr Schwierigkeiten als Plato gelöſt.

***) Or. def. 13—15. fac. in orb. lun. 30. p. 546. Iſ. 25. p. 229.

****) Ap. Stob. ſerm. 119. cf. Wytt. ſcr. num. vind. fin.

durch Finsterniſſe. Dann begegnet uns vor dem Ende des Lebens nichts als Schrecken, Zittern, Schweis und Staunen. Aber nach dem Tod erſcheint uns ein wunderbares Licht, oder reine Oerter und angenehme Wieſen, in welchen Chöre und heilige Erzählungen von heiligen Dingen ertönen, nehmen die Verſtorbenen auf: dort geht der vollendete, geweihte, freygewordne Menſch bekränzt umher, feyert Feſte und geht mit heiligen und gereinigten Männern um, und ſieht auf den unheiligen und unreinen Haufen auf der Erde herab, der ſich in Koth und Finſterniß drängt und zertritt.“ Wenn man den Pomp der Worte wegnimmt, und nur das, was zur Vergleichung dient, behält, ſo bleibt (was wir ſchon aus dem Dio gelernt haben), daß ſich die Einzuweihenden erſt in Finſterniſſen befunden haben, und durch mannichfaltige Geſtalten erſchreckt worden, daß ſie ſodann zu einer glänzenden Szene gelangt und von frohen Springen der Epopten umgeben worden, daß ſie heilige Stimmen des Hierophanten gehört, wahrſcheinlich alte, geheiligte Ausrufungs-Formeln der Götter, wie die in Stein gehauenen bey den Pheneaten waren *).

Wir haben demnach nirgends deutliche Spuren einer geheimen Lehre der Myſterien gefunden; noch weniger, daß die geheime Lehre die Volks-Religion aufgehoben. Dennoch leugne ich nicht

*) Paul. 8, 15.

ganz eine gewisse Art von mündlichem Unterricht. Es wurden den Mystä gewisse Sprüche mitgetheilt, woran sie einander erkennen konnten, als: Ich habe von der Trommel gegessen; ich habe aus der Cymbel getrunken; ich habe die Opfer-Schüssel getragen; ich habe mich in den Thalamus geschlichen *); ich habe gefastet; ich habe den Mischtrunk getrunken; ich habe aus der Kiste genommen, habe, nachdem ich gewirkt, in den Korb gelegt, und wieder in die Kiste aus dem Korb **). Es wurden Hymnen ***) abgesungen, von denen aber leicht zu erachten ist, daß sie keine philosophischen Sentenzen, sondern alte Mythen enthalten haben. Aus den Hymnen scheinen die Geweihten vieles Geheime gelernt zu haben, z. B. die Liebschaft der Ceres und des Jasion ****); die Vereinigung des Jupiter mit der Ceres und der Proserpina †); die Wohlthaten, welche der Ceres von den Einwohnern von Eleusis erwiesen wurden ††); warum die Bohne eine unreine Hülsenfrucht †††) sey; warum einige

*) Clem. cohort. p. 14. Potter.

**) p. 18. Arnob. 5. p. 175. Lugd. 1651.

***) Clem. l. c. p. 12.

****) Theocr. 3, 49. et schol.

†) Clem. coh. p. 14.

††) Isocr. paneg. 6. p. 16. Mor.

†††) Paus. Att. 37. Arc. 15.

Theile der Opferthiere vom Gebrauch auszunehmen *), und andres der Art.

Endlich scheint auch der Mystagog den Einzuweihenden bey der Weihung Einiges erklärt zu haben **). Theils erklärt er nemlich das Ritual und die Tänze der Eingeweihten, so daß er z. B. sagte: jetzt werde die Proserpina entführt; jetzt die Ceres auf ihren Irrsalen vorgestellt; jetzt der Tartarus, jetzt Elysium gezeigt; durch die Sprünge der Einen und durch das Geschrey der Andern werde das Elend der Gottlosen und die Glückseligkeit der Mystä dargestellt. Theils trug er Sittensprüche vor, wovon ein Theil das Ansehen uralter Gnomen hatte, ein andrer die Enthaltung von mancherley Dingen aus mystischen Gründen einschärfte. Beyspiele der erstern Art sind Vorschriften über die Liebe der Kinder gegen die Eltern; über die den Göttern darzubringenden Früchte der Erde; daß man die Thiere nicht verletzen ***); daß man das Herz nicht essen ****); daß der Mensch nicht aus seinem körperlichen Ker-

*) Clem. Str. 2. p. 485.

**) Dieß folgt schon aus der Natur der Sache, und wird auch vom Dio Chrysost. Or. 112. p. 200. zu verstehen gegeben. Es kommen auch Exegeten der Mysterien vor beym Orig. adv. Cels. 8. p. 408. Spencer. 4. Daher wurde auch eine hellönende Stimme vom Hierophanten gefordert.

***) Porphyr. abst. 4, 22. Augult. C. D. 2, 6. 26.

****) Clem. Str. 5. p. 663.

ker herausbrechen dürfe *). Von der letztern Art sind: die Mystä möchten sich des Hausgeflügels (Hühner), der Fische und Bohnen enthalten; sie möchten sich nicht mit dem Granatapfel beflecken; kein Aas anrühren **); Fasten und Keuschheit an Festtagen beobachten ***).

Da aber die sittlichen Vorschriften der Mysterien an kein Stillschweigen gebunden waren, und auch den Layen bekannt wurden ****), so folgt, daß nur die Erkennungs Worte, die Hymnen und die mythischen Erzählungen von den Göttern zu den geheimen Dingen gerechnet werden können. Unter diesen würde man aber wiederum die Aussprüche über die Götter, die Herren der Erde, über die Strafen und Belohnungen der andern Welt, welche etwa unter den Allegorien und Darstellungen gemeint waren, nicht mit Recht geheim nennen, weil sie schon längst in ganz Griechenland gemein waren. Nicht einmal jene fabelhaften Erzählungen von den Liebschaften des Jupiter,

*) Plat. Phaedo. V. 1. p. 140. Vielleicht ist es ein mystischer Spruch, den Plato Gorg. V. 4. p. 100. anführt: τὸ μὲν σῶμα ἐστὶ ἡμῶν σῆμα. Vgl. den Spruch des Pythagoreers Eurytheus beym Athen. 4, 14. p. 157. Cas.

**) Porph. abst. 4, 16. Artemid. Oneir. 1, 75.

***) Arria. diss. Epict. 3, 21.

****) Senec. ep. 95. fin. Liba. decl. 19. p. 494. D. Morell.

dem Raub der Proſerpina und den Irrſalen der Ceres, es mögen nun Ueberbleibſel der alten Geſchichten oder Spuren roher Kosmogonien ſeyn, wurden ausſchließend in den Eleuſinien gelehrt; ſondern ſie waren längſt, wenigſtens größtentheils, in Hymnen beſungen, in Schauſpielen geſehen, in Marmor ausgehauen und in Hallen erklärt worden, und hatten ganz Griechenland durchwandert.

Welche wahrhafte Geheimniſſe bleiben alſo in den Myſterien? Nichts, als die myſtiſchen Worte, hyie tokyie *), kogx ompax **), und die Symbole, z. B. das männliche Glied ***), Seſam, Pyramiden, Knäuel, Kuchen, Salzkörner und andre Werkzeuge der Myſterien ****).

Sehr gut ſtimmt mit dieſer Meinung überein, was von den Entweihern der Myſterien erzählt wird, deren keiner jemals eine geheime Lehre ausgeplaudert haben ſoll. Zwar ſoll der Meliſche Diagoras, weil er die den Eleuſinien ähn-

*) Procl. Tim. ap. Meurſ. Eleuſ. c. 30.

**) Heſych. h. v.

***) Tertull. adv. Valent. init. Diod. S. 1, 22. p. 76. Weſſ.

****) Clem. coh. p. 19. Die neuern geheimen Geſellſchaften leiten ihren Urſprung gern von den Eleuſinien ab, und rühmen die große Aehnlichkeit ihrer Weihungen mit jenen. Wie, wenn etwa die Aehnlichkeit in einer ähnlichen Wichtigkeit der Dinge, die verſchwiegen werden, beſtände?

lichen Samothraciſchen Geheimniſſe öffentlich durchgezogen hatte. für einen gemeinſchaftlichen Feind Griechenlands erklärt, und der Preis eines Silber-Talents auf ſeinen Kopf geſetzt worden ſeyn *). Aber ſein Verbrechen beſtand darin, daß er einige ſchmutzige Partien der Myſterien, beſondrrs den myſtiſchen Jacchus verhöhnte, und die Menſchen von der Einweihung in die Myſterien abmahnte. Dieſelbe Urſache ſcheint dem Ariſtagoras, Diagoras Landsmann, eine ähnliche beſchimpfende Behandlung zugezogen zu haben **). In dem berühmten Proceß des Alcibiades und Andocides ſcheint außer der Verſtümmelung der Hermen den Beklagten nur dieß Schuld gegeben worden zu ſeyn, daß ſie im Hauſe des Polytion die Eleuſinien mimiſirt hätten, ſo daß einer die Rolle des Hierophanten, der andre des Daduchen, der dritte des Hierocerux im Scherz geſpielt hätte ***). Eine größere Gottloſigkeit und Entweihung der Myſterien konnte man ſich nicht denken.

Hieraus wird es begreiflich, daß die Myſtä, und zwar die gewiſſenhafteſten, die Beſchaffen-

*) Lyſ. contr. Andoc. p. 111. 12. Tayl. Athenag. p. 300. Bened. Sch. Ar. Av. 1073. Ran. 323. Nub. 828.

**) Sch. Ar. Nub. 828. Suid. Σοκράτου. Ste. Croix p. 158.

***) Andoc. de myſt. V. 4. p. 7. Lyſ. c. Andoc. p. 129. Tayl. Plut. Alcib.

heit der Mysterien in ihren Schriften aus einander zu setzen wagten *), und daß sie die alte Geschichte der Götter und Göttinnen ohne Bedenken von mehr als einer Seite vortrugen. Es war nemlich in solchen Dingen, die nicht das Ritual und die Symbole angingen, alles der Willkühr eines Jeden überlassen. Schien sich wieder die Rede auf die Gebräuche, Symbole, die Namen der mystischen Götter zu neigen, so war man gleich mit der Formel bey der Hand: Still davon! Gehen wir aber die Stellen, wo von einem solchen Schweigen die Rede ist, genau durch, so werden wir finden, daß sie fast alle so unbedeutende Gegenstände betreffen, daß es für keinen Verlust zu achten ist, daß diese Dinge mit ewiger Vergessenheit bedeckt sind.

Noch bleibt uns die Beantwortung einiger Fragen übrig: Warum viele Philosophen ein so großes Gewicht auf diese Mysterien gelegt? Auf welche Weise ein tiefes Stillschweigen über die Mysterien so gewissenhaft beobachtet worden? Welches der Ursprung der Mysterien, und woher sie abzuleiten? Die beiden ersten Fragen verstatten eine historische Auflösung, die letzte muß aus den Sitten und dem Genius der alten Völker beantwortet werden.

*) z. B. Varro beym Augustin. C. D. 7, 20. 28. Plut. Is. et Os.

Ob wir nun gleich erwieſen haben, daß die Eleuſinien keine unerhörte und wiſſenswerthe Wahrheiten enthalten; ſo geben wir doch auf der andern Seite gern zu, daß dieſe Weihungen nicht wenig zur Entwickelung roher Menſchen beygetragen haben. Von alten Zeiten her wurde von den Einzuweihenden verlangt, daß ſie ſich nicht allein der griechiſchen Sprache bedienten, ſondern auch reine Hände hätten, d. h. von keinem Verbrechen, von keinem ſchändlichen Cultus befleckt wären. Mit zunehmender Cultur wurden noch größere Anſprüche an ſie gemacht. So verkündigte im zweyten Jahrhundert der Herold: Wer rein iſt von aller Schuld, und weſſen Seele ſich keines Böſen bewußt iſt, und wer gut und gerecht gelebt hat, der empfange die Reinigungs-Opfer *). Man ſchärfte alſo rohen Gemüthern ein, daß man ſich den Myſterien der großen Göttinnen nur mit einem frommen Gemüth nahen dürfe. Ferner wurden während der Weihung uralte ſittliche Sprüche gehört **), deren Eindruck um ſo größer ſeyn mußte, je größer der Apparat war, mit dem ſie vorgetragen wurden. Vorzüglich ſcheint bey den myſtiſchen Darſtellungen der Unterwelt der Hierophant die Aufzunehmenden, welche durch die wunderbaren Schauſpiele betäubt wurden, erinnert zu haben: Die

*) Orig. adv. Celſ. 3. p. 147. Spenc.

**) Auguſt. C. D. 2, 6. 26.

Gerechtigkeit zu üben und die Götter nicht zu verachten. Auch ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß die Hoffnung und Furcht der künftigen Welt durch die versinnlichenden Schauspiele tiefe Wurzeln in den Gemüthern der Geweihten geschlagen. Endlich konnten die öffentlichen Zusammenkünfte, der gemeinschaftliche Gottesdienst, die Theilnahme der Schrecken und der Freude bey der Einweihung, die gemeinschaftlichen Tänze und feyerlichen Spiele, noch mehr zu Eleusis, wegen des großen Ruhmes der Stadt und des Tempels, als anderwärts, das wilde Volk sanfter machen und den Gemüthern die ersten Gefühle der Humanität einflößen. Daher erklären sich die glänzenden Lobeserhebungen der Mysterien bey Cicero und andern.

Daß sich die Mystä durch einen Eid zur Geheimhaltung der Geheimnisse verbindlich gemacht, ist kaum durch gültige Beweise zu erhärten *). Aber wohl schärfte der Mystagog den Einzuweihenden und Eingeweihten die Pflicht des Stillschweigens zu wiederholtenmalen ein. Die

*) Firmicus Maternus Astrol. B. 7. Anf. sagt zwar, Orpheus habe den von ihm in seine Teletä Einzuweihenden einen Eid abgenommen; aber außer diesem Schriftsteller des vierten Jahrhunderts, der Altes und Neues durch einander mischt, finde ich nirgends einen mystischen Eid erwähnt. Auch wurden die, welche die Mysterien entweiht hatten, nicht Meineidige genannt.

Urſachen, warum dieſes Schweigen ſo heilig gehalten wurde, ſind bey andern andre. Der Attiſche Pöbel glaubte, es hinge von der geheimen Verehrung der Ceres das öffentliche Wohl ab, und die Verächter der Myſterien würden ſich dem Zorn und den härteſten Strafen der Götter ausſetzen. Daher war nicht nur die Todesſtrafe auf die Entweihung der Myſterien geſetzt *), ſondern der Aberglaube erfüllte auch die Gemüther mit der Furcht, die myſtiſchen Göttinnen durch Worte oder Gebehrden zu beleidigen. Die griechiſchen Philoſophen, welche größtentheils ihre Schulen in Athen hatten, berührten daher nur die Myſterien mit der größten Behutſamkeit. In der Folge, als man in Rom anfing zu philoſophiren, wurde auch für und wider die Myſterien geſprochen. Die Strenge der Eleuſiniſchen Geſetze ließ zwar unter der Herrſchaft der Römer nach **); aber die abergläubiſche Furcht, die einmal die Gemüther ergriffen hatte, blieb, ſo daß Viele mit dem Horaz geſagt zu haben ſcheinen ***):

Wer der geheimen Ceres Myſterien
Jemals entweihet, nimmer ſey der
Unter demſelben Dach mit mir, nimmer
Fahr er auf Einem Boot mit mir, Zeus hat oft
Im Zorn geſtrafet Gute mit Schuldigen.

*) Sopater diviſ. quaeſt. p. 335.

**) Heſych. Εὐνοῦχος.

***) Od. 3, 2, 26—9.

Man hielt es sogar für Pflicht eines guten und rechtlichen Mannes, jeden, der die Mysterien ausplauderte, zu züchtigen *). Hiezu kam noch bey den gebildeten Römern das eifrige Studium der griechischen Literatur, welches mit der großen Bewunderung alles Attischen verbunden war. Feine Leute also, welche den Attischen Mysterien huldigten, suchten daher durch griechischen Aberglauben den Schein der griechischen Bildung vor sich her zu tragen. Aber die Klügern, eingedenk, wie tief der Trieb nach Geheimnissen im Menschen liege, und mit welcher Gewalt die Gemüther von dem Unerhörten ergriffen werden, glaubten um so weniger, daß man Etwas von diesen Mysterien gemein machen dürfe, je vortheilhafter dieselben auf die Frömmigkeit und Humanität gewirkt zu haben schienen. Im zweyten und dritten Jahrhundert nahm zwar das Ansehen der Eleusinien ab, aber der Aberglaube im Geheimhalten aller Mysterien nahm immer mehr zu **). Im vierten und fünften Jahrhundert nöthigten die gegen die Giftmischer, Mathematiker und Magier gegebnen Gesetze die Mystä, ihre Weihungen in das tiefste Dunkel zu hüllen. Es ist

*) Lucia. Piscat. p. 212.

**) Jamblich. vit. Pythag. 17. p. 62. Kuster. 23. p. 88. 32. p. 183. Die Pythagoreer beobachteten bey ihrem Unterrichte gleiches Schweigen, wie die Eleusinien, und vertrauten ihre Philosophie nicht der Schrift, sondern nur dem Gedächtniß an.

alſo kein Wunder, daß die meiſten ſchwiegen, da ſie ſo viel Gründe zu ſchweigen, aber keinen zu reden hatten.

Indeß iſt es nicht glaublich, daß im Lauf ſo vieler Jahrhunderte gar Niemand ſollte ausgeplaudert haben. Vielmehr, um älterer Beyſpiele von Entweihung der Myſterien zu übergehen, laſſen Horaz und Lucian *) merken, daß es Leute gab, welche die Geheimniſſe der Ceres unter die Leute brachten. Auch wird von einem Epicureiſchen Verſchnittnen geſprochen, welcher von den Myſterien, die er anweſend verſpottete, ſchwerlich in der Ferne geſchwiegen haben wird **).

Ich ſollte alſo glauben, daß die vorzüglichſten Symbole der Myſterien ſowohl den Ungeweihten jener Zeit, die ſich um ſolche Dinge bekümmerten, als uns ſelbſt großentheils bekannt ſind. Denn mit Recht ſcheint Clemens anzunehmen, er enthülle die vorzüglichſten Geheimniſſe der Myſterien ***), indem er nicht nur die abgeſchmackten Mythen von der Ceres erzähle, ſondern auch die myſtiſchen Symbole ans Licht bringe.

*) LL. cc.

**) Heſych. l. c. Ste. Croix p. 154 — 61.

***) Coh. p. 11. „Ich will nicht, wie Alcibiades, hierüber ſcherzen ἐξορχήσομαι (d. h. χλευάζω), ſondern ich will die Sache ernſthaft behandeln und die Wahrheit an den Tag bringen.“

Was die Abkunft der Mysterien anlangt, so scheinen, nach dem einstimmigen Urtheil des Alterthums, die Religions-Gebräuche aus Aegypten abzustammen. Hier verließen die Menschen früh, durch Gesetze und Religion humanisirt, ihr thierisches Leben. Die ältesten Einwohner, in mehrere Nomi vertheilt, scheinen von einander abweichende Gebräuche gehabt und die Götter auf verschiedne Weise verehrt zu haben *). Wenn es sich nun unter diesen Umständen zutrug, daß ein günstiges Glück diesen oder jenen anzudeuten schien, daß gewisse Formeln der Anrufung der Götter und gewisse religiöse Gebräuche wirksamer als die andern wären: so konnte daraus, bey dem größten Hasse der Nachbarn, der feste Vorsatz entstehen, diese Gebräuche allen Fremden geheim zu halten **). Da also einige Aegyptier durch einen für ihre Zeit glänzenden Apparat die Götter ihrem Nomus besonders günstig zu machen gesucht haben werden, so fügten sie ihrem Cultus auch noch das heilige Stillschweigen hinzu, und alle Fremden wurden von den Eingängen der Tempel entfernt. Mit der Zeit schmolzen zwar

*) Daher verehrten lange verschiedne Nomi verschiedne Thiere.

**) Auf ähnliche Art machten die R. Priester ein großes Geheimniß daraus, welcher Gott der Schutzpatron Roms sey, damit ihn die Feinde nicht bey Belagerungen herauslocken konnten. Plin. H. N. 28, 4.

alle Nomi in Einen Staat zusammen, aber es blieb doch die vorige, durch das Vorurtheil des Alterthums geheiligte, Gewissenhaftigkeit in der Geheimhaltung des Cultus.

Daraus folgt, daß der geheime Gottesdienst der Aegyptier, dem ein großer Theil des Volks beywohnte *), von der geheimen, den Priestern eignen Lehre, seinem Ursprung und der Sache selbst nach, verschieden war. Die Sitte der Priester, ihre Kenntnisse geheim zu halten, die allen alten Weisen gemein war, kam wohl vorzüglich aus der Armuth der alten Sprachen her, nach welcher übersinnliche Gegenstände nur in bildlichen, schwer zu verstehenden Redensarten ausgedrückt werden konnten. Da also die Gedanken der Weisen nicht in klare Worte gefaßt werden konnten, so mußten sich die Schüler erst durch langen, täglichen Umgang gleichsam in den Sinn ihrer Lehrer hineindenken; so blieb die Lehre dem großen Haufen verborgen, und wurde nur durch anhaltendes Studium ergründet. Nun wurde Gewohnheit aus dem, was anfangs Sache der Nothwendigkeit gewesen war. Hiezu kam vielleicht noch jenes Festhalten, welches rohen Gemüthern auch in unsern Tagen eigen ist, und nach welchem man das, was Einem zu erwerben große Mühe gemacht hat, auch Andern nicht ohne Schwierigkeit mittheilen mag.

*) Herod. 2, 61. 170.

Daraus schließen wir, daß die Eleusinien, in welchen nichts Theoretisches gelehrt wurde, sondern alles in Ceremonien und Gebets-Formeln bestand, nicht aus der geheimen Lehre der Priester, sondern aus den Volks-Mysterien ihren Ursprung genommen haben. Aber die alte Beschaffenheit der Aegyptischen Mysterien muß man allein aus dem Herodot *) schöpfen, der selten und stets ungern das, was auf den geheimen Cultus Bezug hat, berührt. Er erzählt nur, daß sich die Aegyptier bey gewissen mystischen Festen zu Ehren der Gottheit schlagen **), bey andern Festen verschiedne Unfälle einer Gottheit in mystischen Aufzügen darstellen ***). So wenig wir uns neue Hoffnung machen dürfen, das Wesen der ägyptischen Mysterien zu ergründen, so dürfen wir doch vielleicht so viel vermuthen, theils, daß die ältesten Aegyptier nach Art andrer Barbaren die Götter durch Schläge und menschliche Opfer zu versöhnen geglaubt, theils daß ihre Priester die alte Einfalt der Feste mit neuen Gebräuchen vermehrt haben werden. Denn die Darstellungen von Mythen scheinen weder in die Zeit der Entstehung der Mysterien zu fallen, noch aus der Quelle des Volks-Aberglaubens ihren Ursprung zu haben.

*) 2, 3. 47. 65.

**) 2, 61. 132.

***) 2, 170.

Nun glauben wir aber, daß die Anführer ägyptiſcher Colonien, welche in Attica einwanderten, zuerſt die väterlichen Religions-Gebräuche, mit Ausſchließung aller Fremden, hier eingeführt haben werden; daß ſie aber hernach ſich mit den Nachbarn vielleicht verbunden, ihren Cultus mit ihnen getheilt und die Gebräuche vermiſcht, zuletzt aber, nachdem die Staaten Griechenlands durch gemeinſchaftlichen Cultus enger mit einander verbunden worden, allen Griechen den Zutritt zu ihren Myſterien verſtattet haben mögen.

Die Geſtalt der Eleuſinien war aber zu verſchiednen Zeiten verſchieden. Unter Pandion II, Cecrops Sohn, ſoll die Feyerlichkeit noch durch gymniſche Spiele vermehrt worden ſeyn *). Je mehr in der Folge der Wohlſtand von Attica zunahm, deſto glänzender wurden die Eleuſinien. Vorzüglich aber nimmt man mit großer Wahrſcheinlichkeit an, daß die Myſterien zu Solons und Epimenides Zeit durch neue Gebräuche vermehrt worden **). Ich möchte glauben, daß namentlich in der Periode, in welcher die abergläubiſche Götterfurcht ſich dergeſtalt der Gemüther bemächtigt hatte, daß von Zeit zu Zeit neue Bußfeſte zur Reinigung des Staates ausgedacht wurden, die kleinen Myſterien entſtanden ſind, in welchen die Einzuweihenden ge-

*) Marm. Ox. epoch. 17.

**) Ste. Croix ſ. 5. art. 5. p. 346.

reinigt wurden, und daß den Einweihungs-Ceremonien selbst einiges Moralische von Solon und Epimenides beygemischt worden.

Unter Perikles wurde der erhabene Tempel der Eleusinischen Göttinnen erbaut *), und von der Zeit an herrschte vorzüglich die größte Pracht in Aufzügen und Spielen. Die höchste Ehrfurcht, womit alle Athenienſischen Anstalten von Dichtern und Redekünstlern behandelt wurden, machte, daß keine andern Mysterien in Gesängen, Reden und Declamationen der Schulen höher gefeyert wurden. Aus diesen Ursachen, nicht durch die innern Vorzüge der Mysterien, ist es, glaube ich, geschehen, daß die Eleusinischen Weihungen alle übrigen Sacra der Ceres, die in ganz Griechenland und Italien zerstreut waren, und deren nicht wenige den Attischen Anstalten so ähnlich waren, an Berühmtheit so weit übertrafen.

*) Vgl. Allg. Lit. Zeitung 1802. Bd. 3. Erklärung des Kupfers.

II.

Lycée, ou Cours de Littérature ancienne et moderne, par J. F. Laharpe. Tome treiziême et Tome quatorziême; à Paris chez Agoſſe, gr. 8. (der 13te Bd. 450, der 14te Band 464 S.)

Dieſe beyden Bände, welche nun doch noch *), nach dem Tode des Verf., herausgekommen ſind, beſchließen die Schilderung der franzöſiſchen Litteratur im 18ten Jahrhundert. Der nächſtfolgende 15te Band wird von der Philoſophie des 18ten Jahrhunderts, der Angabe nach, handeln; wahrſcheinlich aber nur von der falſchen Richtung, welche die Philoſophie in der letzten Zeit in Frankreich nahm. Eine Lebensbeſchreibung des Verfaſſers wird gleichfalls verſprochen. Sie kann ſehr lehrreich ausfallen.

Da das Manuſcript zu dieſen beiden Bänden nicht vollendet ſich vorfand, ſo hat man die Lücken in den verſchiedenen Kapiteln durch Ein-

*) Man vergleiche unſere Anzeige dieſes Werks im vorigen Bande.

ſchaltung von Kritiken einzelner Werke, die der Verfaſſer ehedem für den Mercure de France geliefert hatte, auszufüllen geſucht.

Das erſte Kapitel des 13ten Bandes beurtheilt die Oden von Lamotte, Lefranc de Pompignan und einigen andern franzöſiſchen Dichtern. Voraus gehen Bemerkungen über die Paradoxen von Fontenelle, Lamotte, Trüblet u. a. in Abſicht auf Litteratur und Poeſie. Es ſind ſo ziemlich die nämlichen, die ſchon in der von uns angezeigten Correſpondenz des Verf. nach Rußland vorkommen. Für Deutſche ungleich wichtiger iſt das folgende Kapitel: du Discours en vers et de l'Epître; jedoch findet ſich von demſelben nur die ungemein gründliche Kritik über Voltaire's kleine Lehrgedichte, die er mit großem Verſtand Discours en vers nannte, alles übrige fehlt. S. 336 heißt es:

> M. de Laharpe eſt mort ſans avoir terminé les differentes parties de ſon Cours de littérature, qui concernent le dix-huitième ſiècle; il n'a donc pu traiter de *la Satire*, de *la Fable*, de *l'Egloque*, de *l'Idylle* et des Poéſies légéres de toute eſpêce, de ce même ſiècle.
>
> Nous avons recueilli, de cet auteur, pluſieurs morceaux ſéparés, et nous croyons faire plaiſir à nos lecteurs en les imprimant ſous le titre de *Fragmens*.

Sie betreffen die 2te Satire von Gilbert, mit der Ueberschrift: mon Apologie, die Werke von Colardeau, die Fabeln von Florian, die vermischten Gedichte von Bonnard, eine Liedersammlung, betitelt le Chansonnier français, und das Trauerspiel von Champfort, Mustapha und Zeangir.

Der 14te Band sollte die zweyte Abtheilung der Schilderung der Litteratur im 18ten Jahrh. enthalten: Eloquence, Histoire, et Littérature mélée. Nur Bruchstücke waren aber dazu vorräthig. Das erste Kapitel hat 3 Unterabtheilungen: Eloquence de burreau, Eloquence de la chaire, Eloquence des panégyriques. Dieses Kapitel ist mit ungemeinem Fleiße ausgearbeitet, und überall gezeigt, wie wichtig es sey: d'étudier le rapport des idées avec les expressions. Eine schon vorher gedruckte Beurtheilung des Buches vom Abbe (itzigen Kardinal) Maury: Discours choisis sur divers sujets de Réligion et de Littérature *), ist hinzu gefügt worden. Da zu dem folgenden Kapitel Histoire kein Manuscript vorräthig war, so schaltete man ein paar Recensionen dafür ein; sie betreffen die französische Uebersetzung des Sallust von de Brosse, und das bekannte englische Werk von Gibbon. Im 3ten Kapitel folgen die Romane. Ein deut-

*) Eine neue Ausgabe davon ist in diesem Jahre zu Paris erschienen.

scher Kunstrichter hätte sicher von ihnen nicht bey den Geschichtswerken, sondern bey der Epopee gesprochen: aber die Franzosen erkennen nichts für Gedicht, sobald das Sylbenmaas fehlt. Um consequent zu seyn, müßten sie aber dann auch die Lustspiele in Prosa zu den Werken der Beredtsamkeit und nicht zu den Werken der Dichtkunst rechnen. Macht denn das Kleid den Mann? Es hebt ihn, bestimmt aber doch nicht seinen Charakter.

Eine Uebersetzung dieses Kapitels wird unsern Lesern übrigens gewiß willkommen seyn.

„Das Talent, welches Lesage für das Lustspiel besaß, und den feinen Beobachtungsgeist, der ihn auszeichnete, brachte er auch mit in seine Romane herüber *): er schilderte Sitten und Charaktere, und seine Gemälde haben Natur und Wahrheit, wodurch sie noch immer gefallen. Der Baccalaureus von Salamanca ist sein schwächstes Werk. Es dreht sich um einen einzigen Gegenstand herum, und dieser ist die unangenehme Lage eines Kinderlehrers. Ein ärmlicher Stoff, nicht geeignet die Phantasie zu wecken **). Der hinkende Teufel hat mehr Werth, obschon das Wunderbare, das seine Grundlage ausmacht, wenig Lob verdient. Es

*) Nämlich aus dem Gebiet der Dichtkunst, in das Gebiet der Beredtsamkeit.

**) Da der Roman den Zweck hat, die Phantasie zu wecken; so hätte schon hieraus Laharpe ersehen können: er sey ein Gedicht.

bedarf keiner sonderlichen Geistesanstrengung, um sich durch den Teufel von einem Dach zum andern bringen zu lassen, damit man sehe, was in dem Hause vorgehe, und Gelegenheit habe, ein Geschichtchen zu erzählen, das weder mit dem Vorhergehenden noch Nachfolgenden in der geringsten Verbindung steht. Auf die Art könnte man tausende erzählen; was aber so wenig Schwierigkeit hat, hat auch wenig Verdienstliches. Auch diese Fabel hat Lesage den Spaniern, diesen großen Freunden des Wunderbaren, abgeborgt. Die Mannigfaltigkeit der Begebenheiten und Schilderungen, vewebt mit satyrischen Zügen, brachten diesen Roman in Ruf. Boileau beurtheilte ihn zu streng.

Ein Meisterwerk aber ist Gilblas *): er gehört zu der kleinen Anzahl von Romanen, die man immer mit erneutem Vergnügen liest. Es enthält eine Darstellung des menschlichen Lebens, die so lehrreich als anmuthig ist: alle Stände werden vorgeführt, um eine Lehre zu empfangen oder zu geben. Scherz mit Ernst sind hier aufs engste verbunden. Utile dulci sollte als Motto auf dem Titel dieses trefflichen Werks stehen, einem Muster der feinen Spötterey. Mehrere Züge daraus sind in die übliche Sprechart übergegangen, wie zum Beyspiel die Homilien des

*) Wir besitzen davon mehrere Uebersetzungen. Die beste ist die von Herrn Mylius zu Berlin.

Erzbischofs von Granada. Das Verhör von Samuel Simons Hausleuten wäre Molierens nicht unwürdig; und dabey, welche bittere Satire auf die Inquisition! Was für treffliche Gemälde sind außerdem die Schilderung von der Audienz bey einem premier Commis, von der Impertinenz der Komödianten, von der Eitelkeit eines Parvenu, von der Thorheit eines Poeten, von der Weichlichkeit der Stiftsherren, von dem innern Zustand der sogenannten großen Häuser, von der Denkart des Hofadels, und von den Sitten ihrer Lakayen! Eine Welt- und Menschenschule ist dieser Gilblas. Man tadelt den Verfasser, fast lauter Schurken geschildert zu haben. Was thut's, sobald die Bildnisse nur ähnlich sind? Zudem ist ja der Roman, gleich der Komödie, ein Zweig der Satire. Der eingewebten Schilderungen sollen zu viele seyn: sie sind aber alle der Natur entlehnt und keine derselben ist ohne Anmuth. Er ist nicht in den itzt so häufigen Fehler gefallen, Kleinigkeiten auszumahlen, was man die Natur schildern nennt. Er schildert den Charakter: man ist mit den Personen, die er auftreten läßt, umgegangen; sie begegnen einem allerwärts. Woher kommt das? Daher, dünkt mich, weil er keinen Zug anbringt, der nicht berechnet wäre. Lesage besaß ungemein viel Witz; aber er wußte ihn auf das sorgfältigste zu verstecken; er guckte nicht vor, sondern verbarg sich hinter seinen Personen; es sind daher

gute Augen erforderlich, um den Autor dennoch zu erblicken, und ihn, wie sein Werk, gehörig zu schätzen.

Im Turcaret ist der Autor sichtbarer. Wir haben kein Stück, in welchem die Sprache beißender und muntrer wäre. Er wirft das Salz mit vollen Händen hin. Man will zuviel Unanständigkeiten darin finden: aber ist denn die Wohlanständigkeit komisch? Erregt man durch Tugendgemälde Lachen? Und kann die Komödie etwas anders schildern, als Laster, Ungereimtheiten, Mißgestalten? Man muß ihr vergönnen, sie darzustellen, damit man sie, wie in einem Spiegel, erblicke und sich dafür hüte. Und sind denn die Sitten im Bourgeois Gentilhomme, im Georges Dandin, im Légataire, in der Ecole des Maris reiner? Selbst das Drama, so sittlich seiner Natur nach, schildert es nicht auch öfters, gleich der Tragödie, hassenswerthe Charaktere? Es ist wahr, alle Personen, die im Turcaret auftreten, sind ausgemachte Schurken, den einzigen Marquis ausgenommen; und fast scheint es, er würde nichts anders seyn, wäre er nicht stets betrunken. Aber diese Spitzbuben-Versammlung ist durch die komische Laune des Verfassers so in Thätigkeit gesetzt, daß es wenig anmuthigere und originellere Theaterstücke giebt, als den Turcaret.

Ein andrer Vorzug des Gilblas vor so manchem Roman besteht darin, daß er sich nicht

in eine ſtoiſche und überirdiſche Sittenlehre verſteigt; daß er nicht ein Ideal von Vollkommenheit und Tugend aufſtellt, das Niemand erreichen kann, und daher auch Niemand zu erreichen ſtrebt. Der Verfaſſer ſchildert die Menſchen ſo wie ſie ſind; ſie begehen leicht Fehler und bereuen ſie bald; ſie verfallen in Irrthum und kommen vom Irrthum zurück: er affectirt nicht eine übertriebene Heiligkeit, die der Erfahrung zuwider iſt, und die eine hellere Einſicht verwirft, weil man die Menſchen muthlos macht, wenn man zuviel von ihnen fodert, und ihnen das Verlangen wie die Hoffnung nimmt, ſich zu beſſern, wenn man ihnen in nichts nachſieht.

Leſage überſetzte auch den Don Quichotte, jenes ganz eigne Product, das die ſpaniſche Nation der Ungereimtheit ſeiner Schriftſteller verdankt. Hundert ſchlechte Bücher haben ein gutes hervorgebracht, durch das ſie ſämtlich in Vergeſſenheit gerathen ſind, und das nie in Vergeſſenheit gerathen wird. Vielleicht iſt es ein wenig zu lang, ſelbſt abgeſehen von den Fortſetzungen. Vielleicht iſt eine einzige Thorheit nicht hinreichend, anhaltend zu ergötzen und die Aufmerkſamkeit feſt zu halten; aber um ſo mehr muß man die Kunſt des Dichters bewundern, der aus der ernſten Thorheit des Don Quichotte und den Späßen des Sancho ſo anmuthige Sachen heraus zu ziehen verſtand. Die eingewebten hiſtoriſchen Novellen erhöhen ſeinen Werth. Eine dieſer Novellen,

der unverschämte Neugierige, ist ein Meisterstück.

So gut indeß die Uebersetzung des Don Quichotte auch unter uns aufgenommen ward, und so starken Abgang sie fand, so will das Buch doch nicht jedermann gefallen. Mehrere finden den Stoff zu geringfügig, und können die Tollheiten eines Unglücklichen nicht vertragen, den man einsperren sollte. Dieß Mißgeschick haben alle Darstellungen von zu speciellen Ungereimtheiten. So brav sie auch gearbeitet sind, so gefallen sie doch immer weniger, oder vielmehr nicht so allgemein, als die Darstellungen von Sitten, die an keine bestimmte Zeit und keinen bestimmten Ort gebunden sind. Strenge Richter haben deshalb der Métromanie nie eine Stelle in der ersten Klasse von Meisterwerken eingeräumt, sondern rechnen es zur zweyten.

Ohne mich bey den mancherley Kleinigkeiten zu verweilen, die bereits wieder vergessen sind, komme ich sogleich zu denjenigen Romandichtern des 18ten Jahrhunderts, deren Werke einen dauernden Ruf erhalten haben, und noch itzt, wenn schon mit mehr oder minder Beyfall, gelesen werden. Marivaux und der Abbe Prevot stehen hier auf der ersten Staffel, so verschieden auch der Weg ist, auf den sie zu ihrem Ziel gelangten. Der Eine hat seinen Ruhm durch ein einziges Werk begründet, dessen Trefflichkeit ihm statt vieler diente; der Andere hat selbst seinen

guten Schriften durch die Menge der mittelmäßigen Eintrag gethan.

Mariane gehört zu den besten französischen Romanen, und zu denen, die im Auslande am meisten geschätzt werden. Das Interesse der Situationen, wie der Charaktere, macht ihn anziehend. Reizend ist Frau von Miran durch Herzensgüte; Madame Dorsin verbindet Einsicht mit Tugend; Herr von Climal ist ein getreues und mit Kunst entworfenes Bild des falschen Religionseifers und der Heucheley, obschon Marivaux sich stark irrte, wenn er Molierens Schilderung im Tartüffe übertroffen zu haben glaubte. Mariane und Valville haben alle die liebenswürdigen Eigenschaften des jugendlichen Alters, verbunden mit dessen Fehlern. Auch die untergeordneten Personagen, wie die dicke Kaufmannsfrau Madame Dütour, sind fleißig ausgemalt. Die Klosterzänkereyen, der Geist geschloßner Gesellschaften, die Art wie manche Minister Gehör geben, die Lebensweise der Vornehmen und Reichen, alles dieß ist nach der Natur geschildert, in einer Sprache, die den Schein des Natürlichen hat, durch welchen aber die Kunst hervorblickt. Nicht mit Unrecht hat man ihm daher zu viel Künsteley in der Schreibart vorgeworfen, und daß er superfeine und spitzfündige Ideen durch einen populären Vortrag zu verstecken suche; daß er nichts sage wie andere Leute; und daß er jeden Gedanken so lange drehe und wende, bis er uns

ſcheinbar geworden ſey; kurz, eine Neuerungsſucht, welche Sprache und Geſchmack beleidigt. Alle dieſe Fehler findet man auch in dem Payſan parvenu, ja ſelbſt in ſeinen Luſtſpielen, und ſie ſind hier nicht, wie in der Mariane, durch ächte Schönheiten aller Art in gleichem Maaße vergütet *). Dieſer Stoff war überdem ſeinem Genie wie ſeinen Fehlern günſtig. Ueber nichts hatte er ſoviel nachgedacht, als über die geheimen Schliche der Eitelkeit, die Kreuzſprünge der Eigenliebe und die Täuſchereyen der Leidenſchaften. Man kann ihn den Metaphyſiker des Herzens nennen. Oft verſchwendet er zu viel Zeit und Mühe, die kleinſten Falten deſſelben auszuforſchen: aber bey welchem Stoff iſt dieſes moraliſche Geſchwätz eher zuläßig, als bey der Schilderung einer Frau, welche die Schickſale ihrer Jugend in einem Alter erzählt, wo es ihr blos darauf ankommt, ſich ſelbſt recht genau kennen zu lernen, und ihre gehabten Empfindungen zu ergründen? Auch leiht Marivaux ſeiner Heldinn allen ſeinen Witz und ſeinen Scharfſinn: man könnte ſagen, er dictirt ihr die Geſchichte der Coquetterie und das Geſtändniß der Herzensgefühle aller Frauen in die Feder.

Bey Theaterſtücken iſt dieſe Manier weniger anzurathen, weil ſie einen raſchen Gang und

*) Man vergleiche die Charakteriſtik Marivaux's von Hrn. Prof. Jakobs, in den Nachträgen zum Sulzer.

eine kräftigere Sprache erfodern. Die Lustspiele von Marivaux haben alle, in der Zeit, da sie zuerst aufgeführt worden, Beyfall gefunden: sie betragen im Druck 5 Bände, und nicht mehr als 3 Stücke, la Surprise de l'amour, l'Epreuve und le Legs, sind noch im Andenken. Man findet darin Geist, aber keine Kraft. Der Dialog gleicht einem ununterbrochnem Witzfeuer, und die Handlung dreht sich um ein einziges Wort herum, das man durchaus nicht früher, als beym Schluß des Stücks aussprechen will, und das man in der ersten Scene schon errathen hat. Die Hindernisse, zu dem beabsichtigten Ziele hinzugelangen, entstehen einzig aus dem Gespräch; und anstatt einer wohlverbundnen Intrigue, spinnt er ein Geständniß oder eine Erklärung durch 5 Acte aus. Diese Triebfedern sind zu fein, um das Herz zu ergreifen, und ich habe mehrmals bemerkt, daß man bey Stücken, die Stellenweise öfters Lachen erregen, auch häufig gähnt.

Marivaux hatte eine hohe Meinung von sich selbst; was um so weniger befremdet, da er eine geringe von Molière hatte. Er schätzte nicht sonderlich den Tartüff. Wer ihm gesagt hätte: er stehe, als komischer Dichter, weit unter Dancourt, würde ihn in große Verwunderung gesetzt haben, und hätte doch sehr recht gehabt. Marivaux besaß wenig eigentliches Talent fürs Theater, aber ungemein viel Witz. Seine Mariane, und die ersten Theile seines Payſan, den er nicht

vollendet hat, wird man stets mit Vergnügen lesen. Was seinen Spectateur anlangt, so sind darin nur zwey oder drey Aufsätze lesenswerth; das übrige ist unter der Kritik. Aber noch einmahl, die Mariane reicht hin, ihm für immer eine der ersten Stellen unter den französischen Romandichtern zu sichern.

Prevot besaß eben soviel Imagination, als Marivaux Witz, und beide sündigten durch den Mißbrauch dieser Naturgaben. Prevot's großer Fehler war, keinen Plan erfinden zu können. Der Gang seiner Handlung ist nicht gehörig geordnet: er hebt an, ohne ein festes Ziel im Auge zu haben, und vergißt häufig, von wo er ausgegangen ist und wohin er eigentlich will *). Man wird gewahr, daß er mehr für den Drucker, als für die Nachwelt schrieb. Ein guter Roman muß, gleich dem Drama, ein regelmäßiges Ganze darstellen und einen bestimmten Zweck haben; gleich dem Drama verfehlt er seine Wirkung,

*) Dasselbe läßt sich von vielen deutschen Romanen sagen, und ist auch bey Meisters Lehrjahren der Fall. Unter allen deutschen Romanen hat unstreitig Herrmann und Ulrike von Wezel den wohl verbundensten Plan. Gleich trefflich ist darin die Zeichnung der Charaktere. Dagegen fehlt es dem Kolorit an Frische und Zartheit; und die Farbengebung wird von Mehrern empfunden, als Plan und Zeichnung. Daher kommt es, daß dieser Roman itzt nur noch von wahren Kennern des Schönen gelesen wird.

wenn man an zu vielen Personen Antheil nehmen soll, und wenn zu gehäufte Vorfälle das Gedächtniß ermüden und die Aufmerksamkeit zerstreuen. Wir werden bald sehen, daß die Engländer, denen man lange Zeit nicht ohne Grund vorgeworfen hat, sie verstünden nicht wie ein Buch zu machen sey, es ungleich besser als wir mitunter verstunden, einen Roman anzulegen. Mehrere ihrer Romane bilden ein in allen seinen Theilen wohl zusammengefügtes Ganze; so daß die Aufmerksamkeit des Lesers nie zerstreut, sondern auf den Hauptgegenstand geheftet bleibt. Unser Abbe Prevot wußte nichts von diesem Kunststück. Er häuft Begebenheiten auf Begebenheiten, führt stets neue Personen ein, über welche man die aus den Augen verliert, für welche man sich zuerst interessirt hatte. Die ersten Theile des Cleveland sind sehr anziehend, und Niemand wird sie lesen, ohne mit einer Art von Schauder den Milord Arminster in die Höhle von Rommey zu begleiten. Die Vorfälle und die Charaktere, durch den ganzen ersten Theil, haben ein kräftiges, obschon etwas düsteres Kolorit, und zeugen von einem ächt dramatischen Geist ihres Schöpfers. Mit der Episode von der Insel Sanct-Helene hebt gleichsam ein neues Buch an. Diese Schilderung ist so neu und anziehend, daß sie die ganze Aufmerksamkeit des Lesers verschlingt. Kaum ist sie geendigt, so versetzt uns der Autor von einem Ende der Erde an das andere, und knüpft lang-

weilige Betrachtungen an unglaubliche Vorfälle, wodurch die anfangs ſo ſtark erregte Aufmerkſamkeit des Leſers ermüdet. Daſſelbe gilt von den Mémoires d'un homme de qualité. Sie ſind ſichtlich aus mehrern Stücken zuſammen geſetzt, die unter ſich keine innige Verbindung haben, und die nur an einander gereiht worden ſind, um recht viele Bände zu füllen. Es iſt eine Sammlung von Erzählungen jeglichen Tons; die Erfindung der wenigſten gehört dem Abbe Prevot eigen. Man findet übrigens darin rührende Auftritte zwiſchen dem Inſtructor und ſeinem Zöglinge, und dieſe ſind das Beſte in einem Buche, das, um die Hälfte verkürzt, ungleich anziehender wäre. Aber auch dann würde es weder dem Cleveland, noch ſelbſt dem Doyen de Killerine zur Seite geſetzt werden können. Was den letztern betrifft, ſo ſind die Charaktere nicht blos gut gefaßt, ſondern auch gut ausgeführt, und der Knoten der Handlung beſſer geſchürzt, als in ſeinen übrigen Romanen (einen einzigen ausgenommen); aber, gleich den übrigen, hat er den Fehler, nicht alles das zu leiſten, was man ſich von ihm verſpricht.

Das Meiſterwerk des Abbe Prevot iſt der Roman, deſſen ich ſo eben als Ausnahme erwähnt habe, und der urſprünglich den Memoiren d'un homme de qualité eingeſchaltet werden ſollte. Man wird ſchon errathen, daß ich von Manon Lescaut zu ſprechen gedenke. „Wie können Sie,

wird man ſagen, ſo vielen Werth auf die Begebenheiten eines Mädchens, das ihre Reize verkauft, und eines Gauners legen?" (aux aventures d'une fille entretenue et d'un chevalier d'induſtrie?) Gerade wegen dieſes Umſtandes ſcheint mir das Werk ſo merkwürdig. Welch Verdienſt hat nicht ein Autor, der einen ſolchen Stoff anziehend und rührend zu machen verſteht! Wie kommt es, daß zwey junge Leute, die, ſo wie ſie einander erblicken, die heftigſte Neigung für einander faſſen, und einverſtanden zu ſeyn ſcheinen, noch ehe ſie ſich geſprochen haben, die ihre beyderſeitigen Aeltern verlaſſen und mit einander in die weite Welt gehen, ohne daran zu denken, ob zum Leben nicht noch mehr erforderlich iſt, als einander zu lieben; die gar bald in Armuth gerathen, und von denen die eine nothgedrungen ihren Körper für Geld Preiß giebt, während der andre im Spiele betrügen lernt: wie kommt es, daß zwey ſolche Menſchen, deren Schickſale überdem nichts ungewöhnliches haben, von dem erſten Augenblick ihrer Erſcheinung an ſo lebhaft intereſſiren, und daß man an allem, was ihnen begegnet, den innigſten Antheil nimmt? Mich dünkt, weil man darin das findet, was bey einem Werke der Einbildungskraft unſchätzbar iſt, Leidenſchaftlichkeit und Wahrheit; weil Manon's Charakter nach der Natur gezeichnet iſt; weil dieſes Frauenzimmer, ſelbſt in den Armen eines Andern dem Chevalier Desgrieux zuge-

than, ihn über alles liebt, während sie Elend über alles fürchtet; weil ein Weib, deren wollüstige Einbildungskraft, deren Anmuth und Fröhlichkeit ihren Geliebten bezaubert, und ihm werth bleibt, auch wenn sie ihm untreu wird, ein eben so reizender und verführerischer Gegenstand im Gemälde wie in der Natur ist; weil der Glanz, mit welchem der Dichter sie umgeben hat, selbst dann nicht verschwindet, wenn sie auf einem Karren nach dem Hospital gebracht wird; weil Manon, in Thränen schwimmend, gefesselt, mit fliegendem Haar, das ihr Gesicht bedeckt, die Arme nach ihrem Geliebten gewandt, der ihr von weitem folgt, und Stundenweise die Erlaubniß erkauft sie zu sehen, wodurch selbst die sonst hartherzigen Gefängnißwächter erweicht werden, eine Person ist, die sich von den verächtlichen Gefährten ihres Unglücks durchaus unterscheidet, da ihre Schönheit ihr alle Herzen geneigt macht, und die Aeußerung einer starken Liebe die Gemüther immer zum Mitgefühl zwingt; weil endlich, in der bewundernswerthen Anhänglichkeit des Chevalier, die durch Manons Fehltritte und Unglück mehr zu- als abnimmt, man den wechselseitigen Naturtrieb nicht verkennen kann, der zwey Wesen verbindet, die für einander geboren zu seyn scheinen, und der sie zeitlebens beherrscht. Und welche Wendung nimmt dieser Charakter! Daß ein Weib, liebenswürdig selbst auf den Irrwegen des Lasters, in der Folge durch ihre Be-

ständigkeit in der Liebe und ihre Zärtlichkeit Bewunderung sich erzwingt; daß die Verirrungen einer erhitzten Einbildungskraft den Gefühlen eines edeln Herzens Platz machen; daß, nachdem Manon lange Zeit eine reizende Buhlerinn war, sie eine heroische Geliebte wird, die Verbannung, Armuth und Gefahren lieber mit dem Gegenstand ihrer Zuneigung theilt, als in ein Ehebündniß mit einem wohlhabenden Manne tritt; daß diese an Vergnügungen gewöhnte und dadurch verzärtelte Frau sich entschließt, mit ihrem ersten Liebhaber in eine rauhe Gegend zu ziehen, nur um sich nicht von ihm zu trennen, und hier ihr Grab findet; welch auffallendes Beyspiel von der Wahrheit des Satzes: eine starke Leidenschaft erhebe den Menschen über sich selbst und mache ihn zu allem fähig! Läßt sich eine herzzerreissendere Lage denken, als die des Desgrieux, nachdem seine unglückliche Geliebte, erschöpft von körperlicher Anstrengung und Schmerz, in der fürchterlichsten Wildniß, wohin sie ihm gefolgt ist, todt vor ihm da liegt? Ich bekenne selten eine so tiefe Erschütterung, eine so schmerzliche Rührung empfunden zu haben, als durch den Schluß dieses Romans.

Dem Sohne des Verfassers von Rhadamist und Atreus hätte man eher Romane im Geschmack derer von Prevot, als den Sopha und den Tanzai zutrauen sollen. Aber diese anmuthigen und leichtfertigen Schriften erschienen

zu einer Zeit, wo in den Ton-angebenden Zirkeln verderbte Sitten allgemein herrschten. Den Tanzai empfahlen überdem eine Menge Anspielungen und satyrischer Züge. Man glaubte darin die Verspottung jener berühmten päbstlichen Bulle zu finden, die dazumal zu so vielem Gerede die Veranlassung gab, und von der itzt niemand mehr spricht; und in der Fee Moustache hatte der Verfasser Marivaux's Schreibart ungemein gut parodirt; denn es ist eben so leicht einen schlechten, als schwer einen guten Styl zu treffen. In den Verirrungen des Herzens ist der Baron Versac die kenntliche Copie von mehr denn Einem Hofmanne der damaligen Zeit. Crebillons Romane, worin die Verführungskünste in ein wissenschaftliches System gebracht sind, in welchen Unsittlichkeit für feine Lebensart gilt, fanden um so mehr Beyfall, da sie nicht etwa aus der Luft gegriffene Gegenstände, sondern Personen schilderten, die, während der zügellosen Regentschaft (des Herzogs von Orleans), sich mit einigen Damen des Hofes verbunden hatten, um die Lüderlichkeit in Gang zu bringen, und die Witz und Anmuth mit der ärgsten Ausgelassenheit vereinigten, auch durch Beyspiel und Ansehn, so wie durch die Hoffnung ähnlich glücklicher Erfolge, die Jugend mit fortrissen. Aber diese Ansteckung ging bald vorüber, und die Schriften, welche der Zeitgeist gehoben hatte, verschwinden mit ihm nach und nach aus dem Andenken der Menschen.

Wo fände man heutiges Tages ein Vorbild zu dem Baron Versac? In anständiger Gesellschaft stößt man nicht mehr auf Frauen, die mit Unkeuschheit prunken *), noch auf Männer, die das Laster predigen. Allgemein sind die Sitten, wenn schon nicht reiner, doch edler und feiner geworden **), und man achtet den guten Ruf als die letzte und einzige Schutzwehr der Rechtlichkeit, die zu vernichten äußerst gefährlich seyn würde, da alles verloren wäre, wenn die Tugend sich verbergen müßte und das Laster allein das Recht bekäme sich zu zeigen. Unsittliche, das feine Gefühl empörende Gemälde trifft man nur noch in den linkischen Nachahmungen Crebillonscher Romane von Dorat, wie les Malheurs de l'inconstance, les Sacrifices de l'amour, worin alles falsch und erlogen ist, worin nichts die Farbe der Natur hat, weder die Menschen noch die Schreibart.

Wenn junge Leute, oder müssige Menschen, noch zuweilen, weil sie nichts Bessers zu thun wissen, den Sopha, Tanzai oder die Verirrungen des Herzens lesen; so werden diese unbedeutenden Werke doch wenig geschätzt. Ohne den belustigenden Charakter des Schach Baham

*) Aber dafür auf Frauen, die laut sagen: „ich glaube keinen Gott.“ Kann aber ein Weib, die keinen Gott glaubt, wohl Bedenken tragen, ihren Körper Preiß zu geben?

**) Das Saufen nimmt doch unter den Männern sehr wieder überhand.

hätte der Sopha keinen höhern Werth als Tanzai, das Verdienst der so leichten Kunst Obscönitäten zu verschleyern. Die Idee, verliebte Abentheuer einem Menschen erzählen zu lassen, der vordem zum Sopha diente, ist übrigens von wenig Belang. Zudem sind diese Abentheuer höchst alltäglich, und die Sprache ist incorrect. Man vermißt darin, wie in allen Schriften des nämlichen Verfassers, Erfindung, Interesse, Styl. Einzig in den Egaremens ist eine nicht übel angelegte Intrigue; auch konnte der Verfasser diesen Roman nie vollenden. Von seinen übrigen Schreibereyen, wie der Sylphe, Ah quel conte! die Briefe einer Herzoginn, die athenienſischen Briefe u. s. w. lohnt es nicht der Mühe zu sprechen, da sie bereits wieder vergessen sind. Man hat ihn den Philosophen des weiblichen Geschlechts genannt, und dadurch zu ehren geglaubt: ich begreife nicht so recht, was man damit hat sagen wollen; was ich aber zuverläßig weiß, ist, daß in Crebillons Romanen durchaus kein philosophischer Geist erkannt werden kann.

Der Graf von Comminges von der Frau von Tencin kann als ein Gegenstück der Prinzessinn von Cleve gelten; und ihre beyden andern Romane, le Siége de Calais und les Malheurs de l'amour, haben gleichen Anspruch auf Achtung, und gewähren gleiches Vergnügen. Herr von P. D. V., der Verfasser

mehrerer niedlichen Theaterstücke, die öfters gespielt worden sind, hat an zweyen derselben einigen Antheil, und besonders die Schreibart des zuerst erschienenen verbessert.

Die Gräfinn von Savoyen von der Frau von Fontaines, aus dem Voltaire den Stoff zu seinem Tankred entlehnt zu haben scheint, ist ein geistreiches Werk, das man nicht ohne Theilnahme lesen kann.

Die Briefe des Marquis von Rosel verdienen unter den guten Werken unsrer Zeit aus einer weiblichen Feder vorzüglich mit erwähnt zu werden. Der sittliche Zweck derselben ist ungemein wichtig; überdem gehört dieser Roman zu der kleinen Anzahl von Liebesgeschichten, die man jungen Frauenzimmern ohne irgend einiges Bedenken in die Hand geben kann: die Rechtschaffenheit erscheint darin stets liebenswerth, und das Laster nie verführerisch. Die Schreibart hat Anmuth und Feinheit. Der zweyte Theil insonderheit ist äußerst rührend, und das Werk überhaupt verräth eine fein fühlende Seele und eine Hand, die mit Leichtigkeit die Feder zu führen weiß. Madam Elie de Beaumont, Frau des berühmten Advocaten gleiches Namens, ist die Verfasserinn.

Die Lettres péruviennes ehren das Andenken der Frau von Grafigny mehr, als ihr Schauspiel Cenie. Letzteres ist eine schwache Copie der Gouvernante von Destouches, der es

an einem warmen Colorit fehlt. Jene Briefe sind noch dadurch merkwürdig, daß sie den Roman in Briefform bey uns einführten.

Aber Madam Riccoboni ist es unstreitig, der, nächst der Frau von Tencin, die Palme unter unsern weiblichen Romanschriftstellerinnen gebührt, und die diese Palme Männern allein streitig machen können *).

Romane sind recht eigentlich diejenige Gattung von Schriftstellerey, in der Frauen sich am meisten hervorthun können. Die Geschlechtsliebe, um die sich darin alles dreht, ist dasjenige Gefühl, welches sie am besten kennen. Es giebt darin eine Menge feiner und unmerklicher Schattirungen, die sie gewöhnlich besser als wir treffen, entweder weil die Geschlechtsliebe ihnen wichtiger ist als uns, oder weil sie den Charakter und die Wirkungen derselben sorgfältiger erforschen, da sie von ihr den größten Vortheil ziehen. Nur muß man nicht glauben, daß sie die Energie und Heftigkeit starker Leidenschaften besser zu schildern verstünden, als wir Männer. Im Gegentheil,

*) Waren denn die Romane der Frau von Genlis noch nicht erschienen, als Laharpe dieses Kapitel schrieb? Und die beyden herrlichen Romane Camille und Laura, freylich nicht eigentlich von einer Französinn, sondern von einer Schweitzerinn, einer Dame aus Lausanne? Die Schreibart ist darin nicht classisch; aber Anlage und Zeichnung bewundernswerth.

ſie haben nichts hervorgebracht, das mit den Schilderungen der Liebe in unſern beſſern Trauerſpielen auch nur einigermaßen verglichen werden könnte; der Pinſel, der eine Hermione und einen Orosman entwarf, war nie in den Händen eines Weibes. Nicht als ob ſie weniger Gefühl beſäßen als wir; denn nichts iſt erhabener als die Beredſamkeit einer Frau in Leidenſchaft: aber zur Hervorbringung trefflicher poetiſcher und theatraliſcher Werke reicht Gefühl allein nicht zu; die ſo höchſt ſchwürige Vereinigung des theatraliſch-Schicklichen mit den Empfindungen des Herzens, und die Kunſt, in den engen Raum eines Augenblicks die ſtarken Aeußerungen des Charakters und der Leidenſchaften zuſammen zu drängen, wie man die Lichtſtrahlen in einen Brennpunkt vereinigt um Feuer anzuzünden, dieß iſt auch erforderlich, und dazu gehört eine Stärke der Ueberlegung und ein ſo mühvoller Fleiß, die nicht der Antheil des weiblichen Geſchlechts zu ſeyn ſcheinen, da bey dieſem Geſchlecht die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft dem Nachdenken Eintrag thut. In der Natur ſteht alles in gehörigem Gleichgewichte, und eins hebt das andere auf. Anmuth und Stärke finden ſich daher nie beyſammen. Hände, welche Blumen ordnen, ſind nicht gemacht die Keule des Herkules zu ſchwingen. Das Drama verlangt große Maſſen, der Roman ausführliche Beſchreibungen. Dieſen weſentlichen Unterſchied haben diejenigen nicht bedacht, die beyde Gat-

tungen höchſt ungeſchickterweiſe mit einander zu verbinden verſucht haben. Der Romanſchriftſteller hat ganz freyes Feld; er gebietet über Ort und Zeit; dem dramatiſchen Dichter ſtehen nur wenige Minuten zu Gebote; hat er dieſe ſchlecht gewählt, ſo kann durchaus nichts aus ſeinem Werke werden *).

Die Briefe der Katesby und des Marquis von Creſſy waren die erſten Verſuche der Madam Riccoboni, und es ſind ihre beſten geblieben. Der erſte Roman inſonderheit fand großen Beyfall, obſchon die Haupttriebfeder darin etwas geſpannt iſt. Aber die Vorfälle ſind gut an einander gereiht und höchſt anziehend. Im Marquis von Creſſy hat die Handlung noch mehr Intereſſe und der Styl iſt muſterhaft. Man findet darin jene Einheit des Tons, das ſichere Kennzeichen eines feinen Geſchmacks. Mehrere Bemerkungen verdienten als Maximen in jedermanns Munde zu ſeyn; z. B. Les ames tendres tournent tout contre elles-mêmes. Was mich betrifft, ſo ziehe ich den Marquis von

*) Laharpe ſagt: le dramatiſte n'a qu'un moment. Dieß bezieht ſich auf die conventionellen Regeln des franzöſiſchen Theaters, die von keiner andern Nation anerkannt werden. Aber wahr iſt, daß der dramatiſche Dichter bey weitem keinen ſo freyen Spielraum in Abſicht auf Zeit, Ort und Umfang der Handlung hat, wie der epiſche.

Cressy allen übrigen Werken dieser Schriftstellerinn vor *).

Die Briefe der Fanny enthalten nichts als Schilderungen einer wechselseitigen glücklichen Liebe. Für Seelen unter gleichem Verhältnisse sind sie anziehend; aber den nicht Verliebten machen sie doch etwas Langeweile. Der letzte dieser Briefe ist jedoch wegen seines edeln und pathetischen Tons bemerkenswerth.

Aemilie, aus einem Romane von Fielding entlehnt **), Jenny, die Briefe des Herrn von Sancerre, der Sophie von Valliere, und des Milord Rivers, stehen mit dem Marquis von Cressy und den Briefen des Katesby nicht auf gleicher Linie: aber man kann sie doch insgesamt mit Vergnügen lesen, und sie enthalten rührende und trefflich ausgeführte Schilderungen. Durch nichts zeichnet sich Madam Riccoboni so sehr aus, als

*) Wir besitzen eine classische Uebersetzung derselben von Anton Wall in 4 Bänden. (Leipzig) In keiner Frauenzimmer-Bibliothek sollte dieses Buch fehlen.

**) Oder richtiger: eine geschmackvolle Abkürzung und Uebersetzung des bekannten Romans von Fielding Amalia. Hier gilt: die Hälfte ist mehr werth als das Ganze. Auch von diesem Werke der Frau Riccoboni hat Herr Heyne, bekannt unter dem Namen Anton-Wall, eine deutsche Uebersetzung geliefert.

durch die Anmuth ihres Styls. Wenig Frauen, ja selbst wenig Männer, haben den Ausdruck so in ihrer Gewalt wie sie ihn in ihrer Gewalt hatte *).

Was die Ernestine betrifft, so ist dieß zwar in Absicht des Umfangs ihr geringstes Product, aber in Absicht auf Anmuth und Interesse dürfte es leicht ihr wichtigstes seyn. Es hat die höchste Vollendung, und würde allein hinreichen, den Namen eines Schriftstellers zu erhalten. Man kann es den Juwel der Frau Riccoboni nennen.

Der Verfasser des Cleveland war der rechte Mann für eine Uebersetzung von Richardsons Romanen. Prevot war der Erste, der diesen so reichen Zweig der englischen Litteratur auf Frankreichs Boden verpflanzte, und gewissermaßen bey uns einheimisch machte. Vorher

*) Der Styl der Madam Riccoboni ist ungleich correcter, als der von Madam Genlis. Frau von Stael vollends kann mit ihr gar nicht verglichen werden. Auch vergaß die Riccoboni nie: der Roman sey eine Dichtung, ein Product der Imagination, dagegen Frau von Genlis und Frau von Stael, so wie mehrere unserer bessern Romanschriftsteller, den Roman für ein Vehikel, moralische Vorlesungen an den Mann zu bringen, ansehen. Dergleichen Werke haben aber natürlich nur das Gewand, nicht den Geist der Poesie.

kannten wir davon fast nichts, als den Robinson, den Rousseau jungen Leuten in die Hand zu geben rieth, weil man darin, dem Erziehungsplane gemäß, den Rousseau im Emil entwarf, einen Menschen erblickt, der durch den Drang der Umstände genöthigt wird, alle seine Seelenkräfte aufzubiethen, um sich die erforderlichen Bedürfnisse zu verschaffen. Im bürgerlichen Leben findet jeder Einzelne viel zu leicht Unterstützung aller Art, um recht lebhaft inne zu werden, was der Mensch durch sich selbst wirken kann und was für Kraft er besitzt. Außer aller geselligen Verbindung, wie Robinson, verdankt er dem Unglück die Erziehung, welche der Wilde von der Natur, nach Beschaffenheit der Umstände, erhält, und das, was blos Wirkung der Gewohnheit und des Instinkts gewesen wäre, wird Wirkung der Einsicht, die er aus dem gesellschaftlichen Leben in die Oede mit herüber brachte. Hierin liegt der Grund, warum der erste Theil von Robinsons Geschichte eine so hohe Theilnahme erregt. Das Werk ist wahrhaft original, indem der Verfasser alle die gewöhnlichen Wege verschmäht, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln. Er versetzt uns in eine Wildniß, zeigt uns nur einen einzigen Menschen, aber diesen im Kampf mit der Natur. Welch' ein Gemälde! Der zweyte Theil ist desto schlechter. Nichts kann alltäglicher seyn, als der Verlauf der fernern Geschichte, nachdem Robinson seine Insel verlassen hat. Alles, was nun folgt, hätte

wegbleiben ſollen. Aber ſelten verſtehen die Engländer zur rechten Zeit aufzuhören *).

Dieß iſt auch ein weſentlicher Fehler bey Richardſons Romanen. Der ſchwächſte darunter, und worin ſich die meiſten überflüßigen Schilderungen und die wenigſte Handlung befindet, iſt Pamela. Ein Herr bietet alle Mittel auf, um ſeine Dienſtmagd zu verführen, und heirathet ſie am Ende; dieß iſt der ganze Inhalt. Vier Bände durch geht der Weg zu dieſem längſt vorher geſehenen Ziel, und mehr denn einmahl wird man ungeduldig, ehe man dahin gelangt. Der Knoten iſt gut geſchürzt und die Abſicht des Buchs verdient das größte Lob; nur müßte es

*) Wir beſitzen im Deutſchen zwey vorzügliche Bearbeitungen der Geſchichte Robinſons. Herr Campe hat daraus ein moraliſches Leſebuch für die Jugend gemacht; Herr J. K. Wezel, der Verfaſſer von Herrmann und Ulrike, ein Buch, das der Mann, wie der Jüngling und der Knabe, mit Vergnügen und Nutzen leſen kann. Dieſer Bearbeitung würde unſtreitig Rouſſeau die Palme zutheilen: denn ſie entſpricht ganz ſeiner Idee. Von dem zweyten Theile des Originals hat Hr. Wezel gar keinen Gebrauch gemacht, ſondern dafür ein ganz neues Werk geliefert, und in der Geſchichte von Robinſons Colonie ein Bild aufgeſtellt, wie Staatsformen entſtehen; auch die Urſachen gezeigt, wodurch Staaten in Verfall gerathen. Zur Vorbereitung auf das Studium der Geſchichte iſt dieſes kleine Buch allen Jünglingen zu empfehlen.

nicht mehr als Einen Band betragen, dann würde es ungleich besser und interessanter seyn. Der Grandison ist eine ungleich wichtigere Composition; eine Menge Episoden sind mit der Haupthandlung verwebt: aber hier tritt ein andrer übler Umstand ein; die Episoden sind anziehender als die Hauptgeschichte. Die steife und höchst vernünftige Liebe der Heldinn und des Helden sind etwas frostig, und ohne die interessante Clementine, ohne die reizende Charlotte und Aemilie würde man kaum die Langeweile aushalten, die einem die monotone Vollkommenheit des Karl Grandison einflößt, der, zur Aergerniß des Lesers, stets nach Vernunftgründen handelt, und den man also wie einen Gott verehren muß. Das Buch hat große Verdienste, aber es ergreift nicht das Herz.

Wohl aber thut dieß die Clarisse. Höher als in den letzten Theilen dieses Werks kann das Interesse nicht steigen. Von dem Augenblick an, da Clarisse das väterliche Haus verläßt, erscheint sie als ein wahrhaft himmlisches Wesen. Nie ist die Tugend edler, nie die Unschuld erhabener, noch das Unglück rührender dargestellt worden. Wie achtungswerth zeigt sich Clarisse in dem Hause der Schande! Wie groß im Gefängnisse! Man möchte, wie Belfort, ihr zu Füßen fallen, und nie anders als kniend mit ihr reden. Wie so ohne alle Gleißnerey ist ihre Tugend, wie ihre Geduld so ohne alle Prahlerey,

und dabey in ihren Klagen nicht das geringſte Bittere, nicht die mindeſte Heftigkeit! Wie rührend ſind die religiöſen Empfindungen, durch die ein reines Gemüth in der Widerwärtigkeit und unter dem Druck der härteſten Leiden aufrecht erhalten wird, die Ruhe in den letzten Stunden ihres Lebens, ihre Zubereitung zum Tode, ſo wie der Abſchied, den ſie ſchriftlich von ihren Verfolgern nimmt, die ſie mit Segenswünſchen überhäufet! Wie tief iſt der Eindruck, den alle dieſe Scenen des Schmerzes und der Seelengröße in dem Gemüthe des Leſers zurücklaſſen!

Sicher rechtfertigen ſo hohe Schönheiten nicht nur den großen Beyfall, den dieſer Roman in ſeiner Neuheit unter uns fand, ſondern auch gewiſſermaßen den Enthuſiasmus, der ſo weit ging, daß man alles, durchaus alles darin göttlich fand. Sehr gern entſchuldige ich dieſe Wärme, ja in der beredten Lobſchrift Diderots auf Richardſon bewundere ich ſie: aber ſo wie ich nicht verlange, daß man derſelben entſage, ſo wird man billigerweiſe auch nicht verlangen, daß ich ſie theile. Vielmehr ärgere ich mich um ſo mehr über die weſentlichen Mängel und über die empörende Weitſchweifigkeit, die eine wiederholte Leſung dieſes Romans erſchweren, je mehr mich die Schönheiten deſſelben in den letztern Theilen entzücken.

Zuförderſt ſcheint mir der Charakter des Helden durchaus verfehlt. Ein Menſch wie Lovelace findet ſich nicht in der Natur. Widerſprüche

in der Denkart trifft man zwar häufig bey ein und demselben Menschen: aber wer in ein und derselben Minute einander widerstreitende Empfindungen äußerte, der wäre denn doch ein Wahnsinniger; und wie oft steht das Benehmen des Lovelace mit seiner Gemüthsart im Widerspruch! Zum Beyspiel; er wird als der stolzeste Mann geschildert, den es nur geben kann, und er ist dieß selbst nicht in Abrede. Auch offenbart sich in seiner Zuneigung ungleich mehr Hoffarth als Innigkeit. Seine Eitelkeit findet sich dadurch geschmeichelt, einen Engel, wie er Clarissen nennt, in sich verliebt zu machen. Trotz seiner Vorliebe für den unverehlichten Stand entschließt er sich, sie zu heirathen; aber zuvor will er wissen, ob Clarissens Tugend jede Prüfung aushält. So weit ist alles gut. Bey dieser Denkart ist es sehr natürlich, daß er Clarissen durch alle nur mögliche List dahin zu bringen sucht, das väterliche Haus zu verlassen und sich in seine Arme zu werfen; zumahl auch noch sein Haß gegen die Harloves dazu kömmt: aber daß er nun, er, der sich über andere Menschen so hoch erhaben glaubt, seine Geliebte in ein Bordel bringt *), daß er diejenige herabwürdigt und mit Schmutz umgiebt, die er unter gewissen Umständen zu heirathen gedenkt; daß ein Mensch, der seinen ganzen Sinn darauf

*) Dahin mußte sie aber doch gebracht werden, wenn ihre Tugend jede Prüfung ausstehen sollte.

ſetzt, ein Weib zu verführen, nichts Beſſers auszufinden weiß, als ſeiner Geliebten einen Schlaftrunk beyzubringen *) und ihr Leben in Gefahr ſetzt, um ſie zu ſchänden; daß er dieſe Niederträchtigkeit für einen Triumph hält, und daß dieſe Brutalität ihm Freude gewährt; dieß geht über meinen Horizont und ich ſage: Entweder iſt dieſer Menſch nicht das, wofür ihr ihn ausgebt, oder er hat nicht ſo gehandelt.

Man erwiedert: dergleichen Widerſprüche finden ſich doch häufig im menſchlichen Charakter. Wie oft begeht der Hochmüthige eine niedrige Handlung! Wie wenig verlegen iſt der leidenſchaftliche um die Mittel zu ſeinem Zweck zu gelangen! — Recht gut! Aber in jedem Charakter iſt doch etwas Feſtes **), woran man eben die-

*) Dieß war anfangs nicht ſeine Abſicht. Er wollte Clariſſen nur durch Sinnenrauſch von ihrer moraliſchen Höhe herabziehen. Als ihm dieß mislingt, entehrt er ſie aus Rachſucht, in einem Anfalle von Wuth, in welchem der Menſch das zertrümmert, was ihm widerſteht. Konnte Lovelace an irgend einem andern Orte, als da, wohin er ſie bringt, und wo er mehr Herr iſt, als in ſeiner eignen Wohnung, mit einigem Grunde hoffen, ihr von dem weiblichen Geſchlechte und deſſen Beſtimmung einen andern Begriff beyzubringen?

**) Eben dieß Feſte iſt bey Lovelace, und bey vielen Engländern, der Trotz. Lieber brächen ſie zehnmahl den Hals, (vorausgeſetzt daß man den Hals zehnmahl brechen könnte,) ehe ſie eine gefaßte Idee

sen Charakter unter allen Umständen wieder erkennt, und habt ihr dieß einmahl bestimmt, so müßt ihr nicht wieder davon abgehen, oder ihr verwirrt den Leser. Unmöglich kann ich mich für Jemanden interessiren, zwischen dessen Handlungen nnd Grundsätzen kein Zusammenhang ist; er muß doch ein Ziel im Auge haben, wenn ich ihm folgen soll *). Wenn er unaufhörlich sich umdreht, während er spricht: ich schreite vorwärts; so erblicke ich weiter nichts als eine Traumgestalt, ein Fantasiebild, das nicht zu meinem Herzen spricht: und wäre selbst eine so schreyende Unbeständigkeit bey einigen Personen anzutreffen, so müßte kein Dichter sie schildern, weil Ausnahmen von der Regel kein Vorwurf der darstellenden Künste sind, die vielmehr Regeln aufstellen sollen. Ist es zum Beyspiel wohl erträglich, daß Lovelace, der, nach Clarissens Tode, in eine Verzweiflung verfällt, wegen deren seine Freunde ihn bewachen müssen, weil sie fürchten, er werde sich umbringen, bald darauf die tollsten Possen vornimmt und der ausgelassensten Fröhlichkeit sich überläßt **)? Wie soll man diesen grellen Con-

aufgeben. Hierauf beruht ja das ganze von Richardson aufgeführte Kunstwerk und die eigentliche Tendenz desselben.

*) Und hat denn Lovelace kein solches Ziel? Er will ja erforschen, ob es wirklich eine weibliche Tugend giebt, woran er zweifelt.

**) Die letztere ist ja eben so exaltirt, wie seine

kraft erklären *)? Möchte Lovelace immer bald zärtlich-verliebt, bald ausschweifend, zuweilen lustig, zuweilen schwermüthig, unter diesen Umständen besonnen und unter andern voreilig seyn und handeln: aber alles hat seine bestimmten Gränzen, und man springt nicht mit eins von dem wüthendsten Schmerze zum tollsten und höhnendsten Leichtsinn über. Ein solcher jäher Uebergang ist eben so unmöglich, als der aus einem hitzigen Fieber in einen völlig gesunden Zustand des höchsten Wohlbefindens **). Nichts bleibt übrig, als den Lovelace für einen Thoren zu erklären. Ich lasse mir es gefallen: aber wie soll mich ein wahnsinniger Bösewicht interessiren ***)? Man müsse doch,

Traurigkeit. Diese verhält sich zu jener, wie der Frost zur Hitze bey einem Fieber.

*) Durch die Exaltation, durch die Zerrüttung seines Gemüthszustandes.

**) Aber der sittlich Gesunde ist ja weder ausgelassen lustig, noch übermäßig betrübt.

***) Soll Lovelace denn ein Vorbild seyn? Richardson wollte seine Landsleute darauf aufmerksam machen, daß Trotz im Uebermaaße zu Verbrechen verleite. Laharpe hat, aus Unkenntniß des englischen Nationalcharakters, Richardsons Tendenz mit dem Charakter des Lovelace gar nicht gefaßt. Richardsons Romane sind überhaupt eben so gut Sitten-Schilderungen seiner Nation, wie die Romane von Fielding: nur daß Fielding mehr die Handlungsweise, Richardson aber die Gefühle der Engländer und Engländerinnen psychologisch zu erklären sucht.

habe ich zuweilen gehört, seinen unerschöpflichen Geist und seine listigen Anschläge bewundern. Er selbst hält sich für ein Wesen höherer Art und macht Anspruch auf Bewunderung. Aber welch' eine Erhabenheit! Findet sich diese bey einem Menschen, der mehr Maschinen in Bewegung setzt, und mehr Geld aufwendet, ein junges unerfahrnes Mädchen irre zu leiten, als erforderlich wäre, zwanzig der abgefeimtesten Coquetten, oder zwanzig der stolzesten Prüden zu verführen, und der am Ende gezwungen ist, einen Schlaftrunk zu Hülfe zu nehmen, nachdem er sie zuvor in ein schändliches Haus gebracht hat, nur um sie doch in seine Gewalt zu bekommen? Die Wichtigkeit, mit der er alles dieses betreibt, erregt ein mitleidiges Lachen, und das Vergnügen, welches er darin findet zu schaden, empört das Gefühl *).

*) Eine große Geisteskraft nicht nur verschwendet, sondern übel angewendet zu sehn, ist freylich betrübt: aber diese Betrübniß ist heilsam, wenn sie uns auf unsern eignen Gemüthszustand aufmerksam macht, wenn wir daraus lernen, unsere Geisteskraft nützlich anzuwenden. Freylich lernen dieß nicht alle männliche Leser der Clarisse, weil ihnen Lovelace in einem falschen Glanzlichte erscheint, das ihm der Dichter leihen mußte, und das einen solchen Charakter auch in der Natur umgiebt, daher Scharfsinn dazu gehört, das Trügerische desselben zu durchschauen. Eben deshalb sollten Romane und Schauspiele nur von Perso-

Ich möchte ihm unaufhörlich zurufen: Was rühmst du dich denn so sehr in aller Welt, guter Freund? Ein Polizey-Spion sieht in dergleichen Dingen weiter als du.

Nicht als ob es ihm etwa an Verstand fehle; in seinen Unterredungen mit Herrn Hikmann und dem Capitain Marden zeigt er ausnehmend viel Geist und Kenntnisse: aber der klägliche Gebrauch, den er davon macht, setzt das Lächerliche seiner ausschweifenden Eitelkeit nur noch mehr ins Licht, und er verfällt darüber in Geschwätz, Albernheit und Unsinn *).

Man rühmt an diesem Roman die Mannichfaltigkeit der Charaktere. Mit welchem Recht, wenn die meisten unbedeutend und überflüßig sind? Was kümmert mich der ganze Haufe von Männern und Frauen, die Lovelace als seine Helfershelfer in Thätigkeit setzt? Es sind lauter besoldete Gauner und feile Weibsbilder, und also doch wahrlich keine Gegenstände, bey denen ich gern lange verweile! Jedem Dinge seine rechte Stelle anzuweisen, weder zu viel noch zu wenig von Jemand sagen, darin besteht mit die Kunst

nen gelesen werden, deren Urtheilskraft die erforderliche Reife erlangt hat.

*) Gerade wie weiland der Graf Mirabeau, dem es nur an körperlicher Schönheit fehlte, um ein Lovelace oder Alcibiades zu seyn.

des Geschichtschreibers, und diese Kunst hat Richardson nicht verstanden.

Was er aber am allerwenigsten verstänben hat, ist in Absicht der Nebenumstände das richtige Maaß zu halten. Man liest und liest bis in die Mitte des Werks hinein, und die Handlung hat noch keinen Schritt vorwärts gethan. Die Verfolgungen der Harlowischen Familie und Clarissens Widerstand füllen drey dicke Bände, ohne daß irgend etwas Wichtiges vorfällt, ohne daß irgend eine Veränderung in Absicht der Lage der Dinge sich ergiebt. Dreyßig Personen schreiben inzwischen ohne Unterlaß Briefe, und erzählen dasselbe jeder nach seiner Weise zu sehen und zu denken hundertmal; und dieses unendliche Geschwätz, dieser Wortreichthum soll für Fruchtbarkeit des Genies gelten? Ich bitte nochmals alle Bewunderer solcher Langweiligkeiten um Verzeihung, aber ich kann weder ihr Vergnügen theilen, noch ihre Gründe für wahr halten. Sie behaupten, diese Menge von Nebenumständen befördere die Wahrscheinlichkeit, und erhöhe die Theilnahme. Weder das eine, noch das andere! Sobald ich weiß, sobald ich gesehen habe, daß alle Harlowes theils hart, theils dumm sind; bedarf es da zwey bis drey hundert Briefe, um mir ihre Härte oder Dummheit recht anschauend zu machen? Muß ich, um mich für Clarissen zu erwärmen, ganze Tage unter ihrer albernen Familie gelebt haben, und tausendmal die nämlichen

Dinge mit anhören? Dieß ist so wenig wahr, daß, obschon Niemand, ich wag' es zu sagen, von den Schönheiten der letztern Hälfte der Clarisse mehr durchdrungen seyn kann, als ich es bin, es mir doch nie, nein nie möglich gewesen ist, auch nur den zehnten Theil der drey ersten Bände dieses Werks zu lesen, trotz aller meiner Anstrengung und meines besten Willens *). Wo ich das Buch aufschlug, befand ich mich auf dem nämlichen Punkt, erblickte ich dieselben Menschen, die das Nämliche thaten und sagten. O meine Freunde! ruft Richardsons Lobredner uns zu: Pamela, Clarisse und Grandison sind drey ausführliche Dramen. Nichts weniger als dieß sind sie **). Wie konnte ein so feiner Kenner des Schönen, als Herr Diderot, die Grenzen der verschiedenen Kunstarten so verkennen? Wie wollte er es anfangen, die Werke seines Lieblingsautors zu entschuldigen, müßte er sie nach dem dramatischen Maaßstabe beurtheilen? Der Verfertiger eines Romans läßt mich jahrelang mit denjenigen umgehen, für die er mich in-

*) Darf man sich da wundern, daß der Verfasser sie nicht ganz richtig beurtheilt? Ueber die ungeduldigen Franzosen! Alles wollen sie im Fluge haschen.

**) Freylich nicht in Ansehung der Form, aber doch in Ansehung des Tons. In den meisten französischen Tragödien ist der Ton episch, trotz ihrer ächt dramatischen Form.

tereſſiren will; der Dichter *) verſetzt mich im Nu mitten unter ſie, und eine Viertelſtunde darauf fließen meine Thränen, und ich nehme Theil an ihrem Unglück, als ob ich ſie ſeit wer weiß wie lange gekannt hätte. O meine Freunde! hierin beſteht die Kunſt des Dichters. Vergleicht mit ihr nichts, denn nichts kann ihr zur Seite geſetzt werden **).

Richardſonen fehlte alſo eine weſentliche und unerlaßliche Bedingung, um gut zu ſchreiben und ein treffliches Buch zu liefern; er wußte nämlich nicht Maaß und Ziel zu halten. Er hätte ſeine Handlung vereinfachen, die Hälfte ſeiner Perſonen wegſtreichen, und dadurch das Ganze um die Hälfte verkürzen ſollen ***). Den Engländern, obſchon ihr Geſchmack nicht ſo ſtreng und gerei-

*) Laharpe ſetzt Romancier und Poëte einander entgegen, wie Proſa den Verſen. Der Romancier, der nicht zugleich Poëte iſt, kann unmöglich ein Kunſtwerk hervorbringen. Auch gilt, was Laharpe hier vom Dichter im Allgemeinen ſagt, blos vom dramatiſchen, und das Nachfolgende blos vom tragiſchen. Dieſer iſt Herrn Laharpe der Poëte par excellence. Aber ſteht Euripides über dem Homer?

**) Dieſe Parodie der Diderotſchen Ausrufung verfehlt ihres Zwecks, weil der Roman ja auch zu den Werken der Dichtkunſt gehört.

***) Dann wäre es eine gewöhnliche Liebesgeſchichte geworden, gut um in einer Verdauungsſtunde geleſen zu werden; aber kein Werk, das uns über

nigt iſt, als der unſrige *), ſind Richardſons Fehler nicht entgangen: ſie bewundern die treflich angelegten Situationen in der Clariſſe, ſo wie die Wahrheit der Sprache und Geſinnungen, die er ſeinen Perſonen zu geben weiß; aber allgemein ziehen ſie Fieldingen ihm vor, und ich geſtehe, für dießmahl bin ich ihrer Meinung. Im Joſeph Andrews ſind die Sitten zu national, als daß dieſes Werk im Ausland gleiches Glück wie in England machen könnte: aber Tom-Jones iſt für mich der erſte Roman in der Welt **).

die Seele neue Aufſchlüſſe giebt, und das ſtudiert zu werden verdient.

*) In Abſicht auf Nettigkeit der Form; concedo! In Abſicht auf das Weſen der ſchönen Künſte; nego!

**) In Anſehung der Compoſition, allerdings; aber nicht in Hinſicht auf Zeichnung und Colorit: und dieſe drey Stücke ſind es, die bey epiſchen und dramatiſchen Werken, wie bey Gemälden, in Betracht kommen. Die Zeichnung iſt zwar in Fieldings Romanen untadelhaft: aber Richardſon iſt doch deshalb noch ein größerer Zeichner, weil er ſich ſchwerere Figuren wählte. Das Colorit iſt bey beiden etwas trocken: wie denn die Engländer in der Farbengebung überhaupt, wenn ſchon nicht zur Warnung, aber doch auch nicht als Muſter aufgeſtellt werden können. Die Farbengebung heftet das Auge zuförderſt auf ein Gemälde, und beſtimmt den ganzen Reiz deſſelben für Nichten-

Schon die erste Idee, die bey dem ganzen Werke zum Grunde liegt, ist in moralischer Hinsicht ein Meisterzug des Genies. Von den beiden Hauptpersonen, die auftreten, scheint der Eine immer recht, der Andre immer unrecht zu haben, und am Ende findet sich, der erste sey ein rechtschaffner Mann und der zweyte ein Schurke. Aber jener, unbefangen und leichtsinnig, wie man in der Jugend zu seyn pflegt, begeht Fehler über Fehler, und wird dadurch allen denen anstößig, die sich leicht täuschen lassen; dieser begeht

ner. Ohne richtige Zeichnung hat kein Werk der Darstellung wahren Werth; eine edle Zeichnung aber erhebt es erst zur Bewunderung des Sachverständigen, von dem auch allein die Composition gefühlt und beurtheilt werden kann. Es ist nicht zu leugnen, daß die Franzosen das meiste Gefühl unter den Neuern für Regelmäßigkeit der Form haben, und daß sie darin, aber nicht in Rücksicht auf das Gefühl für Wahrheit im Ausdruck der Gesinnungen, Athenienser sind. Wir Deutsche sind in Absicht auf Composition wenig strenge, vielleicht zu nachsichtig; wir fragen nicht einmahl viel nach einer edeln, sondern nur nach einer richtigen Zeichnung, und ein grelles Colorit ist uns gemeiniglich lieber als Schmelz der Farben. Doch haben wir für letzteres immer noch mehr Sinn, als für Richtigkeit der Verhältnisse in Absicht auf Form. Selbst unter Lessings dramatischen Werken ist blos Nathan der Weise und das kleine Stück Philotas, in Hinsicht auf Composition, ohne Tadel.

Verbrechen, weiß ſich aber dabey ſo künſtlich zu benehmen, daß er für ein Muſter eines jungen Menſchen gilt, und ſein Bruder um ſo ſchwärzer erſcheint. Der eine handelt oft übereilt, und giebt ſo Blößen über ſich; der andere handelt bedächtig, und thut Böſes unbemerkt und ungerügt. So geht es in der Welt, und nie hat man in einem Werke der Einbildungskraft einen mehr ſittlichen Stoff entwickelt und eine wichtigere Lehre eingeſchärft.

Und dann, welche Mannichfaltigkeit der Charaktere, alle gleich wahr, alle anziehend! Die menſchenfreundliche Tugend des Alworthy, unglücklicherweiſe mit einer zu großen Leichtigkeit gepaart, ſich etwas vorſpiegeln zu laſſen: die natürliche, aber dabey rauhe Gutherzigkeit des Landjunker Weſtern, ſeine Liebe zur Jagd und zu ſeiner Tochter, ſein Jähzorn und ſeine Bereitwilligkeit zur baldigſten Ausſöhnung, ſein Widerwille gegen die Lords und den Zweykampf, ſein Geſchmack an alten Volksliedern und deren Melodien, und die ſonderbare Ehrfurcht, die er für ſeine Schweſter hegt, obſchon er ſie hundertmal des Tags zum Teufel wünſcht; dieſe Schweſter, ſo lächerlich durch ihre Anſprüche auf tiefe politiſche Kenntniſſe und Weisheit, und ihre feyerliche Steifheit, die ſo drollig gegen Weſterns Humor abſticht; jene Milady Bellaſton, welche die hochadliche Frechheit und herriſchen Launen der vornehmen Frauen bey Begünſtigung hübſcher

Mannsleute so lebhaft ins Gedächtniß bringt; die gute Madam Miller, deren Herz das Herz des Tom Jones erräth, und die ihn so aufrichtig liebt; Herr Nichtiegale, der, wie so manche Andere, um eine gute Handlung zu thun, nur der Aufmunterung dazu bedarf; und Sophie, die reizende Sophie, deren Liebe so wahr, so zart und dabey so muthvoll ist; Sophie, die, wie alle gutgeartete Seelen, ihren Geist und ihr Herz durch die Anhänglichkeit an ihren Geliebten immer mehr ausbildet, und dieser Zuneigung es verdankt, daß man ihren ganzen Werth erst recht erkennt; kurz alle Personen, bis auf die Kammerfrau Honora und die beiden Pedanten Tunkum und Square, sind unübertreflich nach Originalen gezeichnet, die man gleich erkennt, als ob man mit ihnen gelebt hätte, die man tagtäglich in der Welt antrifft, und die er nicht durch einen Strom von Worten, sondern durch Thathandlungen schildert *).

Tom Jones ist unter allen Schriften der Engländer die vollkommenste. Mit welcher Kunst schlingt sich der Faden der Hauptintrigue durch die episodischen Vorfälle hindurch, ohne

*) Die abondance des paroles soll ein Seitenhieb auf Richardson seyn: aber er trifft nicht; denn etwas anders ist eine Schilderung der Lebensweise der Menschen, etwas anders eine Schilderung ihrer Gefühle.

daß man ihn je aus dem Gesichte verliert! Zwar wird man nicht Stellenweise so mächtig ergriffen, wie von einigen Vorfällen in der Clarisse; aber wer nähme nicht an der wechselseitigen Zuneigung des Tom-Jones und der Sophie lebhaften Antheil? Wer wünscht nicht, sie glücklich zu sehen? Wie lange bleibt man über den Ausgang ungewiß und wie geschickt ist er herbeygeführt! Und welche reizende Mannichfaltigkeit in den Tönen! Welche Menge komischer Schilderungen, die den Leser ergötzen, ohne ihn zu ermüden, und seinen Blick auf das richten, was in der Welt vorgeht, ohne daß er darüber die Personen vergißt, mit deren Schicksal man ihn unterhält.

Niemand hat Fieldingen nachzuahmen versucht: gleich Molieren ist er einzig in seiner Art geblieben *). Richardson hat einen berühmten Nachahmer unter uns gefunden, ich meine den Verfasser der Neuen Heloise; ein Roman, der sicher durch die Lesung der Clarisse entstanden ist **). Die Aehnlichkeit in beiden ist unverkennbar. Hier wie dort tritt ein Vater auf, der die Zuneigung seiner Tochter zwingen und sie dahin bringen will, ein ihr mißfälliges Ehebündniß

*) Wir Deutsche besitzen eine solche Nachahmung, die wohl dem Original zur Seite stehen darf; nämlich Wezels Herrman und Ulrike.

**) Wie Werthers Leiden durch die Lesung der Neuen Heloise, verbunden mit einem ähnlichen wirklichen Vorfall.

einzugehen. Clariſſens Vater nimmt ſich vor, nachdem er alles andere vergeblich verſucht hat, ſich ſeiner Tochter zu Füßen zu werfen, um hierdurch eine Einwilligung zu erhalten, die Gewalt ihr nicht abzudringen vermochte. Clariſſens Flucht verhindert die Vollziehung dieſes Vorhabens. Rouſſeau läßt das geſchehen, was bey Richardſon nur Projekt bleibt, und ſo bringt der Baron von Etange es dahin, daß Julie Volmarn heirathet. Claire, Juliens Freundinn, ſcheint eine Copie der Miß Howe zu ſeyn; und auch die Brief-Methode, (nicht bloß Brief-Form,) iſt die nämliche, indem beide Schriftſteller Perſonen wählten, die nichts ſo ſehr lieben, als von ihrer Leidenſchaft zu ſprechen und darüber zu ſchreiben. Ce ſont des amans, et non des académiciens, ſagt Rouſſeau in einer Note, und glaubt dadurch jedem Tadel über das Incorrecte, Langweilige und Ueberflüßige in dieſen Briefen begegnet zu haben. Aber dieſe Apologie hält nicht Stich, und man kann ſie mit eben ſo wenig Worten vernichten. Nein, nicht wirklich Verliebte ſprechen, ſondern Herr Rouſſeau iſt es, der ſie ſprechen läßt. Der beſte verliebte Briefwechſel würde ein ſchlechtes Buch abgeben, wenn man ihn drucken ließe *); denn man würde auf allen

*) Daſſelbe gilt von den freundſchaftlichen Correſpondenzen der Gelehrten, die ſämmtlich am beſten ungedruckt blieben, da ſie nicht für das Publicum geſchrieben ſind. Wenigſtens ſollte man

Seiten daſſelbe finden, und das, was zwey Verliebte entzückt, entzückt darum nicht auch den Leſer. Julie iſt, gleich Clariſſen, ein wenig Predigerinn, (prêcheuſe) und beyde predigen, meinem Gefühl nach, etwas zu lange.

Die bemerkte Aehnlichkeit zwiſchen beiden Werken hindert nicht ihre Unähnlichkeit in andern Stücken, die aus der verſchiednen Geiſtesanlage des Engländers und des Genfers entſpringt. Richardſon hat ungleich mehr Imagination, Rouſſeau mehr Dialektik, die er mit der höchſten Beredtſamkeit verbindet. Immer kommt er auf Streitfragen und philoſophiſche Bemerkungen zurück; ſie fließen ihm gleichſam unwillkührlich in die Feder. Förmliche Unterſuchungen über den Zweykampf, über den Selbſtmord und über die heroiſche Oper ſind der Schilderung von Juliens und Saint-Preux wechſelſeitiger Liebe eingewebt, und mehrere dieſer Unterſuchuugen ſind gerade das Vorzüglichſte in der Neuen Heloiſe, und die ſein eigenthümlichſtes Gepräge tragen. Denn als Roman betrachtet, hat das Werk keinen ſonderlichen Werth. Kein Andrer als er würde es ſo leicht gewagt haben, die beiden Verliebten gleich im Anfange des Werks zu beglücken: aber es entſpringt daraus kein Vortheil für das Ganze, vielmehr erſchlafft dadurch die Handlung, und die

ſie nie anders als Auszugsweiſe drucken laſſen, und auch dieß mit großer Vorſicht.

zuerſt empfundene Theilnahme an derſelben erliſcht. Sehr ſonderbar iſt Juliens Verheirathung mit Volmar, während ſie immer noch den Saint-Preux liebt, und dieſer Schritt iſt im Widerſpruch mit den Grundſätzen der Moral, die Julie bis dahin befolgt hat, und die einen Betrug dieſer Art nicht erlauben. Ueberdem heißt es doch jemanden nicht ſehr lieben, wenn man im Stande iſt einen Andern zu heirathen, und Julie wird von Stund an uns weniger werth. Noch außerordentlicher iſt Saint-Preux's Benehmen, der, nachdem er zwey Jahr in der Welt herum gelaufen iſt, ſehr ruhig ſeinen Aufenthalt bey ſeiner ehemaligen Geliebten und ihrem Eheherrn nimmt. Und nun vollends Volmars Zutrauen, der ohne Unruhe dieſen Saint-Preux mit Julien umgehen ſieht, und der doch den Brief in Händen hat, worin Julie ihrem Geliebten eine Zuſammenkunft vorſchlug, die beyder Leben in Gefahr ſetzte. In Juliens Briefen erblicke ich Ausdrücke die Menge, durch die Volmar ſtutzig werden mußte; aber ich werde nichts darin gewahr, was ihn wieder beruhigen könnte. Der Verfaſſer mußte daher auch endlich, um aus dieſer ſonderbaren Lage herauszukommen, auf einen für ihn glücklichen Zufall denken, der dem Intereſſe der Handlung fremd iſt, und Julie ſtirbt einzig und allein, um Herrn Rouſſeau aus ſeiner Verlegenheit zu ziehen. Aller dieſer Fehler ungeachtet fand dieſer Roman in ſeiner Neuheit einen außerordentlichen Beyfall, und

obschon man seinen Werth späterhin richtig bestimmt hat *), so wird er doch stets als eines unsrer classischen Werke genannt werden, weil Schönheiten ganz eigner Art die mannigfaltigen Fehler desselben aufwiegen. Es herrscht darin Leidenschaft und Beredtsamkeit, und wenn die Personen öfters durch ihr Benehmen beleidigen, so vergüten sie dieses doch und erregen wieder Theilnahme durch die Wahrheit ihrer Reden und durch jenes Feuer, das die Schreibart des Verfassers charakterisirt. Der von Meillerie geschriebne Brief, die Spazierfahrt auf dem Genfer-See, Saint-Preux Denkmahle seiner Liebe auf den Alpen verstreut und seine Imagination entflammend; der Augenblick, wo er Julien an den Blatter-Pocken krank darnieder liegend erblickt: alle diese stark gezeichneten Schilderungen, verbunden mit feinen philosophischen Bemerkungen, in einer energischen Sprache, tragen das Gepräge eines großen Schriftstellers und machen, daß man die Fehler der Dichtung übersieht. Zudem hat dieser Roman einen mächtigen Reiz für das weibliche Geschlecht und für die Jugend, weil die Schwächen des menschlichen Herzens in das Gewand der Tugend gekleidet sind und daher als ruhmvoll erscheinen. Unter allen Schriften Rousseau's hat keine so wie diese die Köpfe ent-

*) In Deutschland ist dieß vorzüglich von Moses Mendelssohn geschehen. Man sehe die Litteraturbriefe.

flammt und den Enthusiamus erregt; (was nur Werke beredter Schriftsteller zu thun vermögen;) keine seiner Schriften ist daher aber auch so verführerisch und so gefährlich für junge Leute als sie.

Den Aemil muß man nicht als einen Roman betrachten; aber die romanhafte Form, die der Verfasser einem Werke gab, dessen Gegenstand so ernst ist, hat weder seiner Nützlichkeit noch seinem Werthe geschadet, vielmehr beydes beträchtlich erhöht. Aemil und Sophie gewähren den Unterweisungen ihres Lehrers Interesse und Reiz. Sein Erziehungs-System ist zwar nicht im Ganzen anwendbar; es ist eine Uebertreibung in der Theorie und in der Praxis, wie fast alle die allgemeinen Ideen des nämlichen Verfassers speculative Uebertreibungen sind *). Aber er verbindet damit eine Menge Wahrheiten und lichtvolle Ideen, die für das Jahrhundert nicht verloren gegangen sind. Hat er schon die Ideen über Behandlung der Kinder von Locke

*) Niemand hat dieß besser gezeigt, Niemand aber auch die herrlichen Winke Rousseau's besser benutzt, als Saint-Lambert in seiner Tugendkunst. Mit Recht wird dieses Werk, zu dem Franklin, während seines Aufenthalts in Paris, den Plan entwarf, als Prämien-Buch in den Schulen Frankreichs, auf Befehl der Regierung, (seit der Zeit, da François de Neufchateau Minister des Innern war,) vertheilt. Kein Pädagog sollte es ungelesen lassen. Es ist eine Fundgrube praktischer Bemerkungen.

entlehnt; ſo hat der Genfer Redner doch das überzeugend vorgetragen, was der engliſche Philoſoph blos bemerkte. Der ſchmeichelhafteſte Lohn, den ein Mann erlangen kann, dem es ernſtlich darum zu thun iſt, Gutes zu wirken, iſt ihm auch geworden: er hat in einem äußerſt wichtigen Theil des geſelligen Lebens, er hat in der Erziehung eine Revolution bewirkt. Es läßt ſich nicht leugnen, daß in der Art, die Jugend zu behandeln, ſeitdem eine merkliche Veränderung vorgegangen iſt. Wenn der junge Menſch in der ſchönſten Blüthenzeit ſeines Lebens itzt alle die angenehme Freyheit genießt, die ihn in den Stand ſetzt, ſeine Kräfte zu entwickeln und fröhlich zu ſeyn; wenn er nicht wie ehedem eingeſchüchtert und auf alle nur mögliche Weiſe unter dem Zwange und der Fuchtel gehalten wird: wem hat er dieß anders zu danken als dem Verfaſſer des Aemil? Alle kommenden Geſchlechter ſind ihm alſo das Glück ihrer frühern Jahre ſchuldig; und wenn das Beyſpiel einer dem größten Manne unſers Jahrhunderts errichteten Bildſäule unter uns den Gebrauch herbeyführte, alle Wohlthäter der Menſchheit durch ähnliche Monumente zu ehren, mögen ſie ſich durch Geiſteswerke oder durch milde Stiftungen um Welt und Nachwelt verdient gemacht haben, ſo würde ich mir gern denken, wie eine Mutter ihr Kind an die Statue des berühmten Genfers hinan hebt, um ſie mit Blumen zu bekränzen, und wie dieſes Kind eine andere Frau

anlächelt, die das ihrige säugt. Rund herum könnten auch Kinder in mannichfaltigen Gruppen sich mit den ihrem Alter angemeßnen Spielen ergötzen.

Ein Mann, der sich neue Bahnen brach, jedesmal wenn er nach Andern einen Weg einschlug; ein Schriftsteller, der seinen Compositionen jeglicher Art ein eignes Gepräge gab; Voltaire nahm sich auch vor, Romane zu schreiben, und so durften die seinigen nicht denen gleichen, die vor ihm erschienen waren. Zwar hat er im Zadig den Stoff zu mehrern Kapiteln aus bekannten Werken entlehnt; aus dem Ariost zum Beyspiel das von dem Manne mit den grünen Waffen, aus Tausend und Einem Tag das von dem Einsiedler u. s. w. Eben so hat er im Micromegas eine Idee aus dem Gulliver benutzt, und im Ingénu gehört die Haupt-Situation dem Düclos, in dessen Roman la Baronne de Luz sie sich findet. Aber das Ganze und der Vortrag sind ihm eigen, und zeugen von seinem bewundernswerthen Genie. Was den Zadig, Candide, Memnon, Babouc, Scarmentado und den Ingénu auszeichnet, ist die überall zum Grunde liegende Philosophie, verbunden mit einem stromvollen, geistreichen und muntern Vortrag; das sind die unerwarteten Vergleichungen und witzigen Contraste, die in Erstaunen setzen, und worin der Zauber seiner Schreibart liegt. Niemand hat besser als er es verstanden,

die menschliche Vernunft zu narren. Er unterhält sich mit seinem Leser und macht ihm glauben, er habe Witz und Einsicht, so klar sind die Ideen, die er mit vollen Händen ausstreut, und so reizend erscheinen sie dem Leser. Zuweilen gebraucht er bey geringfügigen Dingen einen ernsten spottenden Ton, und die Art von feiner Höhnerey, die im Hamilton so sehr gefällt, mit den er in der Romangattung noch die meiste Aehnlichkeit hat; jedoch so, wie etwa eine geistreiche Conversation einem guten Buche gleicht.“

So weit war Laharpe gekommen. Um das Fehlende einigermaßen zu ergänzen, hat man von seinen Recensionen für den Mercure folgende aufgenommen: 1) Sur une édition posthume des Confessions du Comte de ***, roman de M. Duclos; 2) sur une traduction libre d'Amadis de Gaule, par M. le Comte de Tressan; 3) sur les Incas de M. Marmontel; 4) Gonzalve de Cordone, ou Grenade reconquise, par M. de Florian.

Auch die beyden folgenden Kapitel: Littérature mêlée und Littérature étrangère überschrieben, enthalten lauter Fragmente. Jenes drey: 1) eine Recension der Lettres sur l'origine des sciences et sur celle des peuples de l'Asie, adressées à M. de Voltaire par M. Bailly; 2) eine Notice historique sur Laplace et sur ses écrits; und

3) eine Notiz über die Schriften von Athanasius Auger.

Das folgende und letzte fünf; nämlich 1) über eine Uebersetzung der Gedichte Ossians von Letourneur; 2) über Miltons verlornes Paradieß; 3) über die französische Uebersetzung der sämtlichen Werke des Alexander Pope; 4) über die Lebensbeschreibung des italienischen satyrischen Dichters Nicolo Franco; und 5) sur un roman traduit de l'allemand, intitulé: les Passions du jeune Werther. Was der Verfasser über den letztern sagt, wird unsere Leser am meisten interessiren; daher wir seine eignen Worte hersetzen:

Le roman de M. Goethe a les défauts et les beautés des écrivains de sa nation *). On fait le plus grand éloge de l'auteur et de l'ouvrage dans la lettre de M. le C. D. S. On assure que toutes les productions de cet écrivain ont le plus grand succès dans son pays, et que c'est, après Klopstock, le plus grand génie de l'Allemagne. On prétend aussi que le sujet de son roman n'est point une fiction, mais un fait arrivé réellement, et dont même on nomme les acteurs. Rien n'est plus simple que ce

*) Was der Verfasser den Deutschen überhaupt vorwirft, ist: prolixité de style und surabondance de détails minutieux. Letztere beweise den Mangel an Erfindungsgeist und bewirke Monotonie. „Die Deutschen, sagt er, scheinen zu glauben, daß man nur alles, was einem aufstößt, schildern dürfe, um die Aufmerksamkeit zu erregen. Non, il faut choisir un sujet, et faire un tableau.“

ſujet. C'eſt un jeune homme qui devient amoureux d'une jeune perſonne vertueuſe, promiſe à un autre homme. Il lui inſpire un goût très-vif, qu'elle ſe cache à elle-même, comme il diſſimule de ſon côté la paſſion qu'il reſſent. Il s'éloigne cependant pour ne pas voir le mariage qui ſe prépare. Il voyage quelque tems, et revient chez les deux époux, préciſément comme Saint-Preux chez Madame de Volmar. Il vit quelque tems dans la plus grande union avec le mari et la femme; mais inſenſiblement celle-ci eſt moins contente de ſon époux, et celui-ci commence à voir de mauvais œil les viſites du jeune Werther; c'eſt le nom du héros de ce roman. La triſteſſe et la contrainte règnent entre ces trois perſonnages. Werther tombe dans cette mélancolie qui eſt le calmant des grandes douleurs, mais l'aliment dangereux des grandes paſſions. Il ſe dégoûte de la vie, et finit par ſe tuer avec un piſtolet qu'il a emprunté à ſon rival, et qui a été donné des mains de ſa maîtreſſe.

L'intérêt de ce roman ne peut conſiſter, comme on le voit, que dans le développement d'une paſſion malheureuſe, puisque d'ailleurs il eſt abſolument dénué de ſituations et d'événemens. Il eſt en forme de lettres. Ces lettres parlent de tout, et la paſſion y tient peu de place. Le ſtyle d'ailleurs en eſt vague et découſu. Il y a quelques traits de vérité perdus dans une multitude de détails indifférens et froids. Il n'y a d'attachant que le moment du ſuicide, et quelques morceaux des dernières lettres que Werther écrit à ſa maîtreſſe avant de ſe donner la mort.

Es iſt zu bedauern, daß Laharpe nicht die 1776 zu Maſtricht bey Jean Edme Dufour und

Philippe Roux herausgekommene Ueberſetzung dieſes Romans gekannt hat, die blos den Titel führt: Werther, traduit de l'allemand. Sie hat einen Schweitzer, Herrn d'Iverdün, zum Verfaſſer, der ſie zu Göttingen verfertigte, wo er 1775 einem reichen Engländer zum Führer diente. Dem zweyten Theile ſind Bemerkungen des Ueberſetzers, ſowohl über den Roman ſelbſt, als über die auf Veranlaſſung deſſelben herausgekommenen Schriften beygefügt, die auch von deutſchen Litteratoren geleſen zu werden verdienen, und nach deren Leſung Herr Laharpe das Buch in einem andern Lichte würde geſehen haben. Die Ueberſetzung, die er vor Augen hatte, ſcheint ſehr ſchlecht zu ſeyn. Gleich der Titel iſt ganz falſch übergetragen. Werther geht nicht durch Leidenſchaften (Paſſions) zu Grunde, ſondern durch ſeinen Widerwillen gegen das thätige Leben, zu dem ſich eine unglückliche Neigung für ein Frauenzimmer geſellt, die nicht die ſeinige werden kann. Wer ſich in großen Städten und im Geräuſch der Welt herumtreibt, und daran Geſchmack findet, kann ſeine Empfindungen nicht theilen; kann ihn gar nicht begreifen. Dieß kann nur, wem vor dem Weltgetümmel ekelt. Die Ereigniſſe ſind es nicht, welche dieſen Roman anziehend machen, ſondern die Gefühle.

Niemand, dünkt uns, hat die Tendenz dieſes Meiſterwerks in ſeiner Art richtiger gefaßt, als Herr d'Iverdün. Loin que l'ou-

vrage de Mr. Goethe, ſagt er, ſoit un Ouvrage miſible, il peut-être, il ſera, j'espere, utile à la ſociété. La néceſſité de combattre dans leur naiſſance les paſſions dangereuſes, eſt une maxime qu'on devra répéter aux hommes auſſi longtems qu'ils ſeront ſuſceptibles de paſſions *). Celui qui aura lu Werther, n'oubliera jamais cette lecture; il ſe la rappellera à l'inſtant critique où il verra une Charlotte.

Jeune homme ſenſible! quand tu éprouveras la prèmiere atteinte de la plus violente des paſſions pour un objet qui ne peut être à toi, tu diras: tel étoit l'état de Werther, le prèmier jour qu'il vit Charlotte. Ah! ſi je revois cet

*) So wie, daß man für ſeine Mitmenſchen arbeiten muß, wenn man ein zufriednes Leben führen will. Wer ſich ihnen entzieht, und ſein Herz einzig an die Natur hängt, wird mißmuthig, wie Werther und Jean Jacques Rouſſeau. Die Menſchen behagen ihm nicht, die bürgerlichen Verhältniſſe drücken ihn, und ſo entſteht in ihm der Wunſch, im Schoos der Erde Ruhe zu finden: der erſte Schritt zum Selbſtmord. Iſt ein ſo geſinnter Menſch unglücklich in der Liebe, ſo kann er ſeine Leiden nicht ertragen; denn er verſteht es nicht, ſie dadurch zu mindern, daß er ſich mit Dingen beſchäftige, die Andern, wenn ſchon nicht ihm ſelbſt, Nutzen bringen. Er kann ſich von ſeinen unangenehmen Gefühlen nicht losreißen, weil ihm keine andern Bilder vorſchweben, und ſo führen ſie ihn ins Verderben: er legt Hand an ſich ſelbſt, um nicht mehr zu leiden.

objet qui porte le trouble dans mes ſens, je l'adorerai tous les jours davantage; bientôt je ſouffrirai les tourmens que Werther éprouva, bientôt la langueur ou le déſeſpoir termineront ma malheureuſe carrière! Ou plus infortuné encore, peut-être la vertu s'éloignera de mon coeur; je chercherai à ſeduire cette femme; et ſi mes efforts ſont vains, je maſſacrerai ſon époux --- elle même --- Fujons! évitons le crime, ou l'infortune: allons chercher dans d'autres climats l'oubli d'un objet trop dangereux, et la jouiſſance de plaiſirs moins funeſtes.

Und wie wahr iſt Folgendes! On eſt en général aſſez ſévere contre les mauvais Ecrivains; mais il eſt une autre claſſe d'hommes, claſſe qui devient tous les jours plus nombreuſe, contre lesquels on devroit auſſi s'élever: ce ſont les mauvais Lecteurs; ces hommes dont l'eſprit peu juſte ſaiſit à faux les raiſonnemens, dont le cœur vuide et ſec eſt fermé au ſentiment, ou qui ne voyent qu'à travers d'épais brouillards que forment des préjugés ſans nombre. Non contents d'avoir mal lu, ces hommes publient effrontément leurs faux jugemens, s'érigent en guides et en maîtres impérieux. Mais ce qui eſt bien plus odieux encore, ils confondent la ſtatue avec l'ouvrier, l'Auteur avec ſon Ouvrage. Ils lui attribuent les ſentimens qu'il a prêtés à ſes Acteurs, ils l'attaquent perſonnellement, et font ainſi tous leurs efforts pour étouffer les talents, pour

nous plonger de nouveau dans une honteuſe barbarie.

Mr. Goethe ne peut, ne doit être à nos yeux que l'Editeur des Lettres de Werther; et en cette qualité, il ne s'eſt point expliqué ſur la mort de Werther, il s'eſt contenté de nous demander des larmes pour un ami infortuné. Il eſt donc injuſte, il eſt donc abſurde de vouloir deviner ſes penſées. Ceux qui identifient Mr. Goethe avec Werther, qui le nomment l'Apôtre du ſuicide, auroient autant de raiſon d'aſſurer qu'il s'eſt caſſé la tête, et de lui ſoutenir, à lui-même, qu'il eſt bien mort.

III.

Ueber den neuen französischen Calender *).

Ein paar Worte über die wichtige Angelegenheit der Einführung eines neuen Calenders, der republikanische genannt, können ja wohl nicht schaden. Ich werde dazu durch das veranlaßt, was in dem National-Convent, zu Folge des Journal de Paris, sich zutrug, als man eine Vorstellung dagegen, welche eine der Pariser Sectionen hatte einreichen lassen, vorlas. Ich lese: „Heftiges Murren bey der Aeußerung des „Wunsches nach Unterdrückung des neuen Calen-

*) Dieser, dem 14ten Bande des Laharpischen Werks beygefügte Aufsatz, ward in den ersten Monaten des Jahres 1795 geschrieben, durfte aber erst itzt im Druck zu Paris erscheinen. Sollte seine Bekanntmachung, unter den itzigen Umständen, nicht die Vermuthung begründen: man gehe damit um, den Sans-Culoten-Calender der früh verblichnen untheilbaren französischen Republik mit in den Sarg zu geben? Die Zeitreichnung in einem Kaiserthum kann doch nicht von dem Tage beginnen, wo Demokratie an die Stelle von Monarchie trat.

„ders. Verlangt man nicht auch die „Wiederherstellung des Königthums? „riefen mehrere Stimmen.“

Unvergleichlich! Unsere Republikaner sind und bleiben dieselben. Bey ihnen ist an keinen Wechsel des Lichtes zu denken. Auch würde es mich Wunder nehmen. Doch das hat gute Wege; dazu lassen sie es nicht kommen. Wohl aber begreife ich ihr Erstaunen, daß andere Leute nach gerade zu raisonniren anfangen. Und was werden sie erst sagen, wenn ich so frech bin, ihnen ins Angesicht zu behaupten, die Section de Bonne-Nouvelle habe recht, vollkommen recht, und ihr, vom Gelehrten wie vom Bauer verspotteter Calender sey das Ungereimteste, was je schwarz auf weiß erschienen ist?

Ich übergehe die Sans-Culotiden, da ich vernehme, daß man sie aufzugeben gedenkt; so schmerzlich dieß auch manchen von den Herren fallen muß. Immer ein merkwürdiger Beweis, daß der Menschenverstand noch nicht gänzlich unter uns erloschen ist; was zur Beruhigung und zum Trost dient, indem es die Hoffnung ermuntert. Jammerschade indeß, daß wir nun keine Decrete zu sehen bekommen, ausgefertigt von den Stellvertretern des französischen Volks am ersten Tage der Sans-Culotiden! Wird die Republik ohne Sans-Culotiden bestehen können? Sie scheint mir unwiederbringlich verlore-

Und das Meinungsfest, eine ächte Sans-Culotide, müßt ihr dieß auch aufgeben? Wie sehr seyd ihr zu beklagen! Der Menschenwitz hat nichts hervorgebracht, das an Weisheit mit dem Meinungsfeste zu vergleichen wäre.

Nun dann! weil ihr die Meinung so hoch haltet, hört, falls ihr Ohren dazu habt, was Europa von euerm Calender denkt, der Arbeit zweyer berüchtigten Jacobiner, des Schulmeisters Romme und jenes Fabre, genannt d'Eglantine, der allerdings einige Anlage zu einem guten Komödienschreiber hatte, der aber wie ein Allobroge schrieb, und so unwissend war, wie schlechte Komödianten gewöhnlich zu seyn pflegen, übrigens aber seinen Schnitt besser zu machen verstand, als alle Procuratoren des alten Regime. Ich habe, während des ganzen Verlaufs unsrer Sottisen, auf die Stimme der Aufgeklärten in Europa gehorcht, und ich bin gewiß, daß euer Calender dasselbe Schicksal haben wird, das schon so viele andere Jacobiner- und Berg-Einfälle getroffen hat — er wird vergessen werden.

Ich will mich nicht mit euch über die barbarischen Ausdrücke Thermidor, Messidor, Fructidor, streiten; Benennungen, die aus der griechischen und lateinischen Sprache entlehnt sind, und denen man spanische Endsylben angehängt hat, was allen Regeln, wie Wörter gebildet werden, widerspricht. Dieß betrifft blos die

Grammatik. Es könnte leicht seyn, daß ihr mich nicht verstündet, und dann würdet ihr ausrufen: er spielt noch den Academiker; ihre Herrschaft ist aus.

Ich will daher auch eure Benennungen der Tage nicht rügen, so drollich auch der rothe Rüben- und der Zwiebel-Tag klingt, noch die Bezeichnung der Decaden durch Schwein und Esel: ich bekenne, daß die Erfinder dieser republikanischen Neuerungen es verdienen, Esel und Schweine zu Schutzpatronen zu haben.

Auch begreife ich, daß bey eurem Haß gegen die Heiligen des Fanatismus *), der jeden wahren

*) Man muß sich ja wohl nach der eingeführten Sprechart richten. Das Wort Religion ist nun einmahl aus der Frankensprache ausgemerzt. Man bringt es nicht mehr über die Lippen, wenn man ächten Philosophengeist hat. Man sagt dafür Fanatismus. Alle Völker der Erde, die bisher eine Religion hatten, waren in Irrthum; sie hatten und haben nichts als Fanatismus. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Kirchenräuber, wenn sie tagtäglich geheiligte Geschirre und Meßgewänder an die Barre des Convents schleppten, sich nie des Ausdrucks bedienten: les dépouilles de la religion, les dépouilles du culte. Wohlweislich nahmen sie sich dafür in Acht. Stets hieß es: les dépouilles du fanatisme. Wie vieles liegt hierin für den, der nachzudenken versteht!

Patrioten beseelt, die Distel und die Nessel euch der Verehrung würdigere Gegenstände zu seyn scheinen, als zum Beyspiel Vincent de Paule, jener große Menschen- und folglich auch Religionsfreund, (wenigstens nach der fanatischen Sprechart); aber ich bin so frey, euch zu erinnern, solltet ihr mich auch einen Fanatiker schelten, (was noch beschimpfender ist, als ein Academiker genannt zu werden;) ich bin so frey euch zu erinnern, daß, wenn man auch schon kein Christ wäre (verzeiht den Ausdruck!) man doch nur etwas Geschichtskenntniß haben und von Menschenverstand nicht ganz entblößt seyn dürfte, um zu begreifen, wie ein rechtschaffner Mann (verzeiht den Ausdruck!) einen Ambrosius, einen Chrysostomus, und so manchen andern trefflichen Menschen, sich zu seinem Vorbilde nehmen, und also zu seinem Patron wählen kann, ohne vor Schaam zu erröthen. Sagte nicht Voltaire, der doch wohl kein zu warmer Freund von den Heiligen war: höher als der heil. Ludwig könne der Mensch es in der Tugend nicht bringen? Wenn man aber jemanden vorschlüge, seinen Geburtstag nach dem Striegel und der Ofengabel zu feyern, müßte er nicht glauben, man wolle ihn foppen, oder man sey verrückt?

Doch, wie gesagt, alles dieß ist blos lächerlich. Aber in der eingereichten Vorstellung sind auch Gründe ernsthafterer Art enthalten; es sind darin nämlich die unzähligen Irrungen und Un-

bequemlichkeiten ins Licht geſetzt worden, die aus der Einführung des Calenders von Romme und Fabre unaufhörlich im gemeinen Leben entſtehen würden. Hierauf hat man ganz ernſthaft erwiedert: Rußland habe ja auch ſeinen eignen Calender, und es entſtehe daraus kein Nachtheil für ſeinen Handel mit fremden Völkern. Um Vergebung! die Vergleichung paßt nicht, dieß läßt ſich leicht ſonnenklar erweiſen. Denn nachdem man gelacht hat, muß man in Angelegenheiten der Art auch die Sache erörtern.

Warlich, man braucht den erſten beſten Almanach nur anzuſehen, um zu finden, daß der ganze Unterſchied zwiſchen dem Julianiſchen und Gregorianiſchen Calender, woraus ſeit zweyhundert und einigen Jahren das entſpringt, was man den alten und den neuen Styl, auch wohl die alte und die neue Zeit (nämlich Zeitrechnung) nennt, einzig darin beſteht, (wenigſtens in ſofern dieſer Unterſchied aufs bürgerliche Leben Einfluß hat,) daß der eine Calender um eilf Tage früher als der andere zu zählen anfängt, ſo daß der eine den 25ſten, wenn der andere den 14ten hat u. ſ. w. Die Eintheilung der Jahre, Wochen, Monate, ſind ſich übrigens gleich, und ſo kann der jüngſte Ladendiener über den Zahlungstag eines von Petersburg auf Paris geſtellten Wechſels nicht in Verlegenheit kommen. Aber da wir, wie Sganarell beym Moliere, alles verändert haben, Jahresanfang,

Monathe, Wochen, nebst der Benennung der Tage, so ist es ganz unmöglich, daß jemand unsere Art zu zählen begreifen kann, wofern er nicht zuvor unsern neuen Calender aufs sorgfältigste studiert hat; und da wir doch nicht in dem Besitz sind, unsere Almanache dem ganzen Occident, wie die Chineser die ihrigen dem Orient, als Muster aufzudringen, so muß jeder Franzose, wenn er an einen Fremden schreibt, sich zweyer Calender bedienen, des neuen, um nicht verdächtig, und des alten, um verstanden zu werden. Zu was nützt denn nun der neue, da man des alten dabey durchaus nicht entbehren kann?

Laßt uns zuvörderst untersuchen: was der Zweck jedes Calenders sey? Mich dünkt, kein anderer, als das Verhältniß, welches zwischen dem chronologischen und dem aus 365 Tagen 6 Stunden bestehenden Sonnenjahre statt findet, so genau als möglich anzugeben. Dieß Verhältniß richtiger zu bestimmen, hat stufenweise die Julianischen und Gregorianischen Reformen hervorgebracht. Die Gregorianische Zeitrechnung wird heutiges Tages für die regelmäßigste fast allgemein anerkannt. Nie hat man in irgend einem Calender etwas anders gesucht, als dieß. Was wollt ihr denn also mit dem eurigen? Da ihr in Absicht der astronomischen Berechnungen nichts verändert habt, weil ihr dieß zu thun nicht vermochtet; wozu der Umsturz der eingeführten

Ordnung, die so manches für sich hat? — Es soll natürlicher seyn, das Jahr mit dem Herbst-Equinoctio anzufangen. — Und warum denn natürlicher als mit dem Frühlings-Equinoctio? Warum natürlicher als mit Sommers- oder Winters-Anfang, in der Zeit da die Sonne von einem Wendekreise zu dem entgegen stehenden geht? Es fällt in die Augen, daß alle diese astronomischen Rücksichten gleichen Werth haben; das heißt, sie sind gleich unbedeutend: denn wenig liegt daran, von wo man ausgeht, sofern nur sonst die Jahresrechnung mit dem Lauf der Gestirne übereinstimmt. Woran aber viel liegt, ist, daß die bürgerlichen Gewohnheiten, die seit Jahrhunderten sich mit der uns von Jugend auf bekannten Calender-Einrichtung verwebt haben, nicht unnöthiger Weise gestört werden, und daß man nicht Leute von neuem in die Schule zu schicken gedenke, die zum Theil mehr wissen, als die Herren Romme und Fabre d'Eglantine, zum Theil nie in irgend einer Schule gewesen sind. Was? wird euch der ehrliche Landmann sagen (und drey Viertheile von Frankreich werden ihm beystimmen,) ich habe die Wochentage nach den Sonntagen gezählt, seit ich buchstabieren kann. Montag, Dienstag, Mittwoch zu sagen, ist mir so geläufig geworden, wie das Abc; Januar, Februar, März, wie: der, des, dem, den; ich weiß die Arbeits- und die Fest-Tage in meinem Lüttcher Almanach, der

nur zwey Kreutzer kostet und 64 Blätter enthält, den Augenblick zu finden; den großen und die zwey kleinen Markttage in jeder Woche *), die vier Quatember, an denen ich meine Abgaben zu entrichten habe, u. s. w.; ich darf den Schulmeister nicht erst darüber befragen, noch sonst irgend jemand; und nun soll ich euer Nonidi und Occidi auswendig lernen, und mit Angstschweiß auf der Stirne aus eurem vertracten Zauberbuche die Tage herausklauben, an denen ich meine grüne Waare in die Stadt zu schaffen habe: der Geyer mag sie darin suchen!

*) Man weiß, wie wichtig es ist, die Ordnung der Markttage nicht zu stören, vermittelst deren Bürger und Bauern ihre Bedürfnisse wechselseitig befriedigen. Nun! als man den republikanischen Calender, wie alles übrige, mit Hülfe der Bajonnete einführte, schickten die Jacobiner-Municipalitäten in den Städten die armen Landleute wieder fort, die ihre Waare an den bisher üblichen Markttagen herein brachten. „Ihr seyd Verschwö„rer, abergläubisch dummes Volk! Da kommt ihr „zum Sonnabend herein, der doch unser festlicher „Decadi ist. Feyert ihn, wenn ihr Patrioten „seyn wollt. Morgen könnt ihr zur Stadt kom„men, da ist euer heiliger Sonntag! Und bringt „ihr morgen nicht eure Waare wieder; so wird „man euch behandeln, wie dem Staat Ver„dächtige behandelt zu werden verdienen!“ Während zwey ganzer Jahre ward Frankreich auf diese Weise beherrscht; und man duldete es!

Mon Dieu, je n'avons pas étugué comme vous,
Et je parlons tout droit comme on parle cheux nous.

Moliére, Femmes savantes.

Was soll man dem ehrlichen Mann antworten? Seine Gründe sind so unwiderleglich, als die der Unterrichteten.

Zwar; ich besinne mich! Es giebt eine Antwort darauf, und das ist die, deren man sich gegen die Pariser-Section de Bonne-Nouvelle bediente. „Kann man verlangen das Königthum wieder herzustellen!“ Hiermit ist jeder Zweifel niedergeschlagen; alles widerlegt. In diesen Worten muß durchaus eine heimliche Zauberkraft stecken, denn man bedient sich derselben ohn' Unterlaß, um das zu verweigern, was die Vernunft empfiehlt und die Gerechtigkeit heischt; und jeder verstummt, der sie hört *).

*) Der eigentliche Zweck des neuen Calenders, den man aber nicht gern laut wollte werden lassen, war wohl die Ausrottung des Christenthums, an dessen Stelle die sogenannte natürliche Religion treten sollte. Wie aber die Nachricht von der Neubelebung Jesu sich um so mehr verbreitete, je strenger die Jüdische Obrigkeit davon zu sprechen verbot; so wurde die Sonntagsfeyer den Franzosen auch erst wieder recht lieb, nachdem die Regierung dieselbe abgeschafft hatte.

Anm. d. U.

IV.

Frid. Iacobs animadverſiones in epigrammata Anthologiae graecae ſecundum ordinem Analectorum Brunckii. Vol. III. Pars II. Leipzig b. Dyck 1803. 484 S. gr. 8.

Dieſer zweyte Theil des dritten Bandes begreift die Erläuterungen zu den übrigen Epigrammen ungewiſſer Verfaſſer und zu den verſificirten Räthſeln, nebſt einer reichen Erndte von Addendis et Emendandis, die ſich während der Jahre, die über die Herausgabe dieſes Commentars zur Anthologie hingegangen ſind, bey dem Herausgeber angehäuft haben. Nur einen Theil davon faßt dieſer Band, die übrigen ſind für den vierten und letzten Band aufbehalten, welcher überdem eine Abhandlung über die Dichter der Anthologie und Regiſter enthalten wird.

Wir heben, unſrer bey den vorigen Bänden beobachteten Gewohnheit nach, nur einzelne Stellen aus. In Epigr. 261, 2 an den Pan, ὃς πέτρι-ον τόνδε κέκευθε δόμον iſt die Aenderung des Her. τόνδε γέγηθε δόμον, hoc antro delectatur, ſehr

artig, aber ſie ſcheint uns doch kein Erſatz für die gemeine gewähltere Lesart, deren Sinn iſt: qui ſedem habet in receſſu antri.

Pan, den Wandler auf Höh'n, den Gehörnten,
den Führer der Nymphen,
Flehn wir, welcher allhier birget ſein ſteinernes
Haus.

Bey Ep. 272 auf eine Bildſäule des Momus, welche aber, wie ſchon Heyne bemerkt hat, beſſer auf den Neid paßt, folgt der Her. im Ganzen der Brunckiſchen Anordnung der Verſe, ſtellt aber mit Recht die alte Ordnung in Rückſicht des Diſtichon her, das bey Brunck das letzte iſt, und das hinter V. 4 ſtehen muß. Das kahle κείνου βάρος wird vortrefflich gegen ein exquiſites Wort vertauſcht: σκηνους βάρος oder noch ſchöner ξάκος. V. 4 iſt uns ἀμπαύει λύπας nicht recht klar. Dem Ganzen geben wir dieſes deutſche Gewand:

Wer ſchuf mit untadlicher Hand der Tadelſucht Dämon,
Den Verhaßten, der nimmer des Guten ſich freut.
Athem ſcheint er zu haben der Greis, geſtreckt auf die Erde,
Stillet den nagenden Gram, nieder von Alter gedrückt!
Seine Verrätherin iſt die doppelte Reihe der Zähne,
Die bey des Nächſten Glück zornig zuſammen erbeißt,
Und der Reſt des vertrockneten Leib's; mit der einen verwelkten

Hand unterſtützet und ſchlägt er die entblößete Stirn;
Grinſend ſtampft er den Stab mit der andern Hand auf den Boden;
Und befehdet ſogar thöricht den lebloſen Stein.

In einem Epigramm 302 auf eine marmorne Medea hieß es V. 2 ganz ungeſchickt: der Zorn treibt dich zum Zorn: θυμὸς — ἐς χόλον ἠὐτρέπισεν. Der Herausgeber ändert glücklich, wie ſchon vorhin in Tempe Bd. 1. S. 423, σ' ἐς φόνον ἠὐτρ. Und V. 4, wo eben ſo unpaſſend Medea als wegen ihrer Kinder, τεκέων εἵνεκα, zürnend vorgeſtellt wurde, lieſt er, nach Euripides Medea V. 998, λεχέων εἵνεκα, propter laeſum conjugii foedus. Er ſelbſt überſetzt es in Tempe Bd. 1. S. 181:

Raſeſt du ſelber im Stein? Die Eiferſucht welche den hohlen
Augen ſo ſchrecklich entflammt, treibt dich zu blutigem Mord.
Warlich, dich feſſelt umſonſt das Fußgeſtell! Dürſtend nach Rache
Eilſt du dahin, dem Gemahl zürnend mit wüthendem Sinn.

In dem Ep. 307 auf die Dido iſt das letzte Diſtichon in der Planudea verdorben. Sie beſchwört ſich, daß die Muſen dem Maro Unwahrheiten über ſie eingegeben haben: τί μοι ἀγνὸν ὁπλίσσασθε Μάρωνα; Τοῖα καθ' ἡμετέρης ψεύσατο σωφροσύνης. Für ἀγνὸν las Brunck αἰνὸν, etwa wie torvus Maro Statius Wälder 5, 3, 63. Aber Jacobs findet es ſehr angemeſſen,

daß den Musen ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß sie den keuschen (ἁγνὸν) Dichter angetrieben haben, die Dido der Unkeuschheit zu bezüchtigen. Durch eine sehr einfache Operation stellt er die corrupte Stelle so her:

Πιερίδες, τί μοι ἁγνὸν ἐφωπλίσασθε Μάρωνα
τοῖα καθ' ἡμετέρης ψεύσματα σωφροσύνης;

Tempe Bd. 1. S. 186:

Warum habt ihr, o Musen, mit fälschlicher Sage die reinen
Sitten Dido's zu schmähn, Mantua's Sänger gesandt?

Hugo Groot scheint eben so gelesen zu haben:

Invida cur casto dictabas Musa Maroni
Falsa adeo in nostram probra pudicitiam,

Von dem kürzern (312) der beyden Sinngedichte auf den Wettrenner Ladas urtheilte schon Brunck durch Zusammenstellung mit andern, daß ihm das Ende fehle:

O der unglaublichen Schnelle, ob Ladas durchrannte die Laufbahn,
Ob er solche durchflog, Keiner von Allen begriff's.

Den Sinn des Verlohrnen, ja zum Theil die Worte, ergänzt der Herausgeber durch eine Parodie, die wir von diesem Epigramm haben, und nach welcher wir den Schluß etwa so übertragen würden:

Noch ertönt' in dem Ohr der Schall der geöffneten Schranken,
Als bekränzet er ſich zeiget dem jauchzenden Volk.

Der Herausgeber dachte in dem Augenblick, da er die Erläuterung dieſes kleinen Gedichts niederſchrieb, wohl nicht an das als Parallele anzuführende Epigramm des Antipater von Sidon 40 auf den Wettläufer Aries (bey welchem er auf unſer verſtümmeltes Epigramm des Ungenannten verweiſt), aus dem wir das hieher Gehörige nach des Vf. Ueberſetzung in Tempe Bd. 1, S. 117 hier beybringen:

Seine Füße beſchwingt ein Flügelpaar. Warlich im Wettlauf
Hätt' ihm Perſeus ſelbſt nimmer den Rücken gezeigt.
An den Schranken allein erblickten wir oder am Ziele
Ihn, des Meneklees Sohn, nicht in der Mitte der Bahn.

Das folgende Epigramm (313 a) auf den Ladas iſt ſehr wahrſcheinlich im erſten Diſtichon verdorben:

Οἷος ἐὴς φεύγων τὸν ὑπήνεμον, ἔμπνοε Λάδα,
Θῦμον ἐπ' ἀκροτάτῳ πνεύματι θεὶς ὄνυχα.

Groot, welcher überſetzt:

Qualis eras, Lada, fugiens veſtigia Thymi
Alipedis, premeres cum pede flabra tuo.

ſcheint es ſo gefaßt zu haben: du ſuchteſt dem windſchnellen Thymus zuvorzukommen, indem du mit

der Spitze deiner Füße seine dem Wind ähnliche Spur verfolgtest; dann wäre freylich sehr kühn und hart πνεῦμα für die Spur des die Luft schnell wie der Wind durchschneidenden Thymus gesetzt. Eher möchte man sich die Aenderung gefallen lassen:

— — ἄμ' ὠκυτάτῳ πνεύματι θεὶς ὄνυχα,

welcher im letzten Verse vollkommen entspräche: ὦ τέχνη πνεύματος ὠκυτέρα. Gewiß ist Jacobsens Verbesserung eben so leicht als scharfsinnig: ἐπ' ἀκρ. ἐίμφα συθεὶς ὄνυχι. Indeß scheint uns Heyne den Gedanken des Dichters am richtigsten gefaßt zu haben; dieser denkt den Renner ganz nahe am Ziele; er will schon den Siegerkranz ergreifen. Dieses führt uns ganz natürlich auf die Vermuthung:

— — ἐπ' ἀκροτάτῳ τέρματι θεὶς ὄνυχα,

wie τέρμα ἄκρον in der vorhin angezognen Stelle des Antipater 39, 5. und bey den Römern extrema, ultima meta steht. S. Markland zu Statius Wäldern 1, 2, 86, welche Stelle des R. Dichters hier einen Platz verdient:

Vidi ego et immiti cupidum decurrere campo
Hippomenem, nec sic meta pallebat in ima.

So liest Markland nach einer evidenten Verbesserung für meta — ipsa. Das Sinngedicht auf den Ladas übersetzen wir nach unsrer vorgeschlagnen Aenderung:

Wie du lebend, o Ladas, flohst vor dem windschnellen Thymos,

Mit dem ſchwebenden Fuß nahend dem äußerſten Ziel:
Alſo bildet' in Erz dich Myron; des Kranzes Erwartung,
Des Piſäiſchen, ſpricht jegliches Gliedmaaß die aus.
Voller Hoffnung iſt er; man ſieht, wie aus keuchender Bruſt ſich
Bis zu der Lippen Ziel dränget der Athem empor.
Schon wird ſpringen das eherne Bild nach dem Kranz, und die Baſis
Hält es nimmer; o Kunſt, die du geſchwinder als Luft!

Zu einem von den Auslegern falſch gedeuteten, von Brunck unrichtig emendirten Epigramm (360) zündet der Her. zuerſt ein Licht an, indem er es auf die Kayſerin Theodora, Juſtinians Gemahlin, bezieht, die durch ihren Muth und ihre Gegenwart des Geiſtes den furchtbaren Aufruhr der grünen und blauen Faction der Wagenführer dämpfte (ſ. Gibbon). Der letzte Vers des Epigramms ſpricht vorzüglich für dieſe Auslegung:

Deine Tapferkeit preiſt, o Königin, ewig ein Jeder,
Weil du die Reihen der Feinde ſchlugſt, nach verderblichem Streite
Wieder aufſteckteſt ein Licht den beſſern Menſchen, der Bürger
Schädlichen Aufruhr bezwangſt, der die Spiele hemmte der Rennbahn.

Vers 4 ſind ὁμόγνια πήματα der ſchädliche Krieg der Verwandten gegen Verwandte oder Bür-

ger gegen Bürger, wie Artemis Φοίβου ὁμόγνιος κούρη beym Christodorus V. 306. T. 2. p. 467 Brunck. Der Ausdruck ἱππολύτη χάρμη wird darauf gedeutet, daß die Factionen, statt der Spiele der Rennbahn, itzt einander mit den Waffen in der Hand befehdeten, wenn der Dichter nicht etwa darauf anspielen wollte, daß dieser Aufruhr machte, daß die Spiele auf verschiedene Jahre verboten wurden.

Evident scheint uns des Her. Verbesserung Ep. 373 auf den Alexandrinischen Pharos, von dem es nach der gemeinen Lesart heißt, er habe angezündet Ποσειδάωνος ἀπενθέα πυρσόν, eine auffallende Benennung, die durch eine ganz kleine Abänderung einiger Buchstaben und der Interpunction verschwindet:

Πύργος ἐγὼ ναύτῃσιν ἀλωομένοισιν ἀρήγων
Εἰμὶ Ποσειδῶνος ἀνὰ βένθεα, πυρσὸν ἀνάπτων.

Ich, der Thurm, bin den Schiffern, die in den Tiefen Poseidons
Herumirren, ein Retter und zünde ihnen die Fackel.
Wieder erhöhete mich, dem schon die tobenden Stürme
Drohten den Untergang, auf seine Kosten des Königs
Vater, Ammonius; es erheben zu ihm nun die Hände
Wilden Wogen entrückt wie zum Poseidon die Schiffer.

Ueber den kleinen Hymnus an das Glück 428 wollen wir nur Weniges bemerken. V. 1. die Zeit ἀνθρώποισιν ἔχει φάος, verſtärkt der Her. durch eine leichte Aenderung den Ausdruck: ἀνθρώποις ἀνέχει φάος. Im zweyten Diſtichon:

Νεύματι γὰρ σῷ πάντα φέρει κλέος, ᾧ ποτε χειρὶ
Δεξιτερῇ παρέχῃς αὐχένα θεσπέσιον.

iſt die Conſtruction der erſten Worte zweydeutig; der Her. nimmt πάντα für den erſten Caſus und erklärt: Alles bringt dem Ruhm, dem du günſtig biſt. Wir ziehen Brunck's Art zu conſtruiren: κατὰ πάντα φέρει κλέος ἐκεῖνος, ᾧ u. ſ. w. vor, wegen der ganz ähnlichen Conſtruction des Dichters beym Stobäus Ecl. 1, 7, 3 P. 1. p. 194. Heeren. (κατὰ) πάντα Τύχη καὶ Μοῖρα περικλεὲς (i. κλέος) ἀνδρὶ δίδωσιν. Dunkler ſind uns die folgenden Worte, und wir finden die Brunckiſche Erklärung ſonderbar: „dem mangelt es nicht an Ruhm, dem du deinen Nacken mit ſeiner rechten Hand zu berühren giebſt". Der neue Her. hat dieſen bildlichen Ausdruck nicht entwickelt, aber er ſcheint uns auf das Hochtragen des Nackens (αὐχήν) anzuſpielen, das den Glücklichen und den ſich glücklich Fühlenden eigen zu ſeyn pflegt, ſey es, daß die gemeine Lesart verdorben iſt und dafür: παρέχῃς αὐχένας ὕψι φέρειν oder ähnlich geleſen werden muß, oder daß ſie ſo erklärt werden kann: du

haſt mit deiner Rechten ſeinen Nacken erhoben, vergöttlicht, in welchem Sinne auch geleſen werden könnte: Δεξιτερῇ ἕλκῃς αὐχένα ἀπειρέσιον.

Welchen Menſchen du gnädig dich zeigſt, wohlwollende Tyche,
Deren Tage umglänzt ewig ein heiteres Licht.
Deinem Winken verdankt in Allem Ruhm, dem den Nacken
Mit der Rechten du hoch zu dem Olympus erhebſt.

Ueber γαυρούμενος αὐχήν, tollere verticem, ſ. Jacobs zum Meſomedes 1, 10. Animadv. V. 2 P. 2 p. 345 f. Mitſcherlich zu Horaz Oden 3, 16, 19. Statius Silv. 2, 6, 73. Rhamnuſia — oculisque nitorem Addidit et ſolito ſublimius ora levavit.

Ganz unverſtändlich war den Auslegern das Epigr. 433, welches der Her. durch Herſtellung der Lesart der Handſchriften V. 1 Ἑσπέριος für Εὐστέφιος und durch Aenderung Eines Wortes V. 2 χαλάσας vom nachlaſſenden Schlaf ſtatt καλέσας ins Licht geſetzt hat. Es iſt eine Herzens-Erleichterung eines Menſchen, der unwillig über ſeine Schlafſucht iſt und wünſcht, daß ihn der Schlaf doch am Morgen verlaſſen möge:

Abends beſiegt mich der Schlaf, und Morgens beſieget der Schlaf mich,
Der ſchlägt in Feſſeln mich, der läßt die Bande nicht los.

Dieſer verlaſſe mich nur, doch der andre komme mir freundlich,
Welcher das rechte Maas immer zu halten verſteht.

In Epigr. 651 verſteht man nicht, was V. 5. die Worte eines Knabens von ſeiner Mutter ſagen ſollen: ἦ μ' ἔτεκ' ἤματι τῷδε, u. ſ. w. Der Her. hat aber die Stelle glücklich nach Anleitung der Vaticaniſchen Handſchrift hergeſtellt:

ἦ μ' ἐτεχ', ἦ μ' ἀτίτηλε.

τῷδε

In dem Codex ſteht nemlich: ἤματι τῆλε. Die falſche Zuſammenſetzung der Buchſtaben gab Anlaß zu der Irrung und zu der Meinung eines klügelnden Abſchreibers, daß für τῆλε zu leſen ſeyn möchte τῷδε, um es mit ἤματι in Uebereinſtimmung zu bringen. Hier fügen wir eine Ueberſetzung des Epigramms ſelbſt bey:

Warum zeigeſt du mir, grauſamer Dämon, das Leben,
War mir ein kurzes Ziel weniger Jahre geſteckt.
Etwa freuteſt du dich der Seufzer und Thränen, die über
Ihres Sohnes Verluſt meine Gebährerin weint,
Die mir Daſeyn und Nahrung gab, und zu meiner Erziehung
Weit mehr wirkete als, der mich erzeugte, vermocht.
Denn noch ein kleines Kind ich ſchon des Vaters beraubet,
Und es ſorgete nur einzig die Mutter für mich.

Wackere Lehrer übeten mich in der Kunde des Rechtes,
Und ſie leiteten mich zu der Beredſamkeit Pfad.
Nicht das blühende Kinn, das Zeichen der lieblichen Jugend,
Sah die Mutter, ſah nicht meine Vermählung ſich nahn;
Sang Hymenäen nicht, erblickte von mir keinen Enkel,
Der ihr, ein theurer Reſt, wäre geblieben von mir.
Ach, es jammert mich noch im Tod der Kummer Polittens,
Meiner Mutter, dem immer ſie Nahrung verleiht,
Fronto's halber, den ſie für ſo wenige Tage gebohren,
Deſſen das Vaterland ſich hat vergeblich gefreut.

Den Beſchluß der Brunckſchen Analecten machen 33 Räthſel, deren Schlüſſel zum Theil dem griechiſchen Text beygefügt, zum Theil vom Her. und von ſeinen Freunden, Schneider, Buttmann und Spalding gefunden worden iſt, zum Theil noch geſucht wird. Nr. 25 auf die redenden Becken hat Brunck nicht verſtanden, der Her. deutet es mit allem Recht auf die prophetiſch tönenden Becken im Hain zu Dodona, mit denen der ſpitzfindige Verſekünſtler einen beredten Menſchen vergleicht, ein Bild, welches auch beym Menander und Juvenalis vorkommt, wie der Her. zeigt. Aehnlich iſt der Ausdruck im N. T. „ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ In V. 8. war unverſtändlich: σοὶ δ' ἐντυχοῦσα, wofür der Her. vortrefflich

lieſt: φρεσὶ δ' ἐντυχοῦσα (ſc. φύσις τῶν σῶν λέβητων) γίνετ' ἐυστομωτέρα, welches der Sinn und Zuſammenhang des Ganzen beſtätigt:

Ich kenne Becken, die zu ſchweigen nicht verſtehn,
Und deren ehrner Mund erhabne Töne ſchallt,
Sobald das erſtere berührt das andere,
Und ſo das dritte ſich dem vierten theilet mit.
Doch ruht des Hauches Kraft und wehet ferner nicht,
Verſtummt das Becken, nicht geſchwätzig von Natur.
Nur deiner Becken Mund iſt von Natur beredt,
Und mit Vernunft gepaart tönt noch vollkommner er;
Er ſchweiget, wenn er muß, und redet, wenn er ſoll.

Ein anderes kurzes Räthſel Nr. 27.

Durch den Eiſengefälleten Hain ſah ich laufen ein reißend Thier, auf dem Rücken gelegt, und nicht berührend den Boden.

hat der Her. zuerſt enträthſelt und auf die Säge bezogen, welche die vom Beile gefälleten Bäume zerſchneidet. Ein wildes Thier wird ſie genannt in Beziehung auf die Zähne der Säge; die Seite, an welcher ſich dieſe befinden, heißt der Rücken. Die Füße ſind hier die Zähne ſelbſt. Nr. 28 ſtellt der Her. ſehr gut her und deutet es auf das Stillſchweigen. Scharfſinnig erklärt er Nr. 29 das Meer-Ungeheuer von dem Seethier, Perſes; es heißt im Epigramm die Großmutter (Perſens) der Kindertödtenden Hekabe d. h. der Medea,

nach der Etymologie Ἐκάβη von ἑκάθεν βεβηκυῖα, die Fernherkommende. N. 32 ist dem Herausgeber ganz dunkel. Es ist hier die Rede von einem Geschöpf aus dem Fisch-Geschlecht, das bey den Dionysischen Festen eine Rolle spielt, seinen Körper bey den Spielen mit Oele salbt und den Bacchus besiegt oder zu Grunde richtet, und das dann wieder verwandelt Giganten hervorbringt. Bey einem Theile dieses Räthsels sollte man an den Askoliasmos in Athen denken; aber das Uebrige paßt nicht dazu. In dem folgenden Epigramm bringt Buttmann eine kleine Veränderung an, und findet in ihm eine Charade auf μηρὸς, gleichsam die zweyte Mutter des Bacchus und Ὄμηρος, dessen Vaterland Smyrna ist, welchen Namen auch Myrrha führt, die bey ihrem Vater lag. „Ich nenne Dir, sagt das Räthsel, die Mutter des Weines; setzest Du einen Artikel vor, so hast du den Namen deß, dessen Vaterland die Beyschläferin des Vaters ist.“ Das 34ste Epigramm: „Getödtet tödtete ich meinen Tödter“ deutet Spalding gut auf den Nessus. Das folgende: „Mein Leben war bitter, mein Tod süß, und ich sterbe im Wasser, von unblutigen Spießen verwundet“ erklärt Buttmann von einem Seefisch, dessen Aufenthalt das bittere Seewasser war, und der in heißem, aber süßem Wasser gesotten wird.

V.

Es existirt keine dresdner deutsche Hofschauspielergesellschaft, welche nach Leipzig auf die Messen zieht; sondern die Leipziger privilegirte deutsche Schauspielergesellschaft geht im Winter nach Dresden.

Jeder in Leipzig angeschlagene Comödien-Zeddel zeigt, daß dieser Satz gegründet ist, denn die Ankündigung des zu spielenden Stücks geschieht im Namen einer privilegirten, nicht im Namen einer Hofschauspieler-Gesellschaft. Demungeachtet hat Herr Seume, in dem zu Berlin herauskommenden Wochenblatte der Freymüthige, die Sache so vorgestellt, als ob unser Churfürst seine deutschen Schauspieler zum Theil dadurch abfinde, daß er sie zweymahl des Jahres nach Leipzig auf die Messen sende. Wie konnte er doch eine solche Denk- und Handelsweise unserm Landesfürsten zutrauen! Er scheint sie selbst nicht begreifen zu können; behauptet aber: die Sache sey ihm von glaubwürdigen Männern versichert

worden. Unterrichtete müssen es wenigstens nicht gewesen seyn. Herr Seume frage doch den ersten den besten von unsern Schauspielern nach seinem Contract, und er wird hören, daß er nicht im Namen des Churfürsten engagirt worden ist.

„Aber wie kommt es denn, daß die Leipziger privilegirte Schauspielergesellschaft im Winter nach Dresden geht?" Das will ich ins Licht setzen. Aus der Erzählung selbst wird hervorgehen, daß Niemand wenigstens dieß besser thun kann als ich.

Als Koch lange vor dem siebenjährigen Kriege eine Schauspieler-Gesellschaft zu errichten Lust hatte, hielt er um ein Privilegium bey der Landesregierung an. Es ward ihm, nach vorher gegangener Anfrage an den Leipziger Magistrat über die Zulässigkeit dieses Gesuchs, ertheilt, und zwar so, daß außer den Messen in Leipzig Niemand, und während der Messen Niemand innerhalb der Ringmauern eine andere Schaubühne, auf der für Geld Vorstellungen gehalten werden, zu errichten befugt seyn sollte. Die damals sehr gewöhnlichen Schauspielerbuden während der Messen vor dem Petersthore hatten den Magistrat vermuthlich vermocht, eine Clausul in das Kochische Privilegium zu bringen, wodurch ihm frey blieb, die Erlaubniß zur Errichtung jener Buden wie bisher zu ertheilen.

Während des siebenjährigen Kriegs ging Koch bekanntermaßen nach Hamburg. Nach Endigung des Kriegs war Leipzig von reichen und bemittelten Einwohnern so herabgekommen, daß

Koch sich nicht gut das ganze Jahr hindurch in Leipzig halten konnte; er suchte also um die Erlaubniß an, während des Winters in Dresden spielen zu dürfen. Sie ward ihm zwar gewährt; da aber, außer der italienischen Oper, auch eine französische Schauspieler-Gesellschaft dazumahl in Dresden war, so fand Koch nicht seine Rechnung daselbst, und blieb lieber in Leipzig. Der Wohlstand von Leipzigs Einwohnern nahm auch bald wieder zu; so daß man darauf dachte, ein geschmackvolles Schauspielhaus für Koch zu erbauen. Der Churfürst schenkte dazu dem Kaufmann Zehmisch, welcher an der Spitze der verbundenen Theaterfreunde stand, die Bastey am Ranstädter-Thore. Man hatte aber die Baukosten nicht gehörig berechnet; die Theilnehmer erkalteten, und erfüllten zum Theil nicht ihr Zehmischen gethanes Versprechen; das Haus ward nicht und ist noch nicht ausgebaut; kann auch nicht eher ausgebaut werden, als nach dem Tode der Wittwe des Kaufmanns Zehmisch, welche darin wohnt, und das Haus nur unter der Bedingung an den Magistrat verkauft hat, in ihrer bisherigen Einrichtung nicht gestört zu werden.

Ein sonderbarer und drolliger Zufall vertrieb Kochen von Leipzig. Die physikalischen Lehrstunden des Prof. Winkler kamen mit den Theatervorstellungen in Collision. Winkler und Koch wollten durchaus beyde ihre Experimente Nachmittags Schlag 5 Uhr anfangen, und Ersterer, dem der alte Ernesti, ein größerer Freund der Physik

als des Theaters, unterstützte, wußte bey dem Kirchenrath zu Dresden einen Befehl auszuwirken, daß Koch an den Tagen, wo Winkler spielte, nicht spielen sollte. Koch wollte durchaus nicht um 6 Uhr die Theatervorstellungen anfangen, und ging mit seiner Gesellschaft nach Weimar,*) behielt aber natürlich sein wohl erworbnes Privilegium, und besuchte dem gemäß die Leipziger Oster- und Michaelis-, jedoch nicht Neujahrmesse. Winkler starb, der neue Professor der Physik, Haubold, der aus Dresden nach Leipzig kam, war ein viel zu artiger Mann, um die Leipziger misvergnügt zu machen; er machte seine Experimente Vormittags, und Koch hätte wieder jeden Tag in der Woche um 5 Uhr spielen können. Er hatte sich aber in Weimar noch für einige Jahre engagirt, und meynte auch, da er in der Fasten fünf und im Advent drey Wochen nicht spielen dürfe, so wäre im Winter, zumahl wenn er strenge sey, nicht viel in Leipzig zu verdienen, da das Schauspielhaus nicht gut geheizt werden kann, und in demselben ein gewaltiger Zug ist. Sonntags durfte dazumal auch noch kein Schauspiel seyn. Die Leipziger, unzufrieden daß Koch nicht im Winter bey ihnen blieb, nöthigten ihn nicht nur, dem Schauspieldirector Wäser zu erlauben, auf seinem, oder vielmehr auf Zehmischens Theater in der Zeit zu

*) Die Mutter des itzt regierenden Herzogs, als damahlige Landes-Regentin, nahm ihn in ihre Dienste.

spielen, da er in Weimar war, sondern sie gaben auch das Geld dazu her, daß sich Wäser ein großes hölzernes Haus vor dem Grimmaischen Thore, nahe am Bosischen Garten, erbauen konnte, in welchem er während der Meßzeit mit Koch zugleich spielte. Der Hofrath und Proconsul Lange verschafte ihm die dazu erforderliche Erlaubniß. Rath und Bürgerschaft waren dazumal in die Kochische und Anti-Kochische Parthey getheilt. Koch, der zwar die Gelehrten, nicht aber die Reichen, zu seinen Freunden hatte, erhielt, vorzüglich durch Herrn Nicolai's Bemühung, Schuchs Privilegium für Berlin, kaufte sich daselbst an, behielt aber immer sein Privilegium für Leipzig bey, kam auch einmahl von Berlin zur Leipziger Messe, überließ aber gleich darauf das Zehmische Theater zu Leipzig an Döbbelin, jedoch nur auf Ein Jahr; so daß dieser von Berlin nach Leipzig und Koch von Leipzig nach Berlin zog. In Weimar war indeß eine ganz vortrefliche Schauspieler-Gesellschaft unter der Direction von Seiler entstanden, bey der Eckhof, die Henslerinn, nachmalige Seilerin, Madam Mecour, Brandes mit seiner Frau, Böckhs, und noch mehrere trefliche Künstler waren. Der Brand des Weimarischen Schlosses hatte diese Gesellschaft nach Gotha getrieben, und sie wünschte nun in Leipzig zu spielen. Die Wäsersche Gesellschaft war eingegangen; aber sein Haus stand noch. Ich miethete es, so wie auch das Zehmische, für

Seiler, da Döbbelins Contract bald zu Ende ging. Seiler ſpielte vier Wochen auf Wäſers und dann auf Zehmiſchens Theater. Wäſers Haus ward nun abgebrochen. Die ganze Unterhandlung, um dieſe damals für Leipzig höchſt wichtige Angelegenheit zu beendigen, (weil ſie Zwietracht faſt in alle Familien gebracht hatte,) geſchah für Seilern durch mich, und für Koch durch den nachmaligen Conſul und geheimen Kriegsrath Müller; daher mir denn der Inhalt des Kochiſchen Privilegiums aufs genaueſte bekannt iſt. Koch ſtarb zu Berlin, und ich bewirkte, daß die Wittwe Seilern das Leipziger Privilegium ihres Mannes verkaufte. Weil auch Er dazumal noch weder an den Sonntagen, noch in der Advent- und Faſten-Zeit ſpielen durfte, wünſchte er im Winter nach Dresden zu gehen, wo ſchon längſt keine franzöſiſche Truppe mehr ſpielte, und er machte deshalb eine Reiſe nach Dresden. Viele ſeiner Leipziger Freunde, und auch der nunmehrige Conſul und geheime Kriegsrath Müller, gaben ihm Empfehlungsſchreiben mit; letzterer unter andern an ſeinen Schwager, den Miniſter von Gutſchmid. Der Churfürſt erlaubte ihm nach Dresden zu kommen und auf dem Hoftheater dreymahl in der Woche zu ſpielen, gab ihm Beleuchtung und Muſik frey, und außerdem eine beſtimmte Geldſumme für eine Zahl Logen. Er konnte jedoch nicht ſeine ganze bisherige Geſellſchaft mit nach Dresden bringen; Eckhof, Böckh mit

seiner Frau und die Mecour gingen nach Gotha zurück, wo der Hof eine eigne Truppe errichtete, die durch Gotters Rath und Beyhülfe, und unter einem Anführer wie Eckhof, bald die Seilerische in Dresden verdunkelte.*) Demungeachtet forderte Seiler, nach Verlauf zweyer Jahre, eine höhere Summe für die Logen des ersten Ranges als die bisherige: die Foderung ward abgeschlagen und Seiler entlassen. In Leipzig Jahr aus Jahr ein zu bleiben, hielt er für unmöglich: freylich unterhielt er nicht nur Schauspieler, sondern auch Sänger und Tänzer. Der Italiener Bondini, vormals ein komischer Sänger zu Dresden, bewarb sich um den Besitz des Leipziger Theater-Privilegiums. Dazumal wäre die rechte Zeit gewesen, eine stehende Truppe für Leipzig zu errichten, wenn eine Gesellschaft von Theaterfreunden die Seilerische Truppe, die aus einander ging, übernommen hätte. Ich that alles mögliche dafür, weil ich dazumal noch ein sehr passionirter Theaterfreund war: aber ich predigte tauben Ohren. Bondini hatte die Klugheit gehabt, dem Schauspieldichter Brandes zum Regisseur der neuen Truppe zu ernennen, die sich in Leipzig formirte, und so glaubte selbst der Herr geheime Kriegsrath Müller: die Sache könne in gar keinen bessern Händen seyn; denn Bondini gäbe ja nur den Namen her und würde nichts als die Casse besorgen. Brans

*) Hier bildete sich Iffland.

des engagirte Herrn Reinecke mit ſeiner Frau, durch welche er mit ſeiner Frau in der Folge verdrängt wurde.*) Bondini kaufte ſich auch ein Haus in Prag, wohin er die Geſellſchaft im Sommer, ſo wie nach Dresden im Winter führte. Da er abging und mit ſeiner Frau nach Italien zog, überließ er Geſellſchaft, Privilegium und das Haus in Prag an den itzigen Entrepreneur Herrn Franz Seconda. Das letztere brannte ab, und ſeitdem ſpielt die Geſellſchaft im Sommer zu Leipzig. Sein Bruder hat eine beſondere Truppe errichtet, mit der er im Sommer auf einem Theater am Ende der Neuſtadt zu Dresden und im Winter in Leipzig ſpielt. Auch erhielten die Gebrüder Seconda, was Koch und Seiler nie erhalten konnten, nämlich an allen Sonntagen, und den größten Theil in der Faſten- und Advent-Zeit zu ſpielen. Die ſchlauen und glücklichen Italiener!

Hätte Herr Seume den einzigen Umſtand gewußt oder erwogen, daß Bondini und Seconda die Truppe mehrere Jahre hinter einander nach Prag führten, er hätte ſie für keine Churf. Sächſiſche Hofſchauſpieler-Geſellſchaft gehalten.

*) Reinecke war ein von der Natur ganz ausnehmend begünſtigter Schauſpieler; aber ein bloßer Naturaliſt. Dadurch, daß er den ſogenannten natürlichen Ton bey unſrer Truppe einführte, verſchwand alle Kunſt. Erſt ganz ſeit kurzem iſt man zu der letztern ein wenig zurückgekehrt.

Wenn meine Mitbürger, wie Herr Seume behauptet, ein eigenes stehendes Theater haben wollen, das zur Bildung des Geschmacks junger Leute und Verfeinerung ihrer Sitten allerdings viel beytragen könnte, sofern es rechter Art, sofern es ohngefähr im Geiste des durch Göthe und Schiller gebildeten Herzogl. Weimarischen Hoftheaters wäre; so weiß ich ihnen keinen andern Rath zu geben, als das ursprünglich Kochische Privilegium an sich zu kaufen. Dadurch daß unser Magistrat, seit etwa vier Jahren, im Besitz des Zehmischen Hauses ist, kann die Sache leicht durchgesetzt werden. Das Wie? anzugeben, gehört nicht vors Publicum. Zuvörderst lasse man aber doch in das Parterre Bänke setzen; denn vier bis fünfhundert junge Männer, stehend und enge zusammen gedrängt, erregen stetes Geräusch, und dieß hindert Stücke zu spielen, bey denen die Ohren noch mehr als die Augen gebraucht werden müssen. Nur solche Stücke aber bilden den Geschmack.

Dyk.

VI.

Eine Stelle aus Thiebaults Erinnerungen ſeines zwanzigjährigen Aufenthalts zu Berlin. Th. 3. S. 193 u. f.

Da unter uns noch ſo ganz verkehrte Begriffe über die Natur auf dem Theater herrſchen, weshalb denn das Spiel der Weimariſchen Hofſchauſpieler, die im Sommer zu Lauchſtädt ſpielen, zumal in der heroiſchen Tragödie, öfters aus Unverſtand getadelt wird; ſo will ich, zur Ergänzung deſſen, was ich in der Note S. 169 nur andeuten konnte, das abſchreiben, was Thiebault über den Aufenthalt des berühmten franzöſiſchen Schauſpielers Le Kain zu Rheinsberg und Potsdam erzählt.

Durant le peu de temps qu'il fut à Potzdam, il joua trois fois devant le roi; et rien peut-être ne peint mieux ce qu'eſt l'art théâtral, devant ceux qui n'ont jamais vu de vrais acteurs, et qui d'ailleurs ont des connaiſſances et du génie, que l'effet qu'il produiſit ſur l'eſprit de Frédéric. Ce monarque, pour le mieux juger, ſe tint conſtamment debout derrière l'orcheſtre, et la lorgnette en main, il ne perdit pas de vue un inſtant. Lorsqu' enſuite il fut à ſouper,

il déclara être extrêmement surpris de la grande réputation de cet acteur: il observa que s'il y avoit de l'art dans son jeu, cet art étoit excessivement exagéré, et toujours infiniment au-delà de la nature; tout lui sembloit forcé, rien ne lui parut vrai; et enfin Le Kain fut à ses yeux, non-seulement un mauvais acteur, mais de plus un acteur d'un exemple très-dangereux, et vraiment propre à corrompre le goût.

Après la pièce jouée le lendemain, le roi modifia son jugement de la veille. Le Kain lui parut bien encore n'avoir que de l'art dans son jeu; mais il convint que cet art étoit savammant calculé et très-adroit; que la simple nature produiroit moins d'effet; et qu'enfin cet homme devoit avoir les succès qu'il avoit obtenus. Il se rappela que les arts n'imitent pas une nature ordinaire; et qu'ils doivent toujours s'élever à ce qu'il y a de plus héroique et de plus parfait. Sa conclusion fut, non que cet acteur ne méritât pas de reproches, mais qu'il avoit dans son art d'assez grandes qualités pour se faire une brillante réputation.

Enfin, le troisième jour annulla entièrement le premier jugement de Fréderic, et modifia le second d'une manière frappante: „Pour bien juger des „choses qui tiennent à l'art, dit-il, il ne suffit pas „de voir avec beaucoup d'attention; il faut voir plu„sieurs fois. Toutes les bonnes et justes observa„tions ne se présentent pas ensemble, ou bien on „n'en sent pas d'abord toute l'importance. Voilà ce „que j'ai éprouvé en voyant jouer Le Kain. Je ne „l'ai comparé le premier jour qu'avec la nature telle „qu'elle s'offre habituellement à nous: j'ai trouvé „qu'il n'y ressemblait pas, et je l'ai regardé comme „acteur faux, exagéré et dangereux. La seconde fois

„que je l'ai vu sur la scène, j'ai senti qu'il exerçoit „un art, et que cet art avoit des règles qu'il avoit „bien étudiées, et qu'il suivoit avec beaucoup d'in„telligence. J'ai vu néanmoins encore qu'il donnoit „trop à cet art, qu'il auroit dû s'écarter moins de la „nature. Aujourd'hui, il me semble que je suis enfin „arrivé au vrai point de vue où il faut être pour le „bien juger. La poésie ne doit peindre qu'une na„ture choisie: ce principe doit surtout diriger les au„teurs dramatiques, et principalement les auteurs tra„giques; ainsi l'acteur ne peut, sans infidélité, copier „la nature ordinaire, telle qu'on la retrouve par-tout „et tous les jours. Mais de plus, l'action que le „poëte met sur la scène, n'est point une action qui se „passe seulement dans un cercle de société, ou dans „le sein d'une famille; elle est transporté sur un „grand théâtre, et sous les yeux des nations. Com„bien ne demande-t-elle pas d'appareil? Et l'acteur, „s'il a bien calculé les convenances, oubliera-t-il „cette grande et importante considération? Enfin, „cet acteur lui-même est-il sur le même sol que nous? „Non, nous ne le voyous que dans une sorte de loin„tain indéterminé et en perspective; ne faut-il pas „qu'il agrandisse tous ses traits selon les proportions? „Tout dans Le Kain prend des formes gigantesques, „ou plutôt héroiques et colossales. Eh sans doute, „il est sur un piédestal! Il ne pourroit pas se mon„trer autrement qu'il ne fait, sans devenir gauche, „mal-adroit, inconsequent et infidèle. Ma déclara„tion est donc en dernier résultat, que c'est un grand „et admirable acteur; à quoi j'ajouterai qu'il est le „premier que j'aye vu dans le genre tragique. „Jusqu' à lui, je n'ai pas su ce que c'étoit que de „jouer la tragédie; et j'aurai beaucoup plus de plai„sir à relire les pièces où nous l'avons vu."

So sagte auch Engel von Eckhof: er habe ihm durch sein Spiel in der Emilia Galotti manchen Aufschluß über den Charakter des Odoardo gegeben. Wird man dieß von einem Schauspieler sagen können, welcher seine Stellungen und den Ton seiner Rede nicht studiert, sondern sich in Absicht auf Vortrag und Körperbewegung blos dem Eindruck des augenblicklichen Gefühls überläßt? Nur der ist ein großer Schauspieler, der es dahin bringt, daß man die Stücke, in denen man ihn hat spielen sehen, mit erhöhtem Vergnügen liest.

Berichtigung.

In meiner Recension des ersten Bandes von Ernesties Werk: Cicero's Geist und Kunst u. s. w. in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften 66r Bd. 2s Stck. finde ich beym Durchblättern jenes Bandes S. 281 einen Druck oder Schreibfehler. Zeile 3 von unten ist der übersetzte Vers des Lucilius so zu lesen: „Wie du lieber es wolltest, begrüß' ich dich, da du mir nahest." Dorpat, im Februar 1804.

Morgenstern.

Neue Verlagsbücher

der

Dykischen Buchhandlung

in Leipzig

von der

Oster- und Michaelis-Messe 1804.

Apocryphi libri Vet. Testam. Textum graecum edidit et variarum lectionum delectum adjecit. I. C. W. Augusti. 8mai. 1 Rthlr. 12 Gr.

Betrachtungen, militärische und politische, über den jetzigen Zustand von Europa, von einem deutschen Offizier. 6 Gr.

Blätter, dreyßig, für Schulen. Hauptgegenstände: Sprachlehre, Geographie, Geschichte, Sternkunde, Moral, Religion. 8. auf Schreibpp. 16 Gr. auf Druckpp. 12 Gr.

Empfindungslaute. Gespräch eines Vaters mit seinen Kindern, als Anleitung zum Gebrauch der Lesemaschine beym Privatunterricht. 8. 3 Gr.

Hevelke, Heinrich, juristisches Handwörterbuch für Rechtscandidaten, vorzüglich als Vorbereitungsmittel zum Examen, und für Nichtjuristen gebildeter Stände. Mit einer Vorrede vom Regierungsrath Hiltebrandt. 2 Theile. gr. 8. 4 Rthlr.

Hörstel, D. Lud., Leben, Thaten und Meinungen merkwürdiger Männer aus dem Alterthume. Ein Lehrbuch zur Begründung des ersten Cursus in der allgemeinen Völkergeschichte, besonders für gelehrte Schulen, nach der Zeitfolge geordnet und aus den Quellen des Alterthumes geschöpft. 1stes Bändch. Von Adam bis Romulus. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Hùngar, Carl Ferdin., der Sohn der Natur, oder Briefe über Eudämonismus und menschliche Glückseligkeit in Beziehung auf das kritische Moralsystem. 2ter u. letzter Bd. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Jacobs, Fr., animadversiones in epigrammata Anthologiae graecae secundum ordinem analectorum Brunckii Vol. III. P. II. 8maj.
auf Schreibpp. 2 Rthlr. 12 Gr.
auf Druckpp. 2 Rthl.

Müssen wir nicht von England getrennt werden? verneinend beantwortet von einem Hannoveraner. 8. 12 Gr.

Platonis doctrina de Deo. E dialogis ejus in usum scholarum, philologorum, philosophorum et theologorum excerpta in ordinem redacta auctore Ludw. Hörstel. 8mai. 1 Rthlr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte. 21n Bds. 2s, 3s und 4s Stück. gr. 8. 1 Rthlr. 6 Gr.

Schweiz, die ehemalige und gegenwärtige, in Rücksicht ihrer politischen und militärischen Lage gegen das übrige Europa. 2 Theile. gr. 8. Zürich und Bern. 1 Rthlr. 4 Gr.

Weisser, Christoph Friedr., acht Romanzen. 8. 8 Gr.

Wezels, (D. J. K.) System der anthropologisch-physiologischen Somatologie oder der Naturlehre des thierisch-menschlichen Körpers und Lebens, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Anthropologie überhaupt und in die empirische insbesondere. Zwey Bände. 4 Rthlr. 12 Gr.

Wezels, D. Joh. Karl, Grundriß des eigentlichen Systems der anthropologischen Psychologie überhaupt und der empirischen insbesondere, in zwey Theilen 1ster Band. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Der zweyte und letzte Band ist unter der Presse.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Siebenzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1805.

VII.

Christian Felix Weiße.

(geb. zu Annaberg den 28sten Januar 1726*) gest. zu Leipzig den 16ten Dec. 1804.)

Leutseligkeit und Dienstfertigkeit, bey einer heitern Gemüthsstimmung und einer lachenden Imagination, waren die charakteristischen Eigenschaften seiner Seele. Sein Sterbetag sollte jährlich in allen Schulen und auf allen Academien gefeyert werden, um jungen Leuten an einem Beyspiele zu zeigen, daß man durch keine Eigenschaften sich die Liebe seiner Zeitgenossen so sicher erwirbt, als wenn man mit Kenntnissen und Einsicht, Bescheidenheit, Milde und das Bestreben, andern nützlich zu seyn, verbindet.

Frühzeitig verlor er seinen Vater, einen verdienten Schulmann, der von Annaberg nach Altenburg versetzt worden war. Er hatte keinen Bruder, aber eine ihm an Gestalt, wie an Her-

*) In der eleganten Zeitung war der 8te Februar angegeben, und dieß ist ungeprüft von Mehrern, selbst in Leipzig, nachgeschrieben worden.

zensgüte, ähnliche Zwillingsschwester, mit der er oft in der Jugend die Kleidung vertauschte, und deren Umgang, in den ersten Entwicklungsjahren, seinem Geiste vielleicht die Jungfräulichkeit mittheilte, die ihm durch sein ganzes Leben auszeichnete. In entgegengesetzter Richtung mußte Lessings vertrauter Umgang auf ihn wirken, mit dem er zu Leipzig als Student jahrelang dieselbe enge Stube im Paulino bewohnte. Weiße hatte schon früher nicht nur scherzhafte Lieder gedichtet, sondern auch bereits auf der Schule ein Lustspiel von Einem Akt und in Versen, die Matrone von Ephes, verfertiget: das letztere veranlaßte Lessingen denselben Stoff anders und in Prosa zu bearbeiten; es blieb aber bey den ersten Scenen.*) Beide Freunde gaben einander Themata auf, die zu bestimmter Zeit ausgearbeitet seyn mußten. In Verbindung mit dem Hrrrn von Cronegk, dem Herrn von Brawe, Mylius und einigen andern, traten sie gewissermaßen an den Platz der Verfasser der Bremischen Beyträge, indem sie einander ihre Arbeiten zur Beurtheilung vorlasen, ohne jedoch, gleich ihnen, ein Journal herauszugeben. Jeder wirkte auch in der Folge für sich, nicht gemeinschaftlich, gleich dem Club, dessen Stifter Gärtner gewesen war, ohngefähr wie späterhin Boie, Stifter eines ähnlichen poetischen Clubs zu Göttingen und der Herausgeber des

*) Man findet dieses Fragment in seinen nachgelaßnen Schriften.

ersten Musenalmanachs und des deutschen Museums ward. Jener Club ging um diese Zeit aus einander. Nur Gellert und Rabener blieben in Leipzig und letzterer ward auch bald darauf nach Dresden versetzt. Beider Freund ward gar bald Weiße, und blieb es, so wie der Freund ihrer Freunde. Das Theater war um diese Zeit der Versammlungsplatz der schönen Geister; doch in so vertrauten Umgang mit den Schauspielern wie Lessing trat Weiße nie. Wohl aber arbeitete er, gleich ihm, für das Theater: nur hielt Weiße seine Arbeiten schüchtern zurück. Lessing empfahl ihn zum Herausgeber unsrer Bibliothek, deren Stifter Herr Friedrich Nicolai zu Berlin war, als dieser, weil er nach dem Tod seines ältern Bruders dessen Buchhandlung übernehmen mußte, dieselbe nicht ferner zu dirigiren beschloß, aber doch gern fortgesetzt zu sehen wünschte. So ward Weiße früher Herausgeber eines kritischen Journals, als irgend etwas von Wichtigkeit von ihm in Druck erschienen war. Gleich nachdem er einen Band geliefert hatte, ging er als Begleiter eines jungen sächsischen Grafen nach Paris, und dieß verzögerte die Herausgabe des folgenden Bandes um ein ganzes Jahr, zwischen welcher Zeit Herr Nicolai, in Verbindung mit Lessing und Mendelssohn, die Litteraturbriefe in seinem eignen Verlage anfing. Die Beurtheilung, die Hr. Weiße von Diderots eben herausgekommenem Theater lieferte, und die dem gemäß

war, wie man in Paris über Diderots Dramen dachte, mißfiel Lessing, der an einer Uebersetzung derselben arbeitete. Er äußerte sein Misfallen in den Litteraturbriefen, und dieß legte den Grund zu einer kleinen Kälte zwischen diesen beiden ehemals so warmen Freunden, die aber in ihrer Denk- und Lebensweise zu heterogen waren, um im männlichen Alter zärtlich verbunden zu bleiben. Zärtlich verbunden hingegen blieb Weiße mit Ramlern, dessen erste Bekanntschaft er durch Lessing, so wie mit Uz, dessen Bekanntschaft er durch Cronegk gemacht hatte. In Feindschaft gerieth er mit keinem Gelehrten, selbst mit keinem Dichter und Kritiker. Sein innigster Freund unter den Schriftstellern fast durchs ganze Leben war wohl der Geheimderath von Thümmel, Verf. der Wilhelmine. Der seinem Geiste so verwandte sanftmüthige Lehrer des Christenthums, unser verehrter Rosenmüller, ersetzte ihm, in den letzten zwanzig Jahren, den Verlust von Zollikofers Umgang: denn ein trauliches Gespräch mit solchen Männern war stets ihm Bedürfniß. Bey dem mit Zollikofer war Garve gewöhnlich der Dritte.

Sein schriftstellerisches Leben fing er erst in einem Alter von 32 Jahren an, und so trat er gleich mit männlicher Reife auf. Es ist hier nicht der Ort, weder eine Biographie *) von unserm verehrten Freunde, noch eine Kritik seiner

*) Bruchstücke dazu von seiner eignen Hand finden sich unter den von ihm hinterlaßnen Papieren.

Werke zu liefern. Wir nennen nur die letztern, und zeigen an, was er für unser Journal that.

Fünf Trauerspiele in gereimten Alexandrinern: Eduard der dritte, Richard der dritte, Krispus, Mustapha und Zeangir, Rosemunde. Die beiden ersten fanden auf der Bühne den meisten Beyfall; sie erschienen aber auch noch zu einer Zeit, wo man gereimte Trauerspiele gern hörte und zu recitiren verstand. Sie übertrafen, durch die Stärke der Sprache, die ähnlichen bisher erschienenen Arbeiten von Elias Schlegel, so wie den Codrus des Freyherrn von Cronegk, der zwar später gedichtet, aber früher gespielt und gedruckt ward.*) Gerade das beste unter diesen Stücken, der Krispus, ist meines Wissens nie auf die Bühne gekommen. Dieses Stück hat Weiße dreymal, in Absicht auf Versification, umgearbeitet; und nach der letzten Umarbeitung, auf Ramlers Rath, ist es unstreitig das vollkommenste gereimte Original-Trauerspiel, (denn Gotters Elektra ist doch nur eine freye Uebersetzung zweyer französischer Stücke,) das wir in unsrer Sprache besitzen. Gotter, der dessen Werth tief fühlte, gab sich die möglichste Mühe es,

*) Als Preisstück zu diesem Journal, von Herrn Nicolai ausgesetzt. Die Uebernahme der Direction desselben machte, daß Hr. Weiße das Trauerspiel Eduard der dritte bey der zweyten Preisaussetzung zurück nahm; daß man am Ende ein höchst mittelmäßiges Werk, die Zenobia, krönen mußte, und deshalb diese Preisaussetzung eingehen ließ.

nach der letzten Bearbeitung, auf die Bühne zu bringen, weil er mit Recht der Meinung war, zur Bildung des Geschmacks müsse man alle Formen von Kunstwerken versuchen und aufrecht erhalten: die Seilerin würde auch die Fausta meisterhaft gespielt haben, und hatte die Rolle bereits einstudiert, als Eckhof und Böckh die Truppe ihres Mannes verließen und die Ausführung unmöglich machten.

Zuerst in unserer Sprache versuchte Weiße das Trauerspiel in Jamben, in welcher Manier er zwey Stücke geliefert hat: den Atreus u. Thyest und die Befreyung von Theben. Auch von diesen ist gerade das bessere, nämlich die Befreyung von Theben, nicht vorgestellt worden. Dieses Stück, dessen Werth man in itziger Zeit, nachdem die französische Revolution das Denken über Politik allgemeiner gemacht hat, besser empfinden würde als vor dreyßig Jahren, sollte Iffland, um Weißens Andenken zu ehren, auf das Berliner Theater bringen. Die Hauptrolle ist ganz für ihn geschrieben.*)

Nachdem das bürgerliche Trauerspiel das heroische von unsern Theatern verdrängt hatte, bis

*) Bodmer bearbeitete später den Stoff beider Stücke, unter derselben Aufschrift: aber statt seinen Vorgänger zu übertreffen, blieb er weit hinter demselben zurück.

es endlich, in der neuesten Zeit, vorzüglich durch Schiller, wieder in seine Rechte eingesetzt worden ist, bequemte sich Weiße nach dem herrschenden Geschmack, und lieferte drey bürgerliche Trauerspiele: Romeo und Julie, die Flucht, Jean Calas. Die Flucht ist ein dialogirter Roman: aber Romeo und Julie ist unstreitig ein Meisterstück. Plan und Ausführung sind gleich vortreflich; und auch die Sprache hat in der letzten Bearbeitung die möglichste Ausbildung erhalten. Man hat öfters gesagt: Richard sey nach Schakespear gearbeitet. Dem ist aber nicht so. Als Herr Weiße seinen Richard schrieb, war Schakespear in Deutschland noch ganz unbekannt, und er insonderheit hatte ihn noch nicht gelesen. Dieß ergiebt sich auch, wenn man Beider Werke vergleicht. Romeo und Julie ist aber allerdings aus Schakespear entlehnt; aber so entlehnt, wie Aristoteles sagt, daß der tragische Dichter den Homer benutzen solle: es ist nicht etwa eine bloße Nachahmung, wie Gotter Nachahmungen französischer Stücke geliefert hat, sondern eine eigne Ausarbeitung. Die Materialien sind entlehnt, nicht die Form. Der Bau gehört ihm. Dieß kann nicht der Fall beym Jean Calas seyn, weil es seiner Natur nach zu den historischen Schauspielen gehört. Diese haben, meines Erachtens, deshalb einen mindern poetischen Werth, als die, worin der Gang der Handlung vom Dichter abhing, weil man es ihnen immer anmerken wird, daß sie gezimmert sind; das heißt,

man wird fühlen, daß der Dichter darauf hinarbeitete, dieß oder jenes anzubringen: sie können also nicht einem Gewächs gleichen, das aus sich selbst hervorging. Bemerkenswerth ist, daß dieses Stück, welches schon seines Stoffes wegen bey der Vorstellung einen tiefen Eindruck machen muß und diesen auch überall, wo es aufgeführt ward, bewirkte, in den beyden Hauptstädten Sachsens, Dresden und Leipzig, nie aufs Theater gebracht worden ist.

Zum Lustspieldichter fehlte es Herrn Weiße keinesweges an Witz, wohl aber am vertrauten Umgang mit Menschen aus allen Ständen. Der größte Fehler seiner Stücke ist, daß die dargestellten Charaktere sich nicht nach und nach entwickeln, sondern daß sie sich gleich in der ersten Scene, worin sie auftreten, so zeigen, daß man ihre Bekanntschaft für immer gemacht hat. Dieser Fehler ist überhaupt in den deutschen und englischen Komödien viel gewöhnlicher als in den französischen. Auch hatte unser Weiße ungleich mehr von dem Humor der Britten, als den leichten Witz der Franzosen. Seine Stücke in dieser Gattung sind: die Poeten nach der Mode, die Haushälterinn, der Mißtrauische gegen sich selbst, der Projektmacher, List über List, und ein kleines überaus drolliches Nachspiel das Weibergeklatsche, welches noch jetzt gespielt werden könnte und gespielt zu werden verdiente.

Den meisten Beyfall auf der Bühne haben unter diesen Lustspielern bekanntlich die Poeten nach der Mode gefunden, weil der Charakter des Reimreich darin, nach der Natur copirt, ungemein belustigt. Durch Brückners Spiel in dieser Rolle erhielt sich dieses Zeitstück wohl sechszehn Jahre auf der hiesigen Bühne.

Als Kunstrichter hatte Weiße gegen das weinerliche Drama geeifert: doch ließ er sich von dem Zeitgeschmack verleiten, auch in dieser Manier zwey Stücke zu schreiben: Amalia und die Freundschaft auf der Probe. Das letztere, nach einer Erzählung von Marmontel, hat mehr den Charakter eines dramatischen Gemäldes, als eines dialogirten Romans, und nur dieser ist verwerflich, der Held und die Heldinn mögen am Ende einander heirathen oder ermorden. Der epische Dichter hat es vorzüglich mit Begebenheiten, der dramatische mit Gefühlen zu thun: durch diese will er rühren oder ergötzen; der epische hingegen will uns etwas Neues erzählen, uns in Erstaunen setzen. Amalia ist daher ein verwerfliches Stück, soviel Beyfall es auch in seiner Neuheit gefunden hat. Desto mehr Achtung verdient das Nachspiel Armuth und Tugend, welches Herr Weiße im Jahr 1772 zur Unterstützung der Armen, während der in diesem Jahr herrschenden fürchterlichen Theurung, schrieb, und das seines Zweckes nicht verfehlte. Sobald Dramen, wie dieses, oder wie

Diderots Hausvater, Ifflands Jäger u. s. w. Sittengemälde sind, kann nur der einseitige Geschmack französischer Schöngeister sie verwerfen. Wer Diderots natürlichen Sohn und seinen Hausvater für Werke gleicher Art hält, beurtheilt Kunstproducte blos nach der äußern Form.

Mit Recht fragt man bey Schauspielen, so wie bey historischen Malereyen, nach Composition, Zeichnung und Colorit; denn Schauspiele sind bewegliche Gemälde. Welchen Rang behauptet nun Weiße in Hinsicht auf diese Erfordernisse der Kunst? Mich dünkt als Compositeur gehöre er zur ersten, als Colorist zur zweyten, als Zeichner aber nur zur dritten Classe der dramatischen Dichter. Da es nun die Zeichnung ist, welche dramatischen Werken vorzüglich Beyfall verschafft, so darf man sich, zumahl bey dem veränderlichen Geschmack unsrer Nation, nicht wundern, daß die Weißischen Schauspiele bereits von der Bühne verdrängt sind. Immerfort aber verdienen sie gelesen zu werden, zumahl wenige Dichter die Composition wie Er verstanden. Nicht als ob sich an seinen Planen nicht dieß und jenes tadeln ließe; welches Gebäude ist ohne Fehler? Aber er baute nach Regeln, und dieß geschieht von den deutschen Dichtern nicht häufig. Sein Colorit ist zwar nicht immer glänzend; aber seine Farbengebung ist rein: und war er schon kein großer Zeichner, so verzeichnete er doch auch nicht. Vielen seiner Figuren

fehlt freylich das Charakteristische, weil Muskeln und Knochen wohl an ihrer rechten Stelle stehen, aber nicht die Spannung haben, die der Affekt des Moments, in der sich die Person befindet, fodert: dafür stößt man in seinen Gemälden aber auch nie auf widerliche Gestalten. Ich möchte ihn als Zeichner mit der Angelica Kaufmann vergleichen.

Bey der Landschaftsmalerey ist das Verdienstliche der Zeichnung dem Verdienstlichen der Farbengebung, Beleuchtung und Anordnung untergeordnet. Das Charakterische der Baum-Arten darf nicht ganz fehlen; aber es ist doch nicht die Hauptsache: sonst ständen Zinggs Landschaften über die von Dietrich, Wagner und Klengel. Gerade so ist es auch bey dem lyrischen Drama. In der komischen Oper ist Weiße für Deutschland, was Moliere im Lustspiel für Frankreich ist. Gleich ihm entlehnte er die meisten seiner Plane von Fremden: aber die Gesinnungen entlehnte er nicht; diese schöpfte er aus Beobachtung und seinem eignen Gefühl. Der lustige Schuster und die verwandelten Weiber, oder der Teufel ist los erster und zweyter Theil, sind nach englischen Mustern, Lottchen am Hofe, die Liebe auf dem Lande und die Jagd sind nach französischen Stücken gearbeitet: aber in jenen herrschen weder englische, noch in diesen französische Sitten. Der Aerntekranz,

die Jubelhochzeit und das Possenspiel der Dorfbarbier sind auch in Absicht der Anlage der Fabel fein. Die Jagd hat wegen des Stoffes den meisten Beyfall gefunden; aber im Aerntekranz ist die Sprache, durch die letzte Bearbeitung, klassisch. Krispus, Romeo und Julie und der Aerntekranz, dieß sind die drey Stücke von unserm Weiße, die, in Absicht auf Sprache, musterhaft genannt zu werden verdienen.

An Hillern fand Weisse für seine komischen Opern einen Tonsetzer, wie er sich ihn nur wünschen konnte: denn Hiller war nicht blos Musiker, er war Gelehrter: daher opferte er der Melodie nie den Sinn der Worte auf. Indeß wünschte er doch mehr Arien als Lieder zu setzen, und verwandelte durch Weglassung ganzer Strophen manches Lied in eine Arie oder wenigstens Cavatine. Nachdem aber Schweitzer und Benda durch ihren künstlichern Gesang den Herzensgesang vom deutschen Theater zu verdrängen begannen, sah Hiller ein, daß Weiße Recht gehabt habe, zwischen gesprochnem Dialog keine künstlichen Gesänge einzuschalten; erstens, weil es unnatürlich ist, zweytens, weil künstliche Sänger selten gute Schauspieler sind, und selbst wenn sie es wären, doch die Anstrengung, eine Bravour-Arie zu singen, sie aus dem Ton, den der gesprochene Dialog fodert, auf jeden Fall herausbringt. Jetzt vollends, nachdem man die italienischen Singstücke auf unsere

Bühne gebracht hat, ist der theatralische Gesang zwar zuweilen ein Vergnügen fürs Ohr, aber keine Freude für Herz und Verstand. Auch sind die Schauspieler verschwunden, welche Weißens komische Opern beleben könnten. Mehrere Lieder aus denselben werden indeß hoffentlich noch lange Volksgesänge bleiben.

Seine scherzhaften Gesänge wurden größtentheils zwischen 1745 — 1750, und manche noch früher, gedichtet, erschienen aber erst 1760 im Druck. Diese Verspätung schadete etwas ihrem Ruf, weil man sie, da sie zum Theil den Charakter der Anakreontisch-Gleimischen, zum Theil der Catull-Lessingischen Scherze haben, für Nachahmungen der Lieder von Gleim und Lessing hielt, mit denen sie doch zu gleicher Zeit entstanden waren.

Der Werth der Amazonen-Lieder, die 1762, ohne Namen des Verfassers, herauskamen, ward allgemein anerkannt. Sulzer schrieb an Gleim: „Wenn Sie der Verfasser der Amazonen-Lieder sind, so mache ich Ihrem Genie „die allertiefste Verbeugung. Ich sehe sie für das „non plus ultra in dieser Art an.*)" Sulzer er-

*) Man sehe: Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner; aus Gleims litterarischem Nachlasse, herausgegeben von Wilhelm Körte. Zürch 1804. S. 353.

staunte nicht wenig, als er bald darauf erfuhr, sie wären von Herrn Weiße, von dem er, wie von Ramler, Lessing, Nicolai, verächtlich sprach, weil sie Bodmern nicht neben Homer stellten. Sulzer war ein treflicher Mann, ein Gelehrter und Philosoph im ächten Sinne des Worts: aber es fehlte ihm an Geschmack; er hatte kein Ohr für harmonische Töne. Dabey war er, wie die meisten Schweitzer, partheyisch für seine Landesleute eingenommen.

Weiße dichtete nie um ein Bändchen Verse drucken zu lassen, sondern immer nur durch besondere Vorfälle dazu veranlaßt. Wer fühlt dieß nicht insonderheit bey seinen Liedern für Kinder? Zwey Tonkünstler, Hunger und Hiller, beide Zöglinge von Hasse, der Erstere ein treflicher Klavier- und Flötenspieler, der aber späterhin sich der Rechtsgelahrtheit widmete, beide in Leipzig ansässig und Freunde, componirten diese Lieder,*) die, gleich Gellerts Fabeln, in den Händen der Jugend, zur Bildung des Geschmacks, seyn und bleiben sollten. Der Beyfall, den diese Lieder fanden, veranlaßte den Buchhändler Crusius in Leipzig, der zwey Brüder hatte, die Zeichner und Kupfer-

*) Beider Compositionen sind im Verlage von Weidmann und Reich zu Leipzig erschienen. Die von Hunger sind leichter, aber eben so gut declamirt, wenn schon nicht eben so harmonisch, wie die Hillerschen Melodien.

stecher waren, Herrn Weiße um ein geschmackvolles Abcbuch zu bitten, zu dem anfänglich seine Brüder die Kupfer verfertigten. In demselben Verlag erschien der Kinderfreund, anfangs als Wochenblatt; ein Werk, das, gleich den Liedern für Kinder und dem Abcbuch, einem damals tief gefühlten Bedürfniß abhalf. Zumahl Basedow um dieselbe Zeit auftrat und mit donnernder Stimme rief: „Bildet doch Kinder erst zu Menschen, bevor ihr Christen aus ihnen machen wollt! Können sie denn das Uebersinnliche begreifen, so lange sie von Form und Zahl der Sinnengegenstände noch keinen Begriff haben? Und sollten sie nicht ihre Muttersprache grammatisch verstehen, bevor man sie Latein und Französisch lehrt?“

Dieses Werk machte Weißens Namen nicht nur durch ganz Deutschland erst recht allgemein bekannt und beliebt; es verbreitete auch seinen Ruf ungleich mehr im Auslande, als seine dramatischen und lyrischen, ungleich wichtigern, Werke gethan hatten; obschon einige derselben bereits ins Französische waren übersetzt worden: aber von gebornen Deutschen, Hrn. Huber und Hrn. Friedel. Dieses ward von dem durch ländliche Gedichte schon in Frankreich beliebten Dichter Berquin übersetzt, elegant als eine Monathsschrift in zwey Jahrgängen zu Paris gedruckt, und von allen französischen Journalisten einstimmig erhoben. — Die Königinn von England gebrauchte das Original,

um ihren Kindern Lust zur deutschen Sprache beyzubringen, und ließ dieß dem Verfasser melden. Von allen Orten her, besonders aber aus Curland und Liefland, wandte man sich nun an Herrn Weiße, um durch ihn Vorschläge für Hofmeister und Informatoren zu erhalten; zumahl nach Gellerts Tode, an den vorher dieselben Bitten ergangen waren. Unzählige Briefe mußte er deshalb beantworten; viele Zeit auf Unterredungen mit jungen Studierenden wenden. Es ward seine Lieblingsbeschäftigung. Desto saurer wurden ihm zuweilen die Briefe über Manuscripte, die man ihm haufenweise zur Beurtheilung und mit der Bitte, Verleger dafür zu verschaffen, oder wohl gar sie zu corrigiren, zusandte. Indeß genoß er auch die Freude, daß Männer, wie Uz, Thümmel, Münter und Garve, wenn sie Schriften von sich in Leipzig drucken ließen, ihn ersuchten, die letzte Revision der Correcturbogen zu übernehmen; und Rabener trug ihm auf, der Herausgeber seiner nachgelassenen Schriften zu werden, die er auch mit einer Biographie dieses Stifters der guten deutschen Prosa begleitete.

Zollikofer lud ihn ein, sich um dem Kirchengesang verdient zu machen. Gellert, der Vater der guten deutschen Kirchengesänge, lebte zwar damals noch, aber fühlte sich, wegen seines Alters, außer Stand, das Geschäft zu übernehmen, ja selbst nur seine eignen geistlichen Gesänge,

insofern sie nicht Choralmäßig singbar waren, umzuschmelzen. Weiße zog ihn natürlich bey jeder etwa nöthigen Abänderung zu Rathe. So benahm man sich aber nicht gegen ihn bey der Herausgabe des Leipziger Stadtgesangbuches.*) Herr

*) Der um Leipzig so verdiente geh. Kriegsrath Müller war der eigentliche Herausgeber. Die Wahl der Lieder, obschon etwas einseitig, da zum Beyspiel kein Lied von Klopstock aufgenommen ward, ist vortreflich, so wie der Plan, nachdem sie geordnet sind; aber die beiden sonst in jeder Hinsicht schätzbaren, damals noch jungen Männer, denen die Besorgung des Drucks und die Veränderung der Lieder aufgetragen ward, hätten nicht vergessen sollen, daß, um Gesänge von Gellert, Cramer, Uz und Weiße zu ändern, man wenigstens ein Ramler seyn muß. Auch hätten sie hübsch Hrn. Hiller wegen der Melodien zu Rathe ziehen sollen. (Dieser nahm es, daß dieß nicht geschehen sey, höher auf, als der sanftmüthige Weiße.) An manchen nicht geglückten Aenderungen mag aber wohl der geh. Kriegsrath Müller selbst Schuld gewesen seyn. Er besaß einen überaus feinen, aber etwas verzärtelten Geschmack. Alles sollte nett seyn; die Reinheit des Styls ging ihm über alles. Das Kräftige und Zweckmäßige ward darüber zuweilen vernachläßigt. Auch die Gebäude, die er aufführen ließ, sind von diesem Vorwurfe nicht frey. Der verstorbene Churfürst von Cöln nannte einst die erneuerte Nicolai-Kirche sehr treffend: eine schöne Coquette! Noch nie, sagte er, ist mir eine protestantische Kirche zu Gesicht gekommen, die, so wie diese, um unsern Beyfall buhlt und die Prachtgebäude des römischen Cultus zum Wettkampf herausfordert. — Eigentlich gilt dieß jedoch nur von der Kanzel und von den Beichtstühlen; denn die große Halle, über welcher das

M. Dolz hat in der kleinen Schrift: C. F. Weiße's Todesfeyer (in der Rathsfreyschule zu Leipzig am 4. Adventssonntage 1804) S. 26. in einer Note die Lieder verzeichnet, die sich von Herrn Weiße in dem Leipziger Stadtgesangbuche befinden; (es sind ihrer acht;) um sie aber recht kennen zu lernen, muß man sie theils in dem Zollikoferschen, theils in dem von seinem Schwager, dem Hofrath Platner, herausgegebnen Leipziger Universitäts-Gesangbuche aufsuchen. Am wehsten thaten ihm die unbefugten Aenderungen und Auslassungen in dem Liede: Wie sanft sehn wir den Frommen ꝛc. Leipzigs Einwohner scheinen seiner Meinung zu seyn; denn ganz allgemein singt man dieses herrliche Lied bey Begräbnissen, so wie es in dem Universitäts-, nicht wie es in dem Stadt-Gesangbuche abgedruckt steht. Die wohlthätigen Wirkungen des Zollikofer-Weißischen Gesangbuches sind nicht zu berechnen.*) Möchten nur alle spätere

Singchor sich befindet, die wie Palmbäume gestalteten hohen Pfeiler, welche die Decke tragen, der Altar und die Kuppel beym Altar, haben einen edeln Styl und beleidigen keinesweges den Ernst, den einzuprägen der Baumeister einer protestantischen Kirche sich befleißen sollte.

*) Auch verdanken wir demselben die geistlichen Gesänge von Cramer und Schlegel. Herr Weiße ersuchte beide um Beyträge, die sie ihm auch bereitwillig mit der Aeußerung sandten: ganz nach freyer Willkühr damit zu verfahren. Die von Cramer hatten mehr den

Herausgeber von Religionsgesängen die Besonnenheit, Behutsamkeit und das Dichtergefühl gehabt und bewiesen haben, die natürlich bey Männern, wie Zollikofer und Weiße, sich fanden! Die meisten scheinen von dem Grundsatze ausgegangen zu seyn: in einem Religionsgesange dürfe kein Ausdruck sich befinden, der mißverstanden werden könne. Deshalb strichen sie, soviel möglich, jedes poetische Bild, verwandelten aber dadurch Poesie in gereimte Prosa, und vereitelten so den wesentlichen Zweck des Kirchengesangs, die Erregung, Erhebung und Veredlung des Gefühls. Kann dem etwanigen Mißverstand eines poetischen Bildes, wie z. B. dem: die Engel steigen nieder ꝛc. (in dem schon angeführten Weißischen Liede) denn nicht durch Erklärung in Kirchen und Schulen vorgebeugt werden? Warum hält man nicht öffentliche Katechisationen über Kirchenlieder? Das Stadtgesangbuch sollte durchaus in den Schulen jedes Orts gelesen und erklärt werden. Hat es Mängel, so mache man darauf die Jugend aufmerksam, damit sie, erwachsen, die Einführung eines verbesserten Gesangbuches, so wie einer verbesserten Bibel-Uebersetzung, befördere. — Wer Kirchengesänge verändern will, muß sich die Melodien dazu auf der Orgel vorspielen lassen, und

Ton der Hymne, als des Liedes, und mußten größtentheils umgeschmolzen werden. Schlegel ward hiedurch veranlaßt, in der Folge zwey Theile geistlicher Gesänge herauszugeben; s. dessen Vorrede zum ersten Theil.

seine Aenderungen so lange singen, bis er fühlt, daß sie in den Ton des Liedes passen.*) Dabey wird er auch inne werden, in wiefern ein veralterter Ausdruck, oder was sonst beym Lesen beleidigt, den Eindruck stört; oder ob vielleicht der Eindruck dadurch gar verstärkt wird. Verfährt man anders, so verwandelt man leicht einen geistvollen, wenn schon durch kleine Härten entstellten, Gesang in eine Schul-Chrie, voll zusammen gestoppelter Ideen. Mehrere Lieder von Luther und Paul Gerhard sind zwar durch die Abänderungen wohlklingender, aber dafür frostig geworden. Wem erhebt es nicht das Herz, wenn er singt: „Mir nach, spricht Christus, unser Held, ꝛc.“? Für Held hat man Freund gesetzt, und dadurch den Zuruf geschwächt. Auch konnte nun das Herzliche: „Ich geh voran; ich steh euch an der Seite;“ nicht stehen bleiben. Eben so ist man mit dem schönen Weißischen Liede: „Allen Christen und auch mir hat der Herr dieß vorgeschrieben ꝛc.“ verfahren. Gleich in der ersten Strophe hat man die Anspielung auf den Ausspruch Jesu: Ich aber sage euch, wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger; weggestrichen, und dafür die matten Zeilen eingeschoben:

*) So erlaubt zum Beyspiel die Melodie nicht für: Mir nach! zu setzen: Folgt mir! wie gleichwohl in dem Leipziger Stadtgesangbuche geschehen ist. Wenigstens sollte man singen: Mir folgt!

Christen, was Gott hier gebeut,
Sey uns heilig allezeit.*)

Ungleich besser war doch gewiß, in Beziehung auf Nächsten:

Wer ihn hasset, schlägt ihn todt;
Und die Mörder strafet Gott.

Warum aber in aller Welt mag man, in der ersten Zeile, für Christen Menschen gesetzt haben? Die allgemeine Nächstenliebe ist ja eine dem Christenthum ganz eigenthümliche Lehre, wenn sie schon in der Menschenvernunft, wie alle Lehren, die Jesus entwickelte, begründet ist. Zudem kann man doch von Geboten, die uns ins Herz geschrieben sind, nicht sagen: sie seyen uns vorgeschrieben; denn solche Gebote muß auch der Nicht-denkende kennen und wissen, wo sie stehen. Mit den Schriftstellern des neuen Testaments nennt Herr Weiße Jesum der Herr; der Umschmelzer bezieht diesen Ausdruck auf Gott, und verändert dadurch den ganzen Gang der Ideen. „Da die geist„lichen Gesänge" (sagt Gellert in der Vorrede zu den seinigen) „nicht, wie die andern Arten der „Poesie, das Vergnügen zu ihrer Hauptabsicht „haben; so soll man für den Wohlklang weniger

*) Auch in das Dresdner neue Gesangbuch haben diese beiden Flickzeilen sich eingeschlichen, wo sonst das Lied fast durchgehends richtig abgedruckt steht.

„besorgt seyn, als für das Nachdrückliche und „Kräftige. Das Ohr leide bey einer kleinen „Härte, bey einem abgerißnen e, bey einem nicht „ganz reinen Reime: wenn nur das Herz dabey „gewinnt. Ein kleiner Fehler, ohne den eine „größre Schönheit nicht wohl erreicht werden kann, „hört auf an demselbigen Orte ein Fehler zu seyn.“ Es sey uns erlaubt noch eine Stelle aus dieser noch immer lesenswerthen Vorrede herzusetzen: denn wer nicht einsähe, daß die Herausgabe eines neuen Gesangbuches eine höchst wichtige Staatsangelegenheit ist, der müßte über den Einfluß, den die Einführung des Gesanges beym jüdischen Gottesdienste vor beynah 3000 und des deutschen Gesanges durch Luther in unsern Kirchen vor beynah 300 Jahren auf Moralität und Cultur der untern Stände, und insbesondere des weiblichen Geschlechts, hatte, nicht nachgedacht haben. „Es „muß in geistlichen Liedern zwar die übliche ge„wählte Sprache der Welt herrschen; aber noch „mehr, wo es möglich ist, die Sprache der Schrift; „diese unnachahmliche Sprache, voll göttlicher „Hoheit und entzückender Einfalt. Oft ist der Aus„druck der Lutherischen Uebersetzung selbst der kräf„tigste; oft giebt das Alterthum desselben der Stelle „des Liedes eine feyerliche und ehrwürdige Gestalt; „oft werden die Wahrheiten, Lehren, Verheißun„gen, Drohungen der Religion dadurch am ge„wissesten in das Gedächtniß zurück gerufen, oder „die Vorstellung davon am lebhaftesten in unserm

„Verstande erneuert. Ja, oft können auch selbst „die Stellen und Ausdrücke der Schrift durch den „Zusammenhang, in den sie der Liederdichter bringt, „eine Art von Commentar erhalten, der für die „Menge vielleicht sehr nöthig ist.“ Er führt eine Stelle aus einem Liede von Luther an, und fügt hinzu: „Sie hat viel Hartes nach unsrer itzigen „Mundart und uns ungewöhnliche Versetzungen; „und dennoch, wer kann sie ohne Bewegung, ohne „daß er fühlt, wie seine Seele von Dank und De„muth durchdrungen wird, singen oder lesen? Sie „ist mehr werth, als ganze Bände neuer Lieder, „die kein andres Verdienst haben, als daß sie rein „sind. Und warum ist diese Stelle, ungeachtet ihrer „Härte, so schön? Weil der Ausdruck stark und „kräftig, weil der Inhalt des Gedankens groß; und „doch der Gedanke nicht ausgedehnt ist; weil „die Kürze und der Nachdruck das Harte entschul„digen; weil die Versetzungen der Deutlichkeit nicht „schaden, sondern mehr die Aufmerksamkeit befördern.“

Es ist uns nur noch übrig von dem Antheil unsers verewigten Freundes an diesem Journal zu sprechen. Der räsonnirende Ton, der in den ersten Bänden der herrschende war, ging natürlich mit den beiden Unternehmern, Moses Mendelssohn und Nicolai, auf die Litteraturbriefe über. Und da auch Lessing, der für die Bibliothek nur eine einzige und noch dazu nicht sehr bedeutende

Recension geliefert, wohl aber den Druck derselben mit besorgt hatte, übertrat; wo hätte Herr Weiße dazumal Männer gefunden, um sie zu ersetzen? Zudem scheute er jede Rivalität. Deshalb machte er nun die bildenden Künste zum Hauptgegenstand des Journals. Herr von Hagedorn in Dresden und der Hofrath Brandes in Hannover, (der Vater des noch lebenden berühmten Schriftstellers daselbst) lieferten ihm herrliche Beyträge; der Erstere über die dazumahl in Sachsen empor kommenden Kunstacademien, der Zweyte über englische Kupferstiche. Auch Winkelmann sandte Nachrichten aus Italien; und Oeser gab Herrn Weiße selbst die etwa nöthigen Aufschlüsse über Kunst, z. B. bey der Uebersetzung von Reynolds Reden. Heyne und Morus unterstützten ihn um diese Zeit in Rücksicht auf Philologie; und fast alle junge Männer, die sich im Fache der schönen Litteratur, unter Gellerts Anweisung, zu Leipzig bildeten, Meinhard, Eschenburg, Ebeling, Schiebeler u. s. w. nahmen aus Freundschaft für Weiße an seinem Journal Theil. So kam er auch durch Gellert in die Bekanntschaft mit Garve, den er dem Studium der Mathematik entwandte und zum Philosophiren über das Schöne ermunterte. Dieser gab der Bibliotheck mit einmal ihren ursprünglichen Ton wieder, und brachte Herrn Engel mit seinem Freunde in Bekanntschaft.*) Als

*) Auch der itzige Hofrath Platner nahm um diese Zeit einigen Antheil an der Bibliothek; von

Beide sich von Leipzig und somit von der warmen Theilnahme am Journal entfernten, trat Herr Wezel gewissermassen an ihre Stelle, der schon früher, auf Hrn. Weiße's Auffoderung, den Roman Sophiens Reise von Memel nach Sachsen recensirt hatte. Seine Beurtheilung des deutschen Museums machte soviel Aufsehen, als ehemals Lessings Beurtheilungen in den Litteraturbriefen gemacht hatten. Da er aber, gleich Lessingen, einen zuweilen bittern Ton annahm, und Wieland sich durch die Recension über den Oberon für beleidigt hielt,*) so gab Hr. Weiße die Herausgabe des Journals auf, blieb aber stets mit dem itzigen Herausgeber nicht nur freundschaftlich verbunden, sondern lieferte auch selbst noch manchen kleinen Aufsatz, und verschafte ihm viele treffliche Beyträge von seinen ältern Freunden, zumahl nachdem Wezel wieder vom Journal abgetreten war. Unter seinen eigenen Recensionen ist wohl die bedeutendste die von Wielands Uebersetzung des Shakespeare. Man sieht daraus, daß Hr. Weiße einige komische Stücke des Britten musterhaft würde übersetzt haben; wie denn durchaus mehrere Männer sich zu einer Uebersetzung des Shakespeare verbinden sollten. Nur Göthe wäre vielleicht der Mann,

ihm ist die treffliche Recension über Sulzers Theorie der schönen Künste.

*) Bey der Anzeige der sämtlichen Werke hat man es wieder gut zu machen gesucht.

keinen Gehülfen zu brauchen: aber ein solches Geschäft betreibt man nur zum Spiel oder zum Erwerb.

1762 erhielt Herr Weiße das Amt eines Steuereinnehmers des Leipziger Kreises, und das folgende Jahr heirathete er die jüngere Tochter des verstorbenen berühmten Arztes Platner. Zwey Söhne und drey Töchter waren die Frucht dieser ungemein glücklichen Ehe, die blos in den letzten Jahren durch die Krankheit der beiden jüngern Töchter, so wie früher durch den Verlust des zweyten Sohnes, eines hoffnungsvollen Knaben von etwa acht Jahren, getrübt ward. Seine Vermögensumstände nöthigten ihn lange Zeit — zum übersetzen: er that es meistentheils ohne seinen Namen; nur bey der Uebersetzung von Saint-Lamberts Jahreszeiten und Orientalischen Fabeln nannte er sich. Durch den Tod der ältern Schwester seiner Gattinn, die als Wittwe eines sehr reichen Mannes ohne Kinder starb, kam er vor etwa funfzehn Jahren in den Besitz der kleinern Hälfte des Dorfes Stötteritz, eine halbe Stunde von Leipzig nach Freyberg zu gelegen. Von nun an lebte er frey von Sorgen, pflanzte sich ein Wäldchen, worin er Nachtigallen hegte, ward sehr glücklich durch die Verheirathung seiner ältesten Tochter an einen würdigen Mann, den Prediger Frisch zu Freyberg, und durch den Ruhm, den sein Sohn als historischer Schriftsteller und Professor der Rechtsgelahrt-

heit sich erwarb,*) und würde ein beneidenswerthes Leben geführt haben, wäre seine zweyte Tochter nicht gerade um dieselbe Zeit ein Gegenstand steter Sorge geworden, indem dieses muntere, viel versprechende Mädchen durch eine Krankheit um den freyen Gebrauch ihrer Seelenkräfte kam. Eine schwere Krankheit überfiel ihn selbst vor drey Jahren; er genaß, aber seine jüngste Tochter, die ihn gewartet und dabey sich zu sehr angegriffen hatte, ein Muster eines treflichen geistreichen Frauenzimmers, verfiel nun in eine Nervenkrankheit, die zu heben sie fruchtlos im Sommer 1804 nach Teplitz gesandt ward. Von dieser Zeit an nahm der liebende Vater an der Welt wenig Antheil. Nach ihrer Zurückkunft ward er jedoch wieder etwas muntrer, und obschon seine Fassungskraft nicht mehr die nemliche war, so las er doch noch Zeitungen und neue Schriften, und genoß das Glück, die feinste Schrift Abends bey Licht mit bloßen Augen lesen zu können. Auch schrieb er noch, wenn schon mit zitternder Hand, und besuchte Gesellschaften. Mitwochs den 12. December, kurz vor dem Mittagsessen, kommt ein Brief von der Frau Räthinn Teller in Berlin, mit der Nachricht von ihres Gatten zu befürchtendem Tode. Er erbricht den Brief selbst, und sagt: „Er nannte mich immer seinen Ehstandscollegen**); ich

*) An diese seine zwey ältesten Kinder sind die Lieder für Kinder, so wie die Elegie bey dem Grabe Gellerts gerichtet.

**) Teller war mit ihm zugleich getraut worden;

werde wohl auch — — — " Hier bricht er ab. Gegen Abend, auf seinem Großvaterstuhl sitzend, sagt er: „War mir's doch, als ob Teller dort stünde. Ach nein! es ist Caroline.*) Meine Phantasie fängt wieder an zu spielen." Man bringt ihn zu Bette, und sein Ende naht heran. Den 14ten ging die Nachricht von Tellers Tod ein: aber er erfuhr ihn nicht; auch fragte er nicht darnach. Sanft entschlief er Nachmittags den 16ten December, gerade acht Tage nach Tellers Hintritt, der acht Jahre jünger war als er. Sein Gesicht war im Tode so heiter und freundlich, so seelenrein, wie im Leben. Wie allgemein er geliebt ward, er der Liebende, zeigte sein Leichenbegängniß. — Was er seine Kinder, bey Gellerts Grabe, schwören ließ,**)

Der wahren Weisheit Euch zu weihn!

und in ihm

nicht nur den Dichter zu verehren,
Nein, auch so fromm, wie er, zu seyn;

das laße man von nun an auch bey seinem Grabe die Jugend schwören.

Ein großes, kaum zu erwartendes Glück für die Weißische Familie war es, daß die vorher lange

er heirathete eine Demoiselle Börner, die mit der Braut von Weiße auferzogen, verwandt und ihre vertrauteste Freundinn war und noch ist.

*) Die zweyte Tochter.

**) Man sehe: Kleine lyrische Gedichte von C. F. Weiße, 3r Band S. 156.

Zeit kränkelnde Mutter, in den drey letzten Jahren, wie mit neuer Kraft belebt ward, um alle die Hausgeschäfte, die sie bereits ihrer jüngsten Tochter übertragen hatte, nicht nur von neuem zu übernehmen, sondern auch diese zu warten. Was der Geist über den Körper vermag, sah und sieht man noch an ihr. Durch Religiosität gestärkt, vermochte sie die harten, bald auf einander folgenden Schläge des Schicksals zu tragen, und selbst so sehr, wegen herannahender Altersschwäche und eines von Natur schwächlichen Körpers, des Beystandes ihrer Kinder bedürftig, diesen beyzustehen und sie zu pflegen. Nur fester Glaube an eine göttliche Weltregierung, nur lebendige Ueberzeugung, daß alles, was uns wiederfährt, zu unserm Besten dient, indem es zur Vervollkommnung unsers Geistes abzweckt, kann solchen Muth einflößen, als sie bey dem Tode ihres Gatten und der dadurch verstärkten schmerzlichen Krankheit ihrer innig geliebten jüngsten Tochter bewieß. Einstimmig sagten alle denkende Männer, die diese ehrwürdige Frau zu beobachten Gelegenheit hatten: „welch ein köstliches Kleinod ist doch religiöser Sinn!“

VIII.

Ueber den Bildhauer Canova und dessen Werke; von Quatremaire de Quinci. Aus dem Französischen.

Lange Zeit hat man über den Vorzug der Malerey oder der Sculptur sich gestritten. Besonders geschah dieß von den schönen Geistern des sechzehnten Jahrhunderts in Italien. Fast alle berühmte Künstler dieses Zeitraums, die zum Theil auch Gelehrte waren, nahmen an der Fehde Theil. Wie man denken kann: es ward nichts ausgemacht. Im Grunde kann auch nichts vergeblicher seyn, als eine solche Untersuchung. Wer da weiß, worin der Werth und das Verdienst der Nachahmung der Natur besteht; wer da weiß, daß die Natur in Bezug auf alle Künste das ist, was ein Modell für die rund um dasselbe sitzenden Künstler, ein lebendes Wesen, dessen mannichfaltige Ansichten Schönheiten und Schwierigkeiten zugleich, wenn schon auf verschiedene Weise, darbieten; wer sich überzeugt hat, daß der Verein der Wahrheit mit der Schön-

heit das Haupterforderniß jeder Nachahmung iſt, und daß dieſer glückliche Verein, den keine Methode lehren, keine Theorie entwickeln kann, auch in der einen Gattung ſo ſelten als in der andern iſt, mit Linien ſo ſchwer als mit Formen, und mit Formen ſo ſchwer als mit Tönen aufgefaßt und dargeſtellt wird; wer über alles dieſes nachgedacht hat, dem wird die Frage über das Mechaniſche jeder Kunſt und ſeiner relativen Schwierigkeit, zur Beſtimmung des Werths einer jeden, von keinem ſonderlichen Belange zu ſeyn ſcheinen. Je mehr Schwierigkeiten eine Kunſt hat, je größere Hülfsquellen hat ſie auch, um dieſe Schwierigkeiten zu überwinden.

Seit dem Wiederaufleben der Künſte iſt jedoch in Abſicht auf die Sculptur eine Schwierigkeit ganz eigner Art eingetreten, mit der ihre Nebenbuhlerinn nicht auf dieſelbe Weiſe zu kämpfen hat, und die jener äußerſt nachtheilig iſt; ich meine die Vergleichung mit den immer mehr anwachſenden Werken des Alterthums, welche die Zeit verſchont hat, und welche durch die Bemühungen der Kunſtfreunde in Italien, und vornämlich durch den Eifer der Päbſte, wieder ans Licht gezogen werden.

Auch muß man geſtehen, daß es nicht bloß Vorurtheil fürs Alterthum und der Reiz iſt, den jederzeit Werke haben, die gleichſam wie durch ein Wunder den Zerſtörungen der Zeit entgangen ſind,

was die Superiorität der Bildhauerkunst der Alten vor den Neuern zu bewähren scheint; da drey Jahrhunderte hindurch diese vergeblich gegen jene angekämpft haben: daher ihr Vorzug auf Ursachen beruhen muß, die keine menschliche Macht hervorbringen oder zurückrufen kann.

Beynah alle Wege, welche die Künste bey den Neuern eingeschlagen sind, zeigen, daß sie von einem ganz andern Punkt ausgegangen sind und nach einem ganz andern Ziel streben, als im Alterthume. Wir kennen die Malereyen der Alten nur aus Erzählungen, und sind also nur im Stande über ihren Geschmack darin nach der Analogie Vermuthungen anzustellen. Ohne Zweifel war auch die Malerey bey ihnen von der unsrigen verschieden, und hatte sicher in wesentlichen Punkten manchen Vorzug. Jedoch wird man versucht zu glauben, daß besondere Umstände dazu beytrugen, den neuern Malern Hülfsmittel, besonders zu weitläuftigen Compositionen, an die Hand zu geben, von denen die Alten nichts wußten; wenigstens soviel sich aus den Beschreibungen ihrer Gemälde schließen läßt, welche freylich die einzige Quelle sind, aus der wir eine Idee von dem Geist der antiken Malerey schöpfen können.

Gar viele Ursachen, die aufzuzählen zu weitläuftig wäre, haben das Verhältniß beyder Künste zu einander sehr verändert. Die Bildhauerey wir

bey den Alten *) eine in die Staatsverfassung eingreifende und also durchaus nöthige Kunst. Ich bin überzeugt, daß sie unausgesetzt den Ton für die Malerey angab. Die Beschreibung eines antiken Bildes hat mit der von einem Basrelief zu große Aehnlichkeit, als daß man daran zweifeln könnte. In der neuern Zeit hat die Malerey denselben Einfluß auf die Sculptur ausgeübt. Wie manche Basreliefs würden in der Beschreibung nicht Gemälden gleichen? Lange Zeit hindurch strebten die Bildhauer nach nichts so sehr, als ungereimter Weise mit der Malerey zu wetteifern, und dieß noch dazu in solchen Stücken, wo gar kein Wetteifer mit ihr Statt finden kann. Was allein schon das Uebergewicht derselben über die Sculptur zur Gnüge beweißt.

Auch könnte es wohl seyn, daß die Malerkunst in der neuern Zeit das Glück gehabt hat, einige ungleich größere und seltnere Genies zu erhalten, als man auf der Liste der modernen Bildhauer antrifft. Oder soll man blos die Ursache darin suchen, daß die letztern dadurch in Nachtheil gesetzt werden, daß man ihre Werke so leicht mit Meisterstücken in derselben Gattung aus dem Alterthume vergleichen kann, welches bey Werken der Malerey nicht Statt hat? Mag auch ein Maler, wie

*) Eben so wie noch itzt in Indien und Awa.
Anm. d. Ueb.

dieß denn oft geſchieht, eine oder mehrere alte Figuren aufs genaueſte copiren, und in ſeine Gemälde übertragen, die meiſten Beſchauer werden es gar nicht bemerken; und die Wenigen, die eine Ahndung davon haben, werden ihm entweder den Raub Dank wiſſen, wenn er mit Verſtand gemacht wurde, oder ihn doch für keine eigentliche Entwendung halten, weil die hinzugekommene Farbengebung ihm doch allein angehört. Dem Bildhauer iſt es nicht auf gleiche Weiſe erlaubt, ſich antike Figuren zuzueignen. Man würde gleich über Entwendung ſchreyen, und Recht haben. Zwar ſoll er die Antike nachahmen, aber nicht alte Statuen ſklaviſch copiren; ſondern ſich den Geiſt, Styl und die Behandlungsart derſelben zu eigen machen. Nie hat es an Künſtlern aus allen Schulen gefehlt, die, durch eine Zuſammenhäufung entlehnter Köpfe, Füße und andrer Theile von Statuen des Alterthums, das hervorgebracht haben, was man Nachäffung in der Kunſt nennt, und was gar bald verſpottet und vergeſſen wird.

Es giebt eine andere Art die Antike nachzuäffen, die nicht minder ungeſchickt, aber vielleicht noch ſchlimmer iſt. Sie beſteht darin, den Schein derſelben anzunehmen, indem man ihre äußere Form ſich zu eigen macht, wodurch das Auge auf den erſten Blick getäuſcht wird. Die Künſtler wiſſen, was eine Nachbildung der Art, die man dadurch bewirkt, daß man perpendiculäre Profile,

Falten, die wie ein Rohr aussehen, steife Massen und magere Körper aufstellt, sagen will, und welchen Werth sie hat. Jeder Schüler kann so die Antike nachäffen; aber wer weiß auch nicht, wie weit derjenige davon entfernt ist, sie wirklich nachzuahmen, der sich blos an ihren äußeren Schein hält.

Die antike Bildhauerkunst blieb der Natur, in Absicht auf Wahrheit, so nahe, und übertrifft sie, in Absicht auf Schönheit, vielleicht so weit, daß das Unternehmen, sich heutiges Tages mit ihren Meisterwerken zu messen, ungleich mehr Schwierigkeiten hat, als in jener Zeit ähnliche Werke zu verfertigen. Man geht nie weiter, heißt es, als wenn man nicht weiß wohin man geht. Die griechischen Künstler hatten an den Werken der Völker, die vor ihrer Zeit lebten, keine Muster der Nachahmung, und so erhob sich ihr durch keine Bande gefesselter Geist zu den höchsten Regionen des Schönen in der Kunst. Wir haben, wie es mir scheint, heutiges Tages zu viele feste Punkte für unser Auge, eine zu große Zahl herrlicher Modelle; wir wissen zu bestimmt, auf welchem Wege man einher wandeln muß und bis wohin man gelangt; wir besitzen vielleicht zu viele Hülfsmittel und Stützen. Alles das hindert uns allein zu gehen, und hindert uns gleichermaßen weit zu gehen.

Doch ich breche ab — denn es giebt keine verwickeltere Frage in der Kunst als diese; und nichts ist leichter als zuviel oder doch nicht bestimmt das

zu ſagen, was man ſagen möchte, ſo wie nichts gemeiner als falſch verſtanden zu werden, wenn man von ſolchen Materien ſpricht.

Lieber will ich mich an Thatſachen und an die geſchichtliche Theorie halten.

Sobald man mit ein wenig Aufmerkſamkeit die verſchiednen Manieren der modernen Bildhauerey unterſucht, ſo bemerkt man, wie es mir ſcheint, drey unterſchiedene Methoden bey den Künſtlern von einigem Ruf und denen durch ſie geſtifteten Schulen.

Die erſte iſt die, welche ſich ungleich mehr die Nachahmung der antiken Statuen ſelbſt, als die der Natur vorſetzte und zum Ziel ihres Studiums nahm. Unter den Meiſtern in dieſer Manier zeichnen ſich Donatello, Ghiberti, Benvenuto Cellini, Jean Gonjon, Johann von Bologna und einige andere aus der Florentiſchen Schule aus. Man findet faſt in allen ihren Arbeiten Reinheit in Hinſicht der Zeichnung und Größe in Hinſicht der Formen; aber alles das auf Koſten der Wahrheit, von der ſie ſich mehr oder minder entfernten. Einige haben das Eigenthümliche der Antike übertrieben, und Keiner hat ihre unſchätzbare Einfachheit erreicht.

Zur zweyten Klaſſe kann man diejenigen rechnen, die ſich eine von der Antike, ſo wie von der Einfachheit der Natur, unabhängige Manier, ſey es aus eignem Antrieb des Genies, oder blos um nicht unter die Nachahmer gerechnet zu werden,

bildeten. An der Spitze derselben steht Michael-Angelo, zu groß oder zu stolz um einen gebahnten Weg einzuschlagen, daher er lieber der Erste unter den Neuern als der letzte unter den Alten seyn wollte; dann Bernini, dessen Manier in gerader Opposition mit der Antike ist, und was diese nicht ist, zeigt; zuletzt Puget in Frankreich, der gleicher Weise nur durch das Eigenthümliche seines Meißels und seines Geschmacks zu Ruhm gelangte.

Die dritte Manier endlich ist, meiner Meinung nach, die des letzten Jahrhunderts, von der man in unsern Tagen sprechen kann, und von der man in funfzig Jahren vielleicht nicht mehr sprechen wird, so zweifelhaft ist es, daß die Werke derjenigen, die sie befolgt haben, ihr Jahrhundert überleben werden. Ich meine die Methode, nach welcher man an die Stelle des Studiums der Antike und der Natur das zu begränzte Studium dessen gesetzt hat, was die Künstler das Modell nennen, als wodurch man sich geschmeichelt hatte, in die Fußtapfen der großen Meister des Alterthums zu treten. Ich mag nicht die Namen derjenigen hersetzen, die diesen Weg, zumahl in Frankreich, einschlugen. Was sich darüber sagen läßt, ist, daß, mit Ausnahme einiger wenigen, die nach dieser Methode hervorgegangnen Werke an der Armseligkeit des Styls, der Charakterlosigkeit im Ausdruck der Köpfe, einer Menge kleinlicher Fleisch-

parthien, und eines ſchlechten Geſchmacks in Abſicht auf den Wurf der Gewänder und der Haare u. ſ. w. leicht erkannt werden. Der Fehler dieſes Syſtems beruhte auf einem Misbrauch der Worte. Man nahm das Modell für die Natur, und überſah, daß Naturwahrheit ein abſtracter Begriff iſt; man überſah, daß, um die Natur zu ſtudieren, man ſie im Ganzen erforſchen, die Vergleichungspunkte vervielfältigen, und den Blick auf die ganze Gattung richten, nicht aber auf die Anſchauung eines Einzelnen beſchränken muß.

Sey dem wie ihm wolle, dieſer kindiſche Geſchmack hatte obgeſiegt, und dieſe kleinliche Methode herrſchte in allen Kunſtſchulen der letzten Zeit. Hat dieſe verkehrte Denkart mitgewirkt, den Geſchmack an der Bildhauerey zu vermindern? Ich weiß nicht: aber gegen das Ende des verwichnen Jahrhunderts wurden faſt nirgends mehr beträchtliche Werke der Bildhauerkunſt verfertigt. In Frankreich erhielt ſich dieſe Kunſt blos durch die einmal hergebrachte Unterſtützung von Seiten der Regierung. In Italien brachten die täglich anwachſenden Entdeckungen antiker Statuen und Basreliefs der modernen Bildhauerey den letzten Stoß bey. Der Pabſt Pius VI. hat, während ſeiner zwanzigjährigen Regierung, vielleicht über zwey tauſend antike Statuen herſtellen, aber auch nicht eine einzige neue verfertigen laſſen. Durch die ganze Natur hebt immer eines das andere auf.

Die Jahrhunderte, in denen Sammlungen veranſtaltet werden, ſind nicht die, in denen viel Sammelnswürdiges erſcheint. Der Geiſt des Sammelns hat mit dem ſchöpferiſchen Genie nichts gemein; es wäre denn das, ſein Widerpart zu ſeyn. Dieß ſahe man in Rom vor etwa 25 Jahren.

Als ich zur ſelben Zeit das erſtemal dahin kam, erkundigte ich mich nach den lebenden Bildhauern; man nannte mir Reſtauratoren von Antiken. Ich wünſchte irgend ein neues Werk der Bildhauerey zu ſehen. Es gab keines. Ich irre. Man führte mich, einige Zeit nachher, in die Werkſtatt eines Künſtlers, der eine bekleidete Flora von ſich aufgeſtellt hatte, welche Aufmerkſamkeit erregte, und von der man viel ſprach. Ihr Verfertiger hieß Cavaceppi, und ſein eigentliches Geſchäft war, für den Cardinal Albani, nach der Anweiſung von Winkelmann und Mengs, Antiken zu repariren. Wer hätte nicht glauben ſollen, daß ein Künſtler, der mit ſo großen Männern in ſteter Verbindung und unausgeſetzt die treflichſten Werke unter den Händen hatte, in ſeinen eignen wenigſtens einige Spuren der Antike zeigen würde? Nichts weniger! Dieſe Flora war ganz im Geſchmack von Bernini, und noch dazu im allerwiderlichſten. Die Ausführung, ſo abgeſchmackt als der Gedanke, hatte blos das Verdienſt einer mechaniſchen Fertigkeit; ein unbedeutendes Verdienſt, das eine geübte Hand leicht dem Steine geben

kann, das aber den Mangel an ächtem Kunstsinn nicht vergütet, vielmehr nur noch mehr ins Licht setzt.

Bis zum Jahr 1783, kann man sagen, fand man in Rom keine Bildhauer.

In der Zeit erschien eine Gruppe in Marmor, welche den Theseus als Ueberwinder des Minotaurus vorstellte, und die für den ersten Versuch des Herrn Canova, eines jungen Künstlers, der ohne Anweisung sich selbst gebildet habe, ausgegeben wurde. Herr Canova hatte zwar schon einige Werke geliefert, sie hatten aber kein Aufsehn erregt. Er hatte eigentlich keinen Lehrer gehabt, aber er hatte sich durch mehrere Studien nach der Natur gebildet, in denen er blos sein Modell treu und wahr dargestellt hatte. Sein neues Werk ward mehr von den Fremden zu Rom, als von den Römern selbst, bewundert; denn diese waren noch zu sehr von dem schlechten Geschmack ihrer letzten Schule angesteckt. Gar bald faßte man aber von Herrn Canova allgemein die Hoffnung, er werde den guten Geschmack neu beleben und die Bildhauerkunst auf ihre wahren Principien zurückführen.

Ich machte dazumal seine Bekanntschaft, und ward von seinen seltenen moralischen Eigenschaften eben so eingenommen, als von seinem vielsprechendem Talent; daher ich denn herzlich wünschte, er möchte alles das in Zukunft leisten, was sein

erſter Verſuch mir zu verſprechen ſchien, daß er es leiſten könne.

Ich verband mich immer genauer mit ihm; meine Offenherzigkeit ſchien ihm zu gefallen: er ſchenkte mir ſein Vertrauen. Ich bemerkte, daß er noch ſchwankte über den Weg, den er einſchlagen, und über den Styl, in den er arbeiten wollte. Ich trug vielleicht dazu bey, daß er einen höhern Flug nahm. Er ſelbſt hat mir, bey ſeinem Aufenthalte im verwichnen Jahre zu Paris, geſtanden, daß, was ich ihm vor zwanzig Jahren darüber, gleichſam im prophetiſchen Geiſte, geſagt habe, in Erfüllung gegangen und ihm nicht unnütz geweſen ſey. Ich hoffe, er werde mir es nicht verübeln, daß ich dieß anführe.

Ich ſagte ihm dazumahl, daß, nach der ganzen Lage zu urtheilen, worin ſich die moderne Bildhauerey befinde, ein hoher Ruhm darin zu erreichen ſtehe, und daß dieſer Ruhm ihn erwarte. Kein Bildhauer habe es noch unternommen, mit der Antike zu wetteifern, auf die Weiſe nämlich, wie ich es wünſche. Wer das thun wolle, müſſe ſich als den Schüler einiger dieſer erhabnen Meiſter betrachten, ihres Styls, ihres Geſchmacks, ihrer Grundſätze ſich bemächtigen; die neuern Methoden gänzlich aufgeben; für nichts Auge haben als für die Antike. Das Mechaniſche der Kunſt habe er bereits in ſeiner Gewalt, und ſo werde es ihm leicht werden neue Verſuche anzuſtellen. Sein bereits erworbner Ruf verſichere ihm Arbeit; er

ſolle daher darauf hinarbeiten, mit gar Niemand verglichen werden zu können. Der Fortſetzer der Antike, ſelbſt wenn er nur dieß würde, wäre immer ungleich mehr, als der Nachtreter von Michel-Angelo oder Bernini zu heißen.

Gewiß erzähle ich dieß nicht, um mir ein Verdienſt daraus zu machen, dieſe Rathſchläge ihm gegeben zu haben, und noch weniger, ſeine Befolgung derſelben, in Anſchlag zu bringen. Ich gedenke nicht ihn zu beurtheilen. Von Zeitverwandten kann ſelten es gehörig geſchehen. Auch würde die Freundſchaft das Unternehmen mir verbieten. Ueberdem iſt ſein Ruf kürzlich zu einer ſolchen Höhe gelangt, daß es ſchwer iſt, ohne alle Partheylichkeit über ihn ein Urtheil zu fällen. Die Zeit, ſeinen Mitbewerbern und der öffentlichen Meinung in Frankreich ſey es überlaſſen, die itzt herrſchende Meinung von ihm zu beſtätigen oder zu modificiren: die Meinung über einen noch lebenden Mann iſt immer ſchwankend und jeder Ausſpruch darüber verdächtig.

Die Begründung ſeines Ruhms dürfte zu Paris ſchwerer als irgendwo ſeyn. Mitſtreiter in Menge finden ſich hier, und unter denſelben gewiß Leute von ausgezeichnetem Verdienſt, die aber wenig Gelegenheit haben ſich, beſonders in wichtigen Arbeiten, zu zeigen. Sie ſind um ſo ſchwüriger, weil ſie ihren Maaßſtab nicht an das halten, was ſie hervorbringen, ſondern an das, was ſie glauben im Stande zu ſeyn hervorzubringen. Die ſtete

Vergleichung mit den Meiſterſtücken des Alterthums macht die Richter noch um ſo ſtrenger. Man wird vielleicht nöthig haben nachſichtig zu ſeyn, um nicht Muthloſigkeit zu bewirken. Es dürfte vielleicht erforderlich ſeyn ſich zu ſagen, daß auch, ohne die Antike zu erreichen, man noch ruhmvolle Werke hervorbringen könne; daß es immer Ehre bringe, ſich mit ſolchen Gegnern zu meſſen, und daß in einem ſolchen Wettſtreit nicht gänzlich unterzuliegen für einen Sieg gelten könne.

Wir wollen das nun auf die Werke des Herrn Canova anwenden. Sehr geſchickte Männer ſind unſtreitig in Frankreich wie in Italien zu großem Ruhm gelangt, die keinen erhielten, wenn ſie itzt wieder auflebten, nachdem der Geſchmack an der Antike und die Meinung von ihrer Treflichkeit alle Köpfe beherrſcht. Um nur die Künſtler des letzten Jahrhunderts zu erwähnen, in welchem Anſehn ſtand nicht Bouchardon, vielleicht der einzige Bildhauer ſeiner Zeit, (denn ich ſpreche nicht von den noch lebenden,) deſſen Werke, wie man hoffen konnte, ihren Verfertiger noch nach ſeinem Tode Ehre bringen würden. Die Figur, welche Bouchardon mit der meiſten Sorgfalt und Vorliebe gearbeitet hat, iſt ſein Amor; man hält ſie für ſein Meiſterwerk. Wer würde aber heutiges Tages ſich unterfangen, ſie mit der Antike in Vergleich zu ſtellen? Soviel Talent Bouchardon auch beſaß, ſo fehlten ihm doch gänzlich die Grund-

sätze der griechischen Bildhauerey, in denen er nicht erzogen worden war. Er hatte keine Kenntniß weder vom Styl, noch dem Charakter der Köpfe der Griechen, weder von ihrer Art die Gewänder zu werfen, noch ihrer großen Manier, ihrem idealen und reinen Geschmack, ihrer naiven Grazie und ihrer Einfachheit, obschon er unausgesetzt die Antike studiert hatte. Erziehung und frühe Gewohnheit hinderten ihn, sich ihre Denkart und Methode anzueignen.

Herr Canova hat vielleicht das Glück gehabt, ohne irgend eine zuvor angenommene oder aus irgend einer Schule entlehnte Manier zum Studium der Antike gelangt zu seyn. Wie auch die Nachwelt über ihn urtheilen mag, so wird er stets das Verdienst haben, daß er sich vorsetzte, die Lehre des Alterthums ohne Einschränkung zu befolgen, daß er sich frey und ganz zu ihr bekannte. Bis zu welchem Grad er die Meisterwerke der Alten erreichte, kann itzt noch nicht bestimmt werden. Wohl aber kann man sagen, daß er sich keine Nachäfferey zu Schulden kommen läßt, und daß seine Arbeiten nicht entlehnt, nicht zusammen gestoppelt sind: sie gehören ihm. Gedanke und Ausführung ist eins, ist ihm eigen. Die Figur des Fechters, wovon sich zu Paris ein Gipsabdruck vorfindet, kann jeden von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen. Diese Statue ist in allen ihren Theilen ein wohl verbundenes Ganze. Alle

Werke, die ich von ihm kenne, tragen daſſelbe Gepräge; man findet in denſelben nichts Schielendes, nichts das ſich widerſpräche. Seine Figur des Amor, in der ſtehenden Gruppe von Amor und Pſyche, hat mir, obſchon im antiken Styl, auf die Weiſe ihm eigen zu ſeyn geſchienen, daß, wenn man anfangs die Nachahmung eines Werkes der Alten darin zu ſehen glaubt, man hinterdrein doch ſehr verlegen iſt zu ſagen, welches Werk ihr zum Vorbilde gedient haben dürfte. Iſt das, was ich hier andeute, gegründet; ſo würde Herr Canova noch das in ſeiner Gattung ſeltene Verdienſt der Originalität haben.

Niemand macht übrigens weniger ein Geheimniß aus ſeiner Verfahrungsart als er. Seine Freunde haben geſehen, mit welcher ausnehmenden Schnelligkeit er fähig iſt, ſelbſt ein coloſſaliſches Modell zu Stande zu bringen, es zuſammen zu drücken und in wenig Tagen neu wieder herzuſtellen. Dieſe bewundernswerthe Leichtigkeit in Anſehung der Ausführung wie der Compoſition verträgt ſich nicht mit der Kälte des Copiſten, noch den Berechnungen eines Zuſammenſtopplers.

Wie geſagt, habe ich nicht die Abſicht ein Urtheil über ſein Talent und über ſeine Werke zu fällen. Dieſe Nachricht hat blos zur Abſicht denjenigen, die ihn weniger kennen, die erforderlichen Mittel an die Hand zu geben, ſeinen Ruhm gehörig zu würdigen.

Er gründet sich zuvörderst auf eine sehr große Zahl von Arbeiten. Die Liste, die ich von seinen Werken geben will, wird um so mehr in Erstaunen setzen, wenn man weiß, daß sie, in dem kurzen Zeitraum von zwanzig Jahren, alle durch ihn selbst ausgeführt worden sind, und daß er beym Modelliren nur deshalb es sich leicht macht, weil er bey der Ausführung in Marmor sich vornimmt, um so schwüriger zu seyn.

Noch ehe er nach Rom kam, hatte er eine Gruppe des Apollo und der Daphne, einen Orpheus in Lebensgröße, einen Aesculapp, eine Gruppe von Dädalus und Icarus, und die Statue des Marquis von Poleni zu Padua, verfertigt.

In Rom war sein erstes Werk die schon erwähnte Gruppe von Theseus im Kampf mit dem Minotaurus in Marmor, das Mausoläum des Pabstes Ganganelli, von zwölf Fuß Höhe, mit zwey Tugenden, jede zehn Fuß hoch. Eine Statue des Amor in Marmor, nach dem jungen polnischen Prinzen Lubomirski. Dieselbe mit einem idealen Kopf für den englischen Obersten Camphell. Eine dritte für Holland. Fünf Basreliefs, deren Gegenstände aus der Iliade und Odyssee genommen waren. Eine liegende Venus, daneben Adonis, Gruppe. Amor und Psyche liegend, Gruppe. Psyche allein. In Marmor das Mausoläum des Pabstes Rezzonico, dessen Figur 17 Fuß hat, begleitet von zwey andern Figuren von 12 Fuß Höhe,

zweyer Löwen, und eines Basreliefs, welches die Gerechtigkeit, mit der Wage in der Hand, darstellt. Venus und Adonis stehend, eine Gruppe in Marmor für Neapel. Eine dergleichen: Amor und Psyche stehend. Eine andere, dieselben Personen liegend. Die bußfertige Magdalena in Marmor. Einen Apollo in der Größe eines jungen Menschen von zwölf Jahren. Die Abnehmung Christi vom Kreutz, ein Basrelief, das durch einen andern Künstler in Marmor ausgeführt worden ist. Perseus, den Meduſenkopf haltend, eine Statue im Muſeum des Vaticans. Der Fechter Kreugas, gleichfalls im Muſeum. Herkules, der ſeine eignen Kinder tödtet. Herkules und Licas, eine Gruppe. Die Statue des Königs von Neapel. Das Mauſoleum der Erzherzoginn Christine, daran acht Figuren in Marmor im großen Verhältniß. Einen Löwen, ein Kind und ein Bildniß en médaillon, für Wien. Die Statue des Fechters Damoxenes, zum Gegenbild der ſchon erwähnten Fechter-Statue. Die coloſſale Statue von Bonaparte. Das Bruſtbild des itzt regierenden Pabſtes. Ein großes Modell zur Statue der Fürſtinn Borgheſe, (eine Schweſter von Bonaparte;) Stellung und Gewänder idealiſch. Das kürzlich vollendete Modell zu einer aus dem Bad ſteigenden Venus. Die Statue des Palamedes, wozu der Entwurf ſchon vor vielen Jahren verfertigt wurde. — Eine

große Menge von Basreliefs und Gemälden ungerechnet. —

Diese große Zahl von bereits ausgeführten Werken in Marmor eines Künstlers, der nicht älter als 47 Jahr ist, wird indeß diejenigen nicht befremden, welche mit der Geschichte der Kunst bekannt sind: denn nicht nur die griechischen, sondern auch verschiedene neuere große Männer haben gleichviel in gleicher Zeit gearbeitet. Die wenigen Bildhauerarbeiten, die seit funfzig Jahren in Frankreich bestellt werden, sind gewiß mit Schuld, daß die Kunst darnieder liegt. Der Geist erschlafft, wenn er keine Gelegenheit hat sich zu zeigen. Man lernt zwar in der Kunst nie aus; aber dieß ist kein Grund zeitlebens in der Lage eines Schülers zu bleiben. Der Künstler, den Ruhmbegierde entflammt, wird immer fort studieren; aber damit ist nicht gemeint, daß er nur immerfort Studien-Blätter machen muß. Die Statue des Fechters, von der Herr Canova einen Abguß nach Paris geschickt hat, ist nichts weniger als dieß; das heißt, sie ist keine Figur, in welcher der Künstler alles erschöpft hat, was er weiß, nur um zu zeigen, bis zu welchem Grade er es weiß.

Man hat, soviel ich mich erinnern kann, manches daran getadelt. Unter andern hat man die Formen der Muskeln für einen Athleten nicht hervorragend genug gefunden. Ich für mein Theil glaube, Herr Canova habe den ersten Gedanken zu seinen beiden Fechtern aus der Zeichnung einer

griechiſchen Vaſe geſchöpft, die ſich in der von Tiſchbein herausgegebnen neuen Sammlung von Vaſen befindet, (Theil I. Bl. 55 und 56.) welche im Beſitz des Herrn Hamilton ſind, und die man irrig für eine etruſkiſche Arbeit hält. Ich ſage abſichtlich den erſten Gedanken; denn aus dieſen Zeichnungen läßt ſich nichts weiter ſchöpfen als dieß, und vielleicht noch der dem Sujet eigne Styl und Charakter. Iſt meine Vermuthung gegründet, ſo kann man ſich leicht durch den Anblick dieſer antiken Zeichnung überzeugen, daß Herr Canova der Spur gefolgt iſt, die er durch dieſes Blatt von dem Charakter erhielt, den die griechiſchen Künſtler den Fechtern gaben. Zudem muß man bedenken, daß, da Herr Canova zwey Figuren verfertigte, er natürlich bedacht war, ihnen Verſchiedenheit zu geben; wie man denn auch weiß, daß der Fechter Damoxenes einen muskulöſeren Körperbau und hervorſpringendere Formen hat.

Dieſe beiden Figuren bilden keine Gruppe, wie man irrig glaubt. Sie ſtehen blos eine mit der andern im Verhältniß. Ihre Handlung, ſo wie Pauſanias dieſelbe beſchreibt, (Buch VII. Kap. 40,) erlaubte ſie zu trennen. Es iſt dieß nämlich der Augenblick, wo jeder von den beyden Gegnern, zufolge der unter ſich getroffenen Uebereinkunft, abwechſelnd den Schlag zu thun oder abzuwehren, ſich in die Lage ſetzt, ihn zu empfangen oder zu geben. Für die Darſtellung zweyer abgeſonderter Figuren war dieſer Zug überaus günſtig,

weil sie so einander verschiedentlich ansehen können; während sie doch einander wechselseitig erklären und eine die andere hebt. Herr Canova wird nächstens einen Abguß dieser Figur hieher senden, die der, welche wir gesehen haben, zum Gegenbilde dient, und alsdenn werden die Kunstfreunde über den Sinn und Geist beider besser zu urtheilen im Stande seyn.

Nur über das, was auf den moralischen Theil der Nachahmung in Statuen Bezug hat, läßt sich in Büchern sprechen. Alles, was mit dem Mechanischen der Kunst in Verbindung steht, und worauf besonders die Künstler am meisten sehen, wenn sie über ein Werk urtheilen, hängt von Dingen ab, über die man sich in Schriften nicht deutlich genug erklären kann, weil eines Theils die Ausdrücke für diese Ideen nur von Wenigen verstanden werden, andern Theils aber diese Ideen nur dann recht klar werden, wenn man die Gegenstände, auf welche sie sich beziehen, selbst unter den Augen hat. Der poetische oder litterarische Theil der Künste wird daher immer sehr beschränkt bleiben. Der Verstand kann eigentlich nur Werke zergliedern, die blos durch den Verstand hervorgebracht worden sind. In Werken, die zunächst für das Auge bestimmt sind, kann der Schriftsteller durch Lob oder Tadel ihre Fehler und ihre Schönheiten nur andeuten, gleichsam nur errathen lassen.

Was sich inzwischen über die Fechterstatue des Kreugas sagen läßt, ist, daß die Lage und Stellung desselben einen schönen Anblick gewähren, und daß diese Figur, von allen Seiten betrachtet, sich gut ausnimmt. Einige Kenner sind der Meinung, Herr Canova habe die Rippen an den Lenden etwas zu dünn gehalten. Er selbst schrieb mir: daß, wenn man diesen Theil seiner Figur mit demselben Theile in der Statue vergleiche, die man den Torso nennt, so wie in der des vorgeblichen Borghesischen Fechters, man finden würde, daß diese Figuren, die doch für Muster gälten, den nämlichen Fehler noch mehr als die seinige hätten. Ich denke darüber wie er, daß die Lage des vorgebeugten Unterleibes, während Brust und Kopf zurück weichen, so wie die ganze Bewegung des Körpers, diese Wirkung hervorbringen müssen, und daß sie daher kein Fehler sey.

Wohl aber könnte man Herrn Canova einige andere Bemerkungen über verschiedene Punkte in Absicht des Studiums seiner Figur machen. Zum Beyspiel, es scheint mir, daß in dem vorspringenden Theile der rechten Schulter, ich meine oben am Arme, der zurück weicht, das Schlüsselbein, mit seinen Heften und den Halsmuskeln, die da endigen, nicht stark genug angegeben ist. Ich weiß zwar, daß daselbst eine starke Spannung ist, und daß diese Spannung der Haut, die Angabe der Muskeln mildern und gewissermaßen vernichten

muß. Ich weiß auch, daß wir die Figur blos nach einem Gipsabguß beurtheilen, in welchem so leicht gewisse Feinheiten unscheinbar werden. Nichts desto weniger glaube ich, daß dieser ganze Theil zu milde behandelt sey.

Die Methode, mit großen und sanften Flächen alle Theile einer Figur anzugeben, ist ein Verdienst, das man Hrn. Canova nicht absprechen kann, wie die Figur seines Fechters zeigt; alles erscheint darin groß, die Manier ist milde, nichts darin ist unbestimmt, nichts entlehnt, alles vielmehr leicht und leicht gemacht.

War es Mangel an Masse über dem Kopfe, oder das Verlangen, die darüber befindliche Hand ganz zu zeigen, welche die kleine Vertiefung veranlaßte, die diese geballte Hand in der Hirnschale zu bewürken scheint? Mich dünkt, Herr Canova könnte diesem Fehler leicht abhelfen, wenn er die Haare nochmals überarbeitete.

Um von diesen zu sprechen, so finde ich sie nicht in dem milden und kühnen Styl der besten griechischen Statuen gearbeitet. Bey ihm ist der Marmor mit Feinheit, selbst mit Eleganz, wenn man so will, zugehauen; aber die kecke Manier der Alten, und jene Züge mit dem Bohrer, die ihrem Haarschmucke so viel Leichtigkeit und Beweglichkeit geben, würde mir doch noch besser gefallen.

Mehrere einzelne Theile sind ungemein sorgfältig ausstudiert, dieß wird allgemein anerkannt;

so zum Beyspiel die Gelenke, die Hände, die Hüftknochen, die Lenden. Auch wird man darin ein System von Vereinigung großer, aus der Antike geschöpfter Formen gewahr, verbunden mit Wahrheit in den einzelnen Theilen, die einzig das Studium der Natur gewährt.

Wenn man sich an das erinnert, was zu Anfang dieser Nachricht über die Schwierigkeit gesagt worden ist, heutiges Tages in der Bildhauerkunst einen eignen Weg einzuschlagen, da so viele treffliche Werke des Alterthums zur Nachahmung reizen, und es so leicht ist, in die Fußtapfen derjenigen zu treten, die man bewundert; wenn man ferner überlegt, wie schwer es ist, in diesem Genre so original zu seyn, als das Publikum Originalität begehrt, und daß dieses Verdienst, in unsern Tagen, wie von jeher; allein zum Ruhm führt, so wird man vielleicht geneigt seyn, in den Werken des Herrn Canova mehrere Züge anzuerkennen, die eine ihm eigne und doch dabey nach den großen Mustern des Alterthums gebildete Manier an den Tag legen.

Uebrigens wird Herr Canova selbst einsehen, daß sein Ruf in Frankreich sich nur durch mehrere Arbeiten fest begründen kann. Mitglied des National-Instituts in der Künstler-Classe, und mit dem Auftrag versehen, zum Ruhm der Nation durch seine Arbeiten beyzutragen, muß er nach dem Beyfall des französischen Volks in der Hauptstadt streben. Er wird nicht erman-

geln uns Mittel an die Hand zu geben, ihn gehörig zu beurtheilen. Die glückliche Rivalität, die zwischen ihm und den französischen Künstlern entstehen wird, wird uns vielleicht in den Stand setzen, das Urtheil der Nachwelt in Ansehung seiner im voraus zu bestimmen.

IX.

Nachricht von dem Leben und den Schriften des Grafen Vittorio Alfieri.*)

Vittorio Alfieri, der einem alten und in seinem Vaterland angesehenen Geschlecht einen Glanz neuer Art ertheilt hat, ward zu Asti geboren und zu Turin erzogen. Frühzeitig ließ er drey hervorspringende Neigungen blicken: Ruhmbegierde, Hang zur Unabhängkeit **) und den Geschmack an Reisen. Seine ersten Studien machte er in Frankreich, und seine ersten schriftstellerischen Versuche geschahen gleichfalls in der französischen Sprache. Er entsagte in der Folge derselben, nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, sich der italiänischen Dichtkunst zu widmen; und er wollte zuletzt weder etwas von ihr noch von der französischen Nation wissen, als die Greuel der Revolution beide verdarben. Dieser zwiefache Bannstrahl, ursprünglich in besondern Meinun-

*) Aus einem Aufsatze des Herrn von Fallette Barrol, Mitglied der Academie zu Turin, gezogen.

**) Dieser war das Modeübel der Zeit.

gen begründet, fand in den öffentlichen Begebenheiten, und in einigen persönlichen Umständen, wenigstens einen leidlichen Vorwand, wenn auch nicht einen zureichenden Grund; und die Schwürigkeit mit Erfolg zwey Sprachen zu gleicher Zeit zu bearbeiten, unter denen der gleiche Ursprung und die verschiedenen Eigenheiten öfters zu trügerischen Analogien verleiten, zeigte sich seinem, zu Uebertreibungen ohnedem geneigten, Geiste in erhöhter Gestalt. Was mich betrifft, so halte ich eine solche Verbindung für minder gefährlich, als er sich solche vorstellte; zumal für einen Poeten. — Bereits zwanzig Jahr studierte er erst die lateinische Sprache, von der er in der Kindheit nur die ersten Anfangsgründe erlernt hatte, und funfzig Jahr alt unternahm er es, griechisch zu lernen, wovon er noch gar nichts wußte. Wie Demokrit, Sokrates und mehrere große Männer, unter denen man auch selbst Voltairen mit aufzählen kann, war er der Meinung, daß man zum Lernen nie zu alt ist: auch legte er sich mit einem solchen Eifer und der ihm gewöhnlichen Halsstarrigkeit auf die Erlernung der griechischen Sprache, daß er gar bald im Stande war, die Alceste des Euripides und den Philoktet des Sophokles in Verse zu übersetzen. Ich habe eine dieser Uebersetzungen mit dem griechischen Text zur Seite, ganz von seiner Hand geschrieben, Columne neben Columne, unter Augen gehabt. Ich weiß, daß er sich vorsetzte, lateinische Verse zu verfertigen;

wozu er sich durch eine Uebersetzung der Aeneide in italienische Verse vorbereitete. In seiner frühern Jugend hatte er Anmerkungen zur Kirchengeschichte von Fleury entworfen, und später das Werk des Helvetius de l'esprit in einen Auszug gebracht, das dadurch an Deutlichkeit gewann. Ich habe diese verschiedenen Hefte in Händen gehabt, die mir, sich so beysammen zu sehen, beynah verwundert schienen. In der Zeit, wo sein Genie noch in einer Art von Unentschiedenheit schwankte, übte er sich, französisch, Dialogen, Allegorien, und Briefe im Geschmack des englischen Zuschauers aufzusetzen; und seine ersten Versuche in der italienischen Poesie waren Sinngedichte und kleine Erzählungen. Eine heftige Leidenschaft, der er sich zu entreißen suchte, schuff ihn mit einmal zum Autor, zum tragischen Dichter um. Diese nämliche Leidenschaft gab ihm, zwar nicht den Stoff, aber doch den Gedanken zu einer Kleopatra, die er des Drucks nicht für würdig geachtet hat, und die man nur als einen ersten Versuch betrachten kann. Es verdient bemerkt zu werden, daß Corneille, in einer ziemlich gleichen Lage, sich einer sanftern und mehr heitern Zerstreuung überließ, die wir Melite zu verdanken haben, wenn ich nicht irre. Seine Liebe zu einer schönen Engländerinn, seine Abentheuer mit ihr, ja selbst zwey Reisen nach England, flößten ihm nicht das geringste Verlangen ein, englisch zu erlernen, obschon das Studium

der engliſchen Sprache ſeit etwa dreyßig Jahren zur Mode geworden iſt. Vielleicht ließe ſich eine Sonderbarkeit der Art rechtfertigen, die dahin ſtrebt dem Strome herrſchender Meinungen ſich entgegen zu ſtemmen. Er vergalt den Engländern bloß die Gleichgültigkeit, die mehrere unter ihnen für andere lebende Sprachen zu zeigen affektiren, die eben ſo vielen Anſpruch auf Schönheit und Reichthum an trefflichen Werken als die ihrige haben. Im Uebrigen könnte man mehrere Züge von Gleichförmigkeit zwiſchen ſeiner Art zu denken und der den Engländern eigenthümlichen anführen, deren Sitten er liebte, und deren Hang zur Sonderbarkeit er theilte. Gleich den Meiſten unter ihnen liebte er leidenſchaftlich Pferde; als Jüngling machte es ihm Spaß ſich mit ihnen zu unterhalten; gleich den Helden des Homers ward er nicht müde, ſich mit den ihm zugehörigen abzugeben und ſie mit Zärtlichkeit zu überſchütten.

Eines ſeiner erſten theatraliſchen Erzeugniſſe war eine Parodie einiger ſchlechten Stücke des gelehrten Bartoli, die von harten und verworrenen Verſen wimmeln; was indeß nicht hinderte, daß er ſie ſelbſt vermieden hätte: vielmehr findet man in ſeinen erſten Tragödien eine Menge Verſe, ganz im Geiſte des von ihm ausgehöhnten Bartoli, die er jedoch, zum Theil, in den ſpätern Ausgaben derſelben verbeſſerte. Seine Bewunderung des Dante, und die Beſorgniß nicht das

Ansehn zu haben, als ob er ein Nachahmer des Metastasio sey, hatte ihn zu dem entgegen gesetzten Fehler verleitet, ohne daß er es selbst merkte: In vitium ducit culpae fuga, etc. — Gleich den drey größten Tragikern, deren Frankreich sich rühmt, hat er auch Lustspiele geschrieben; ferner einige Satyren. Weder jene noch diese sind zur Zeit im Druck erschienen: sollten sie gedruckt werden, so vermuthe ich, daß man in den Satyren weniger lachenden Scherz finden werde, als beißenden Spott und ächt satyrische Züge in den Komödien; sie athmen, meines Bedünkens, wahren aristophanischen Geist. Wir haben von ihm eine große Anzahl Sonnette, deren einige mir ungemein gefallen. Obgleich er sich aber in mehrern Dichtungsarten mit Glück versucht hat, so bin ich dennoch der Meinung, daß er nur deshalb Dichter und nur deshalb selbst dramatischer Schriftsteller ward, weil er es durchaus seyn wollte, und weil, nachdem die Ruhmbegierde ihn einmal auf diese stürmische und glänzende Laufbahn geführt hatte, er trotz aller Hindernisse sein Ziel verfolgte. Wo ich nicht irre, so hat er seinen wahren Beruf verkannt, wenn schon sein Geist, bey der ihm eigenthümlichen Stärke, in jeden Gegenstand eindrang, den er zu bearbeiten sich vorsetzte. Sein eigentlicher Beruf wäre, meinem Ermessen nach, gewesen, in die Fußtapfen eines Tacitus und Machiavel zu treten; nur zufällige Umstände haben ihn vielleicht

gehindert dieſen Weg einzuſchlagen, auf dem er ſicher zu hohem Ruhm gelangt und jene beyden Schriftſteller verjüngt und zuſammen verſchmolzen hätte. Welche große Lehren und Verwahrungsmittel, deren wir ſo ſehr bedürfen, würde er für uns aus dem durchdachten Studium der Geſchichte geſchöpft haben! Und was die Schreibart betrifft, welche die Geſchichte fodert, ſo zeigt ſeine noch ungedruckte Ueberſetzung des Salluſt zur Gnüge, daß er die Energie und die Kürze dieſes treflichen Schriftſtellers über alles liebte. Zudem wäre es ihm nicht ſchwer geworden, ſeinem Vortrage jenen, daß ich ſo ſage, dramatiſchen Geiſt einzuhauchen, der die Schreibart belebt, indem er ihr Leben und Bewegung mittheilt, und wodurch die Erzählung ſo ſehr an Reiz und Intereſſe gewinnt. *)

In der Seele des Grafen Vittorio Alfieri war Stärke mit Erhabenheit vereinigt. Er war unfähig des Neides, der Bosheit oder irgend einer niedrigen Geſinnung; erhaben über Laſter, Verſtellung und Intrigue, ſtrahlte der Edelſinn ſeines Geiſtes aus ſeinem Aeußern hervor. Er war nichts weniger als bitter und gallig, obſchon

*) Leſſing iſt unter uns Deutſchen für dieſe Art des Vortrags als Beyſpiel und Muſter anzuführen, denn ſelbſt ſeine Ideenfolge (nicht bloß der Wortausdruck wie bey Engel) iſt dramatiſch.

man ihn zuweilen so geschildert hat. Er war ehrgeizig, aber nicht stolz, weder eitel noch bescheiden; sein zur Melancholie gestimmter Geist konnte sich zuweilen der Heiterkeit überlassen, und obschon sehr heftig von Natur, hatte er es doch über sich gewonnen, ruhig und mit kaltem Blute zu urtheilen. Zur Ironie, zu beißendem Spott geneigt, zeigte er sich doch stets als ein Feind der Verläumdung. Geschaffen, um auf die Personen seines Umgangs den stärksten Einfluß zu haben, erhielt er ihn immer, ohne daß er ihn zu suchen schien. Seine Gleichgültigkeit für viele Dinge, sein Widerwille an unbedeutendem Geschwätz Theil zu nehmen, die Gewohnheit den Beobachter zu machen und seine Miene des Nachdenkens, vielleicht auch die Schwachheit, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft ausschließend auf sich zu ziehen, alles dieß gab ihm oft ein kaltes, zurückhaltendes Ansehn, das man leicht für Hohn halten konnte; aber fast nie trat er aus diesem Stillschweigen heraus, ohne durch treffende Bemerkungen, zuweilen selbst durch feurige Tiraden in Erstaunen zu setzen. Einer festen und dauernden Anhänglichkeit fähig, begränzte er seine Freundschaft auf wenige Personen: aber das seltne Verdienst derer, die er seines Vertrauens und seiner Freundschaft würdigte, wird stets seiner Wahl Ehre machen und für die Richtigkeit seiner Gefühle zeugen. Er ward seinen Freunden in einem Alter von noch nicht 56 Jahren entrissen,

eben als sein Genie zu seiner vollkommenen Reife gelangt zu seyn schien.

Seine Trauerspiele sind, nach der verschiedenen Denkart ihrer Beurtheiler, sehr verschieden beurtheilt worden. Die politischen Meinungen haben nicht wenig Einfluß auf diese Urtheile gehabt. Sie können überdem nur von denjenigen richtig beurtheilt werden, die im Stande sind sie italienisch zu lesen; denn in der französischen Uebersetzung wenigstens sind sie zu sehr durch einen matten und weichlichen Ton entstellt worden, um ihren wahren Gehalt kennen zu lernen. Italien, der eigentliche Richter für dieselben aber, konnte über die neuen Produkte der einzigen Kunst, die in dieser alten und erlauchten Wiege aller Künste noch gleichsam wie in Windeln eingehüllt lag, nur ein unsichres und schwankendes Urtheil fällen. Was sie vornehmlich charakterisirt, ist: Einheit der Handlung, Einfachheit des Plans, ein schneller Gang, ein gehaltnes Interesse: hiezu kommt noch eine kunstreiche, kluge und wahrscheinliche Anlage und Verbindung der Scenen, ein lebhafter, beseelter und kräftiger Dialog, glänzende Verse, gut und stark gezeichnete Charaktere, wahrhaft tragische Situationen, und eine Menge Züge, die eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens verrathen. Man kann ihm den Ruhm nicht streitig machen, der wahre Schöpfer der tragischen Bühne in Italien zu seyn. Seine

wesentlichen Fehler beschränken sich auf folgende Dinge: Der Styl hat etwas Zerhacktes *) und unausgesetzt Gespanntes, der Sentenzen sind zu viele, und dabey ist der Ton der Unterredung zu einförmig, wegen der ewigen Wiederkehr derselben Ideen und derselben Maximen, was sentenziösen und epigrammatischen Schriftstellern öfterer begegnet, als man glauben sollte: Seneca und la Rochefaucault können, obschon in andern Gattungen, zum Beweis dienen. In der Wahl, wie in der Anlage, seines Stoffs herrscht übrigens viel Mannichfaltigkeit; aber man möchte sagen, er habe absichtlich der Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft Gränzen gesetzt, und sein Gedankensystem in einen bestimmten Kreis eingeengt, um die kleine Zahl von Ideen, von denen er lebhaft durchdrungen war, desto besser benutzen zu können, indem er sie von mannichfaltigen Seiten darstellte. In dieser Hinsicht vermuthlich, um nicht für einen Nachahmer gehalten zu werden, las er auch nur sehr wenige Bücher und beschränkte seine Unterredungen bloß auf gewisse Materien. Diese Sonderbarkeit, wie er denn in allen Dingen das Besondere liebte, hatte für ihn vielleicht mancherley Nachtheile. An Kraft und Originalität gewannen zwar seine Schriften dadurch, daß er alles aus sich selbst heraus zog; aber diese Art zu verfahren beraubte

*) Diesen Fehler hat auch Ifflands Dialog, der das erklärt, was hier an Alfieri getadelt wird.

ihn zu gleicher Zeit der unerschöpflichen Hülfsquellen einer freyen, verständigen und gelungenen Nachahmung anderer Werke. Vielleicht übersah er, daß man wahrhaft original nur gleichsam aus Instinkt und ohne es selbst zu wissen, keinesweges aber aus Wahl und Ueberlegung seyn kann; daß die Umstände dazu viel beytragen, und daß in den Zeiten, wo wir leben, mehr dazu gehört, original zu seyn, als nur es zu wollen.

Ich bekenne, daß sein Styl mir im Allgemeinen zu entblößt von Bildern zu seyn scheint, daß es ihm, meines Bedünkens, zuweilen an Hoheit, oft an Wohlklang und noch öfterer an Leichtigkeit fehlt; mit einem Wort, ich finde in dem Dichter Italiens nicht jene wahrhafte, aus einem glücklichen Verein des Herzens und der Imagination hervorgehende Poesie, die Racinen eine so allgemeine Bewunderung verschafft haben, und die dem Drama keinesweges fremd ist, welches solche vielmehr in einer ihrem Geist nach so poetischen Sprache wie die italienische gewissermaßen erheischt, in einer Sprache, deren Töne die Musen selbst gebildet zu haben scheinen. Ich weiß wohl, daß der tragische Ernst des Grafen von Alfieri seinen guten Grund hatte, indem er die gefährlichen Klippen der lyrischen Gattung und des Melodrama, die er fürchtete, dadurch zu vermeiden hoffte;*) aber mich dünkt, ein so gesetzter und ver-

*) Unser Schiller dürfte an ihnen zuweilen stranden.

ständiger Geist wie der seinige habe weniger diese, als die entgegen gesetzte Abschweifung zu fürchten gehabt. In der Ueberzeugung, Melpomene müsse unausgesetzt ihren Dolch den Zuschauern entgegen schwingen, und sich nie anders als mit zerstreuten Haaren, in einem schlichten und antiken Gewande ihnen darstellen, vergönnt er ihr fast nie jene reichen Kleidungen, noch den Schmuck anzulegen, mit dem sie zuweilen auf andern Theatern auftritt, ohne deshalb ihre Zauberkraft oder etwas von ihrer Würde zu verlieren. Er suchte, kann man sagen, die Scene von den Localfarben zu entkleiden, die sie durch die Darstellung der Sitten verschiedner Völker und Zeiten erhält, und die, mit Mäßigung gebraucht, gewiß dazu beytragen, ihre Wirkung zu verstärken, die Aufmerksamkeit zu spannen, und die Bewegungen lebhafter zu machen, indem sie dem Zuschauer einige Augenblicke sich auszuruhen gestatten. Es ist sehr natürlich, daß ein Mann, der alle Stürme der Leidenschaften in seiner eignen Brust gefühlt hatte, es unter seiner Würde hielt, die Liebe zum Hebel der Handlung in seinen Trauerspielen zu machen, und daß er sich ihrer nur mit einem gewissen Scheu bediente, wodurch denn die rührendsten Schilderungen und leidenschaftlichsten Bewegungen wegfielen; wie man, zum Beyspiel, im Philipp, in der Antigone, im Agamemnon gewahr wird. Nichts desto weniger muß man gestehen, und dieß Verdienst ist nicht gering, daß, in den nämlichen Stücken, die

Liebe, obschon sie nur den zweyten Platz einnimmt und als untergeordnet auftritt, doch nicht als eingeschoben und überflüßig erscheint, sondern mit der Haupthandlung wesentlich verbunden ist, und diese vielmehr verstärkt, als schwächt. Einige hie und da eingestreute Züge beweisen ohnedem zur Gnüge, daß der Mann, der den Ausdruck jeder andern Leidenschaft in seiner Gewalt hatte, auch diese zu schildern verstand, sie, die mächtigste von allen. Vielleicht hielt er sie aber für eine zu abgenutzte Triebfeder. In dem einzigen seiner Stücke, worin er für gut befunden hat ihr die Hauptrolle zu übertragen, und das Myrha heißt, erscheint sie auch in einer so sonderbaren Gestalt, daß alle Kunst des Schriftstellers nicht hinreichte, ihr das Fremdartige und Widerwärtige zu nehmen. Ungleich besser ist es ihm, meines Erachtens, gelungen, die ehelige Liebe in dem Trauerspiel Saul zu schildern. Die sanften Schattirungen, die er dazu gebraucht, contrastiren glücklich mit dem abwechselnd glänzenden und ernsten Colorit dieser wahrhaft originalen Composition, deren Hauptzweck, wenn ich nicht irre, der zu seyn scheint, den frühen Kampf der Priester- mit der Staats-Gewalt im höchsten Alterthume anschaulich zu machen.*) Die

*) Wie unser Schiller in dem Trauerspiel Maria Stuart den Kampf der römisch-katholischen mit der protestantischen Parthey in England, zur Zeit der Königinn Elisabeth, schildern wollte und treflich geschildert hat. Nur fragt es sich: ob

eheliche Liebe dürfte überdem in dem noch ungedruckten Trauerspiele von ihm, Alceste, mit der ihr eigenthümlichen Lieblichkeit und großmüthigen Aufopferung im vollsten Glanzlichte erscheinen: so wie das gleichfalls noch ungedruckte Singstück von ihm, der Tod Abels, das man mit Ungeduld erwartet, sicher seine Fähigkeit bewähren wird, einem so pathetischen und rührenden Stoff die erforderlichen Farben zu geben. Das große Aufsehn, welches die Trauerspiele des Grafen Vittorio Alfieri gleich bey ihrer Erscheinung machten, hatten sie wohl zum Theil dem Rufe zu danken, den der Verfasser sich durch andere Geisteswerke bereits erworben hatte: aber ihr moralischer und politischer Einfluß, der dadurch erleichtert ward, hat in der Folge nicht wenig beygetragen, den Ruf des Verfassers zu verbreiten. Wenn man seine Theaterstücke aus diesem neuen Gesichtspunkte betrachtet, so wird man vielleicht finden, daß sie ein ganz sonderbares Geschick gehabt haben; denn während die alten und neuern Tragödien weit mehr unter der Herrschaft der Sitten, der Meinungen und der bestehenden Einrichtungen im Allgemeinen standen, als daß sie selbst auf die herrschende Denkart der Völker gewirkt hätten, so haben diese im Gegentheil, indem sie sich dieser Herrschaft zu entziehen suchten, indem sie alte Begebenheiten nur

das Trauerspiel, als Gedicht, die schicklichste Form zur Auflösung politischer Probleme ist?

von neuem darstellten, um neue Ansichten zu eröfnen und fühlbar zu machen, in heftigen und für Ueberspannung gestimmten Seelen eine solche Gährung hervorgebracht, deren Spuren noch lange bemerkbar seyn werden*). Nicht als ob zu dieser Zeit gewisse schon seit mehrern Jahren in Umlauf gekommene Ideen, gewisse im Dunkeln schleichende und nach allen Seiten sich verbreitende Meinungen nicht schon in den Gemüthern vorhanden gewesen wären — denn Zunder muß da seyn, wenn ein aus Stahl gezogner Blitzstrahl Feuer hervorbringen soll — aber dadurch, daß der neue Sophokles speculative Sätze anschaulich machte und sie zu leidenschaftlichen Gesinnungen umbildete, hat er nicht wenig dazu beygetragen, ihre Wirksamkeit zu erhöhen und die Gemüther für sie zu stimmen. Ohne es zu wollen, noch zu ahnden, hat er, ein warmer Freund des Guten, das Böse befördert; leidenschaftlich gestimmt für ein Phantom von Glückseligkeit, ist er vergeblich herumgeirrt, es zu fassen. Man muß erstaunen, wie ein Mann von so richtigem und hellem Verstande, als er, doch solche ausschweifende Meinungen hegen, wie er, bey seiner Menschenkenntniß, politische Wünsche verfolgen konnte, deren unmögliche Realisirung die Geschichte aller Zeiten, und der unsrigen ganz insbesondere, beurkundet. Aber seine Gedanken waren mehr auf das Wünschenswerthe, als

*) Gerade also wie die Theaterstücke von Chenier in Frankreich.

auf das Mögliche gerichtet. Auch vermochten die traurigen Erfahrungen, die ihm bevorstunden, nicht seine Grundsätze zu ändern, obschon man dieß verbreitet hat; sie brachten ihn bloß gegen diejenigen auf, die diese Grundsätze falsch anwandten: er änderte seine Meinung von den Menschen, aber nicht von den Dingen. Wenn die Zeitumstände schon vieles dazu beygetragen haben, den Ruf seiner Schriften zu verbreiten, so enthalten sie doch auch so viele ächte Schönheiten, die immer mehr werden erkannt werden, je sorgfältiger man jene studieren wird, daß sein Ruhm dauern und eine unpartheyische Nachwelt ihn schätzen wird, wenn das, was ihm zuerst Ruf verschafte, längst nicht mehr in Betracht kommt.

Aus diesem Gesichtspunkte, indem ich mich in Gedanken in jene Zeit versetzte, habe ich es gewagt, meine Meinung über den Werth seiner Werke zu sagen. Ich hoffe mich von aller Partheylichkeit frey erhalten zu haben, so sehr ich auch den Verlust eines Freundes und eines Mannes bedaure, dessen Name, wegen seiner ausgezeichneten Talente, in den Jahrbüchern unsrer Litteratur stets ruhmvoll genannt zu werden verdient.*)

*) Seine politischen Irrthümer, — nicht Verirrungen, denn er nahm keinen thätigen Antheil an den Welthändeln: — seine politischen Irrthümer hatten wohl ihren Grund in einer falschen Vorstellung von der Glückseligkeit, die durch die Form der Staatsverfassungen in Grie-

chenland, und in Rom zur Zeit der Consuln, soll bewirkt worden seyn. „Es ist nichts leichter (heißt es in dieser Bibl. B. 40, S. 100), als sich für ein Volk zu begeistern, das man nur aus seinen Schriftstellern kennen lernt; (so begeistern sich viele Deutsche, Polen und Russen für die Franzosen;) aber auch nichts unnützer als diese Begeisterung.“ Ja sie wird schädlich, für uns und Andere, wenn sie uns zur Nachäffung treibt. Die geistige Kraft kann dadurch geweckt werden, aber sicher nicht zum Vortheil der Tugend. Wer muß nicht einen Agesilaus und Epaminondas bewundern: aber, wenn diese Männer, jeder seiner Vaterstadt, schon für einige Zeit Glanz verliehen, so haben sie doch nicht einmal das Glück ihres Vaterlandes, wie viel weniger das von Griechenland, oder gar der Menschheit, bewirkt. Gerade das Gegentheil in aller Rücksicht! Sehr wahr sagt Isokrates von den Spartanern: „Kaum hatten sie „mit den Persern Freundschaft geschlossen, und „Athen überwältigt, so legten sie auf den Nacken „derer, die sie befreyen zu wollen vorgeben, ein „härteres Joch, als auf den Heloten liegt.“

X.

Brief eines alten Freundes der Litteratur über die gegenwärtige Litteratur.

Aus dem Französischen.

Ich habe die Verschen erhalten, die Sie mir von Seiten unsers Freundes L*** zugesandt haben. Ich begreife, daß sie auf dem Schlosse von M**, und selbst in dem dicht dabey liegenden Städtchen Pont-Andemer, vielen Beyfall gefunden haben. Die Nachbarschaft thut bey solchen Dingen gar viel; ihr Werth wird großentheils nach Nebenrücksichten bestimmt. Aber wenn man sie, wie ich, acht Tage nach ihrer Erscheinung und in einer Entfernung von funfzig Meilen liest, so ist dieß etwas ganz anders; und ich gestehe Ihnen, daß ich die Verse unsers L*** nicht geeignet halte, eine lange Reise zu vertragen. Auch habe ich wahrscheinlich die Wünsche des Verfassers ziemlich schlecht erfüllt; denn ich habe seine Verse nur wenig Menschen gezeigt. Einige von denen, die sie doch sahen, urtheilen von ihnen weniger streng als ich. G*** unter andern fragte mich halb erzürnt: ob

ich denn seit langer Zeit viele leidlichere gesehen hätte? In Wahrheit, ich wußte nicht recht, was ich hierauf antworten sollte.

Mein Freund, unsre Zeit ist, wenigstens nicht in Absicht auf Litteratur, die Hervorbringerinn schöner Dinge. Gott lasse mich lange genug leben, um ihr recht treffliche hervorbringen zu sehen: versteht sich eigne, aus ihrem Schooß erzeugte; denn itzt leben wir noch ein wenig von den Brosamen des achtzehnten Jahrhunderts. So werden Sie mir nicht die Uebersetzung der Aeneide als einen Beweis für die poetischen Merkwürdigkeiten des neunzehnten Jahrhunderts anführen. Ich weiß recht gut, daß uns noch, obschon in geringer Zahl, einige talentvolle Köpfe übrig geblieben sind, welche die Revolution verschont hat: aber nennen Sie mir einen, der durch sie entstand! Eine Revolution wie die unsrige muß Wunderwerke erzeugen, um das zu ersetzen, was sie alles vernichtet hat; und wir sehen wohl, was durch sie zu Grunde ging, aber wir haben noch keine Ahndung von dem, was sie Gutes erzeugen könne. Niemand kann an dem Schaden zweifeln, den eine Feuersbrunst anrichten würde, die einen ganzen Wald verwüstete; weiß man darum mit Gewißheit, der übrig gebliebene Schutt werde dem Erdstrich Fruchtbarkeit mittheilen, der seine Zierde verloren hat?

Trotz alle des gegründeten und ungegründeten Tadels, den man über die Uebersetzung der

Aeneide ausgeschüttet hat, — eine Uebersetzung, die man vielleicht nur deshalb so wenig lobte, weil man das, was sie leistet, erwartete, die Mängel aber für Entdeckungen hielt, — ist, zumahl in der Lage worin unsere Litteratur sich befindet, immer ein Werk, das seinem Zeitalter mehr Ehre macht, als dieses verdient. Wenn man nach einigen tausend Jahren, oder einige tausend Meilen von hier, sich beygehen ließe, über unsern gegenwärtigen Geschmack an der Poesie, über die Aufmunterung, die wir ihr geben, und über die Wichtigkeit, die wir auf schöne Verse legen, hienach zu urtheilen, so würde man große Gefahr laufen, sich in Ansehung unsrer sehr zu irren; selbst wenn man die Menge der Ausgaben mit in Rechnung brächte, die sich davon verthan haben. Was Schätzung der Litteratur beweißt, sind nicht sowohl die Ehrenbezeugungen, die einem anerkannten Verdienst erwiesen werden, als die Aufmunterungen, welche das aufkeimende Verdienst erhält. Wir besitzen jetzt in der Poesie kein Talent der zweyten Klasse; die angenehmen Talente insonderheit fehlen uns auf eine Weise, die wahrhaft schreckbar ist. Hierin bestand der Reichthum des achtzehnten Jahrhunderts, das man so gern verspotten möchte, weil man sonst nichts zu thun weiß, und dem man vorwirft: es habe darin zuviel Witz geherrscht. Lieber Himmel! hätten wir doch noch diesen Fehler; ruhig wollte ich abwarten, daß du uns etwas Vollkommneres sendetest.

Ein groſses Talent kann ſich mitten unter den ungünſtigſten Umſtänden erheben; das Genie hängt unſtreitig von einer eigenthümlichen Organiſation ab, die äuſsere Zufälle entwickeln, aber nicht hervorbringen können. Das Daſeyn angenehmer Talente hingegen beruht durchaus auf dem Grad von Theilnahme, den die Geſellſchaft an ihnen nimmt. Ich erinnere mich doch noch mit groſsem Vergnügen der Zeit, da ein Lied, ein Epigramm, eine drolliche Erzählung durch ganz Paris die Runde machte, und man ſicher war, in jeder Geſellſchaft gut aufgenommen zu werden, in der man zuerſt etwas dergleichen mitbrachte. Dieſs hielt den Geiſt munter; man war, nach Anhörung ſchöner Verſe, ungleich heiterer, als man ſeyn kann, wenn man von einer Whiſt-Parthie aufſteht, oder von einem Gelage bey Carchi zurück kommt. Nach einer geiſtreichen Abend-Unterhaltung fand man ſich, zu Hauſe, aufgelegt, beluſtigende Kleinigkeiten aufs Papier hinzuwerfen, um neuen Stoff für die nächſte geſellige Unterredung zu haben. Bevor man Witz zum Vergnügen Andrer hatte, hatte man ihn zuvörderſt zu ſeinem eignen Vergnügen; und Männer, denen die Achtung der Welt gewiſs war, hielten es nicht unter ihrer Würde an dieſen Spielen des Witzes Antheil zu nehmen. Aber heutiges Tages ergötzt man ſich nicht mehr an derley Dingen: die Litteratur iſt für die Schriftſteller und für die Leſer eine Stuben-Beſchäftigung geworden, an die man in der Geſell-

schaft nicht denken darf. Witzige Einfälle zu sagen ist nicht mehr gute Sitte; man muß sie aufschreiben, wie alles Uebrige. Wer sich ehedem einen Ruf durch Bonmonts hätte erwerben können, ist itzt genöthigt, ein Buch zu schreiben. Will ein Andrer sich durchaus durch flüchtige Poesien bekannt machen, so kann er nicht umhin, ein ganzes Bändchen solcher Gedichte im Druck ausgehen zu lassen.

Herr J. C. Grancher, zum Beyspiel, hat so eben eine Sammlung seiner flüchtigen Poesien der Welt verehrt: sie ist nicht stark; aber eine Sammlung flüchtiger Poesien sey noch so dünne, so steht zu wetten, daß sie doch noch zu dick ist. Die des Herrn Grancher enthält höchstens ein Dutzend angenehmer Stücke, die ihm die Benennung eines geistreichen Mannes schon zu sichern im Stande waren: aber da man ein Buchmacher werden, oder das Versemachen aufgeben muß, so wählte er zu seinem Unglück das erste. Alles hängt von Ort und Zeit ab. Folgende, aus einer anakreontischen Erzählung gezogene Verse, L'Amour chez Fanny, würde man vielleicht im Zimmer beklascht haben.

Elle le prend dans ses bras,
Rentre au logis, et le pose
Sur un duvet que la rose
Orne et parfume à l'entour:
Ah! ce que c'est que l'amour!

Et comme il paie un service!
Fanny s'éloigne du Dieu;
Tout-à-coup un trait de feu
Vient frapper sa bienfaitrice:
Par bonheur ce ne fut rien.

Mais le tour piqua la belle:
„Va, traître, je saurai bien
„Te châtier, se dit-elle;
„Dors en paix, dors mon petit.“
Cependant l'amour dormit.

Im Vorlesen kann man alltägliche Ausdrücke durch einen bedeutenden Blick heben, eine prosaische Wendung auf eine Art fallen lassen, daß sie unbemerkt vorüber geht, oder das Sylbenmaas so abtheilen, daß man nicht recht weiß, ob man Verse hört. Hierauf verstehen sich die Herren, die ihre eignen vorlesen, meisterhaft. Gedruckt aber, ce que c'est que diese Verse des Hrn. Grancher!

Um gerecht zu seyn, muß man sagen: es finden sich ungleich bessere Stücke in der kleinen Sammlung; aber mich dünkt, wenn er sie vor dem Druck in einer Gesellschaft gelesen hätte, würde ihm doch jemand wohl gesagt haben, daß man weder spricht noch schreibt

La fixe avec un sourire,

für fixe les yeux sur elle; noch m'ouvrir de mes feux, für déclarer mes feux.

Eben so hätten verständige Freunde Herrn Hinard sicher gerathen, obschon er Mitglied des Athenäums zu Toulouse ist, seine gleichfalls flüch-

tigen Poesien nicht in Druck zu geben, aus denen man keine Zeile anzuführen sich getraut, weil alles gar zu abgeschmackt ist. Daher ich ihrer nicht einmal erwähnen würde, wenn ich, Berufs halber, über diese Materie sprechen müßte.

Noch von dem Gedicht Sur le Bonheur vom Herrn Marelliaugy, weil er in der Vorrede darum ersucht, ihn nicht zu kritisiren, aus Furcht seiner Frau Mutter Kummer zu verursachen.

Noch von den Briefen eines Herrn Obermann, geschrieben von einem Herrn von Senancour, aus denen man lernt, que dans quelque indifférence que l'on traîne ses années, il arrive pourtant que l'on aperçoive le ciel dans une nuit sans nuages, und die Sterne dazu; woraus denn folgt, daß in einigen Jahren votre ami sera mort, votre maîtresse sera morte, le fils qui vous survivra sera mort. Alles gleich überzeugend, schlußrichtig und klar!

Eben so wenig würde ich von den loisirs littéraires des Herrn Regnault-Warin sprechen, des Verfassers von Spinalba, des Magdalenen-Kirchhofs und der eisernen Maske, an den, zufolge der Vorrede des Herausgebers, nichts zu tadeln ist, als que ses reflexions sont trop profondes, und seine Beschreibungen zu reich, dessen Styl im Durchschnitt zu nervös und glänzend sey, was ihn der Gefahr aussetze, seinen Romanen die Majestät der Geschichte, den Ernst der Philosophie, verbunden mit dem Glanz der

Beredsamkeit und Poesie zu geben. Das ist viel! Trotz dem hofft er, daß diese Versuche den berühmten Kritikern dont l'Europe admire les talens dans le Mercure et dans le Journal des Débats, Genüge leisten würden; und in der That müßten sie sehr schwierig seyn, wenn ihnen nicht Herr Regnault-Warin gefiele, der, seit der gottlose Franklin die Wetterableiter erfunden hat, es weniger lustig findet in einem Sturmwetter spazieren zu gehen, weil dadurch der gute Gott gehindert wird, seine Donnerkeule nach Wohlgefallen herum zu schleudern. — Und das wäre so ohngefähr, was wir seit sechs Monaten im Fache der muntern Poesie erhalten haben.

Aus der ernsten Gattung wüßte ich Ihnen fast nichts zu nennen, als das Trauerspiel Peter der Große,*) und von dem haben Sie wahrscheinlich schon so viel gehört, daß Sie nichts weiter darüber hören mögen. Auf einen Band Uebersetzungen geistlicher Gesänge, den ersten Gesang eines epischen Gedichts über Karl den Gro-

*) Der Verfasser dieses Stücks, Carion Nisas mit Namen, ist deshalb merkwürdig, weil er im Tribunat den Vorschlag zur Kaiserwürde that. Dennoch ward sein Stück, wenige Tage darauf — ausgepfiffen. Sonderbar ist, daß auch ein dramatischer Dichter, der bekannte Collot d'Herbois, vor 12 Jahren, den Vorschlag zu Abschaffung des Königthums in Frankreich that, dessen Stücke gleichfalls ausgepfiffen wurden.

Großen *), und eines andern von zwölf Gesän- Oreſt betitelt, könnte ich zurück kommen, wenn ich von der Prosa spreche.

Besser steht es um das Fach der Geschichte. Fast scheint es, daß wir auf diesem Wege unsere litterarische Ehre wieder etwas in die Höhe bringen wollen. Das viele Geschichtliche, was wir gesehen haben, macht, daß wir glauben, wir könnten auch insgesammt es beschreiben. Dieser Wahn wird denn nun freylich viel Schlechtes zu Tage fördern; aber es kann nicht fehlen, daß darunter nicht auch manches Gute zum Vorschein komme. Um nur von dem zu sprechen, was seit sechs Monaten erschienen ist, so hat Herr Picot, ein geborner Genfer, kürzlich eine Geschichte der Gallier herausgegeben, die mir ein sehr verdienstliches Werk zu seyn scheint und das uns fehlte. Es erforderte lange und mühsame Untersuchungen, und die untergesetzten Anmerkungen, worin er die Quellen angiebt, aus denen er schöpfte, zeigen zur Gnüge, daß er diese Untersuchungen wirklich angestellt hat. Nur so erwirbt sich ein Geschichtswerk Zutrauen, welches die erste Empfindung ist, die es einflößen muß. Der Boden, den wir bewohnen, giebt einem solchen Buche schon ein gewisses Interesse; kein Gegenstand ist in unsern Augen trocken und kalt, sobald unsere Einbildungskraft oder unsere Erinnerungen ihn durch Farben beleben kön-

*) Eine Anzeige davon folgt gleich nach diesem Aufsatze.

nen, mit denen wir vertraut sind. Die Erzählung eines Ereignisses, das an einem Orte vorfiel, den wir genau kennen, wird für uns ein Gemälde, von dem nichts uns entgeht. Eine nahe bey Paris, Outün oder Bourges vorgefallene Schlacht gewinnt für mich ein besonderes Interesse, weil ich das Local kenne. Ich suche gern in dem Charakter unsrer Vorfahren die Fehler und Eigenschaften der Menschen auf, mit denen ich umgehe. Es macht mir Freude zu denken, daß es wahrscheinlich die Unart ist, die bey uns von Vater auf Sohn forterbt, zu sprechen, wenn wir schweigen sollten, und ein stetes Geräusch zu erregen, welche bey unsern Vorfahren die sonderbare Sitte einführte, in den öffentlichen Versammlungen der Nation einen Gerichtsdiener zu bestellen, der, mit einem sichelförmigen Messer in der Hand, stets bereit stand, einem Schwätzer oder Lärmmacher, den er durch dreymaliges Zurufen nicht zum Schweigen hatte bringen können, das Kleid auf eine solche Art zu durchschneiden, daß es nicht wieder zusammen genäht werden konnte. In einer andern, etwas unbarmherzigern Gewohnheit der Gallier, denjenigen zu tödten, der zu allerletzt in die Versammlung kam, glaube ich einen Beweis von der Indolenz zu entdecken, mit der wir von jeher Staatssachen behandelt haben. Meines Bedünkens gewähren jene etwas rohen Sitten auch zuweilen wichtigen Thatsachen einen wahrhaft romantischen Anstrich. Die Verheirathung des Clovis, zum Beyspiel, ist

eine so unterhaltende Erzählung, wie man sie nur irgend in einem Ritterbuche finden könnte. Auch der Styl verdient Lob, denn er ist einfach, ungesucht und dabey doch auch nicht nachläßig; kurz er ist so, wie ihn die historische Gattung fodert.

Nicht dasselbe kann ich von der Schrift des Herrn von Villers über die Reformation sagen, obschon ich sie mit großem Vergnügen gelesen habe. Ein von dem National-Institut gekröntes und von allen Journalisten angefochtenes Werk, das überdem einen interessanten Stoff behandelt, und worin der Verfasser selten meine Meinung trifft; Sie können denken, welchen Reiz dieß für mich haben mußte. Sie wissen, daß ich mich gern mit dem Buche herumstreite, das ich lese, vorausgesetzt, daß ich mich auch gern mit seinem Urheber im mündlichen Gespräch herum streiten würde; und bey Herrn von Villers ist dieß durchaus der Fall.

Sein eigentlicher Zweck geht dahin, zu beweisen, daß, Dank sey es der Reformation, in dieser besten aller möglichen Welten, seit drey hundert Jahren, auch alles zum Besten gegangen ist; von den Kriegen an zu rechnen, welche die Reformation entzündete,*) bis herab zu unsrer Revolution, denkwürdigen Andenkens. Schon darin, fühlen sie wohl, kann ich dem Verfasser nicht bey-

*) Entzündete sie denn auch die Kriege zwischen Karl V. und Franz I., ferner zwischen Karl V. und Suleiman? Der neuern nicht zu gedenken.

ſtimmen. Der hiſtoriſche Theil ſeines Werks enthält ein Gemälde von den Uebeln, welche die Reformation veranlaßt hat:*) der ſyſtematiſche hingegen zeigt, daß aus dieſen Uebeln lauter Gutes erwachſen iſt. Der Verfaſſer geſteht, daß in den Ländern, wo die Reformation ihren Urſprung nahm, man ſeit lange das Joch des Aberglaubens abzuſchütteln anfing, indem man ſich den päbſtlichen Anmaßungen widerſetzte; daß aber in Italien, wo man das Gleiche verſuchte, das Volk die Reformatoren ins Feuer warf. In dieſem Lande wird eine Umänderung gerade deshalb unmöglich, weil die Vorurtheile, wegen welcher ſie ſo höchſt nöthig wäre, noch in ihrer ganzen Kraft beſtehen.**) Revolutionen erfolgen weit weniger, wenn ſie nöthig, als wenn ſie leicht durchzuſetzen ſind;***) ſelten

*) Iſt der größere Wohlſtand der proteſtantiſchen Länder vor den römiſch-katholiſchen in Deutſchland auch ein Uebel? Und haben ſie dieſen Wohlſtand nicht offenbar der Reformation zu danken?

**) Dann iſt ſie aber auch nicht höchſt nöthig; ſo lange nämlich nicht, als die Vorurtheile das geſellſchaftliche Band noch leidlich zuſammen halten. Erſt als die Griechen und Römer in der Aufklärung ſo weit vorgerückt waren, ihre Götterlehre widerſinnig zu finden, ward ein anderes Religionsſyſtem für ſie Bedürfniß. Die deutſchen Völker verwandelten das Chriſtenthum wieder in Aberglauben, weil eine geoffenbarte Vernunftreligion für ſie zu hoch war.

***) Richtig! Aber warum gebraucht der Verfaſſer die Wörter Reformation und Revolution als Synonymen? Jene iſt eine geregelte

unter Tyrannen, häufig unter ſchwachen Fürſten: was dazu dienen kann, ſie vorher zu ſehen, keinesweges aber ſie zu wünſchen.*)

Ich kann daher, was Herr von Villers auch ſage, nicht ſonderlich mit der Reformation zufrieden ſeyn,**) und eben ſo wenig mit den Ar-

dieſe eine gewaltſame Umänderung einer beſtehenden Verfaſſung. Nur inſoweit Luthers Reformation, hin und wieder, gegen ſeinen Willen in Revolution ausartete, bewirkte ſie Unglück; vorübergehendes wie den Bauernkrieg und den Aufruhr in Münſter, fortdauerndes wie die Einziehung ſo vieler Kirchengüter zum Vortheil von Privatperſonen, wodurch die Dotirung der Schulen und Armenhäuſer erſchwert wird.

*) War Schwäche der Charakterzug derjenigen Fürſten, welche die Reformation einführten? Heinrich VIII. war wohl eher ein Tyrann.

**) Weil er den Geiſt derſelben nicht ahndet. Aus unſern Dogmatiken und ſymboliſchen Büchern iſt er freylich nicht herauszuklauben; man muß ihn unter Proteſtanten ſtudieren. Der Geiſt des Proteſtantiſmus beſteht darin, daß wir keine ewig gültigen Kirchen-Einrichtungen anerkennen, ſondern der Meinung ſind, ſie müßten, nach Zeit, Ort und Umſtänden, öfters abgeändert werden; denn Chriſtus begründete ſeine Religion nicht auf äußere Gebräuche, ſondern auf rechtſchaffene Geſinnungen, und verſichert, er werde Lohn und Strafe in einem andern Leben einzig nach der hier bewieſenen Nächſtenliebe vertheilen. So könnte es denn leicht kommen, daß er einen Sokrates, Confucius, Cicero, Moſes Mendelsſohn, ja manchen Muhamedaner zu ſich riefe, und dagegen verſchiedene Päbſte, Cardinäle, Erzbiſchöffe, ja wohl auch manche ſtreitſüchtige Kirchenväter, von ſich wieſe.

gumenten, die er gebraucht, sie mir zu empfehlen*). Aber die Thatsachen sind gut geordnet und dargestellt, der Vortrag hat Deutlichkeit, Kürze und Klarheit, und der Verfasser versteht es, feine und edle Gesinnungen in der Seele des Lesers zu erwecken. Er hat die nöthigen Untersuchungen mit Sorgfalt angestellt, die Facta, die er beybringt, sind nicht verstellt, obschon die Resultate, die er aus denselben folgert, nicht immer die erforderliche Richtigkeit haben; mit einem Wort, er unterrichtet, er erregt Theilnahme, er giebt zu denken, und dieses interessante Stück der Geschichte verdiente ohne Zweifel die Palme, welche das Institut keiner untadelhaften philosophischen Schrift zu geben vermeinte.

Auf die Schreibart nahm das Institut eben so wenig Rücksicht. Zwar ist die des Hrn. von Villers belebt und anziehend; es fehlt ihr weder an Kraft, noch an Kühnheit, noch an Glanz: aber im Ganzen an Simplicität und Correctheit. Ich würde ihm kleine Uebereilungen nicht zum Vorwurf machen; denn Fehler des Styls sind noch kein fehlerhafter Styl. Auch einige gesuchte Ausdrücke, die der Sprache das Ansehn der Leichtigkeit geben sollen und es ihr doch nicht

*) Der Verfasser vergleiche doch die Einsicht und die Moralität der Landleute und Handarbeiter in protestantischen Ländern mit der in römisch-katholischen, und er wird Hrn. von Villers Recht geben.

geben, wie z. B. une précieuse trouvaille ſtatt une précieuse découverte, würde ich nicht rügen. Aber was ich nicht ſtark genug rügen kann, zumahl es jetzt ein Modefehler iſt, den andere Schriftſteller ſich noch weit häufiger zu Schulden kommen laſſen als er, dieß iſt die Affectation, techniſcher Ausdrücke aus der Geometrie, oder andern exacten Wiſſenſchaften, ſich zu bedienen, wodurch man den meiſten Leſern unverſtändlich wird. Wenn Hr. von Villers du phénomêne géométrique de l'assymptote ſpricht, und ich mir auch alles ins Gedächtniß zurückrufe, was ich ehemals aus der Geometrie wußte, ſo bekomme ich denn doch kein lebhaftes und deutliches Bild von dem, was der Verfaſſer ſagen will. Zu was nützt aber ein metaphoriſcher Ausdruck, wenn er mir nicht gleichſam anſchauend macht, was eines langen Beweiſes bedürfte?

Der chiliasme der Philoſophie (eine Anſpielung auf das bekannte tauſendjährige Reich der Theologen) iſt gleichfalls ein ſehr gelehrter Ausdruck, der allerdings eine Menge Begriffe in ſich ſchließt, die nur durch eine weitläuftige Umſchreibung ſich hätten ausdrücken laſſen: aber da neun Zehntheile der Leſer ihn nicht verſtehen, finde ich ihn dennoch tadelhaft. So wünſchte ich wohl auch, daß man die Schickſale der Wiſſenſchaften nicht vernagelte; denn man vernagelt nur Kanonen, um ſie nicht losbrennen zu können, und man begreift nicht recht, welche Aehnlichkeit da-

mit die deſtinées de la science haben; und dann la science a-t-elle des destinées? Ich will es nicht geradezu leugnen; aber es läßt ſich doch bezweifeln. Und das wäre denn der Nutzen der neumodiſchen, unbeſtimmten und ſchwankenden Ausdrücke! Die von Unermeßlichkeit und Unendlichkeit hergenommenen, ſind noch die klärſten. Man iſt der Meinung, die Gedanken wären etwas, das ſich zu leicht faſſen und erklären laſſe, und man hat ſie in ein abſtractes, für ſich beſtehendes Weſen verwandelt, welches man la pensée nennt. Man hat nie mehr als Einen Gedanken. Der ſchon erwähnte Herr Obermann iſt entſchloſſen, keinen Stand zu ergreifen, weil er ſie ſämtlich étrangers à sa nature et contraires à sa pensée gefunden hat. In dem Obſervateur de la nature et de l'homme leſe ich, daß er, bey einem Spaziergange, die Bemerkung gemacht hat, wie auf den Bergen das Schauſpiel der Natur ſich mit dem Begriffe von der Würde des Menſchen amalgamirt. In der Vorrede zu einer Théorie sur les lois sociales, (einem Werke, das vorzüglich eine deutliche Schreibart foderte, da es nützen ſoll,) findet ſich unter andern que l'être sans parties, (worunter, wie ich glaube, Gott zu verſtehen iſt,) qui précéda les tems, et en verra finir la durée, occupe le néant, comme il embrasse l'univers et remplit l'éternité; und weiterhin, daß beym Weltgericht des météores malfaisans, ombres fugitives (vermuth-

lich ſich ſelbſt dünkende Philoſophen) erſcheinen werden, und daß le scandale des nations pesera sur leur mémoire de tous les excès de l'immoralité.

Hierbey geht mirs, wie der Madam Denis, die, als ſie das Engliſche lernte, das Wort bread nicht herausbringen konnte. — Warum ſagt man denn aber auch nicht, rief ſie, wie viel natürlicher wäre, Brod?

Dieſe Herren, welche Gott ein Weſen nennen, das keine Theile hat, um mir den Begriff ins Klare zu ſetzen, die eine metaphyſiſche Idee durch eine andere metaphyſiſche Idee erläutern, erinnern mich ſtets an jenen Reiſenden, der, nach dem Vorrechte, welches Leute haben, die weit herkommen, einen Mann geſehen zu haben verſicherte, der ſeine 500 Jahr auf dem Buckel gehabt hätte. War er ſehr kränklich, ſehr hinfällig? fragte man ihn. — „Nicht ſonderlich! Sie müſſen ſich ihn wie einen Mann von etwa 200 bis 250 Jahren denken.“ Einer unſrer berühmteſten und erlauchteſten Schriftſteller, um eine idée bien juste von dem zu geben, was man beym Anblick der Gegend um Rom empfindet, drückte ſich neulich alſo aus: Figurez-vous quelque chose de la désolation de Tyr et de Babylone, dont parle l'Ecriture. Nun weiß ich doch, woran ich bin. Hätte ich die Verwüſtung von Tyrus und Babylon, von der die Bibel ſpricht, mit Augen geſehn, ſo wüßte ich vielleicht, wie es in der Gegend bey

Rom aussieht; das kürzeste dürfte aber doch immer seyn, eine Reise nach Italien zu machen.

Was mich in Erstaunen setzt, ist, daß man solchen Schnickschnack für Wirkung der Imagination hält. Die Imagination stellt sich, ihr unbekannte Gegenstände ja gern unter ihr bekannten Formen vor, sucht aber nicht in dem leeren Raume einer übersinnlichen Welt nach etwas, um daraus ein Bild des wirklich Existirenden und in die Sinne fallenden zusammen zu setzen. Völker, welche gleichsam zur Imagination geboren sind, entlehnen ihre Bilder meistens aus dem alltäglichen Leben. Die hebräischen Dichter, welche man itzt nachzuahmen sich beeifert, haben die Sonne mit einem glorreichen Bräutigam verglichen.

Qui dès l'aube matinale,
De sa couche nuptiale
Sort brillant et radieux;

und wir, wenn wir von einem glorreichen Bräutigam zu sprechen hätten, wir würden sicherlich finden, daß es nicht fremd genug klinge, ihn mit der Sonne zu vergleichen. Unsere Imagination kann an der Nase einer Frau, die der Spitze des Berges Libanon gleicht, oder an der orientalischen Schönheit einer Andern mit ihrem Gesichte gleich dem Vollmonde, Anstoß nehmen: aber nie würden auch Orientaler sagen, daß ein Mädchen schön sey wie die liebe Unschuld, oder wie die leibhafte Tu-

gend. Die Alten haben oft gesagt schnell wie der Blitz; aber schnell wie der Gedanke, dieser Ausdruck, dünkt mich, ist modern.

Diese Abstractionen samt und sonders erinnern mich ganz natürlich an ein Werk der Metaphysik, an das des Hrn. Degerando über die verschiednen Systeme der Philosophie. In meinem Alter hat man nicht sonderlich viel Freude an der Metaphysik: um Gefallen an ihr zu finden, muß man ein Uebermaaß von Neubegierde, Thätigkeit und Anstrengung besitzen, das mir nicht zu Theil geworden ist. Bey voller Mannskraft ist es vielleicht gut, sich darin zu üben, wie ein Läufer sich übt, auf einem eben erst gepflügten Acker zu laufen, damit er dann desto leichter auf einem gebahnten Wege dahin gleite: aber in meinem Alter fehlt es dazu an Athem.

„Wenn irgend etwas, sagt Herr Degerando, diejenigen mit der Metaphysik versöhnen könnte, die sich über das Abgezogne ihrer Begriffe und die Trockenheit ihrer Formen beklagen, so wäre es wohl die Erinnerung, daß Fenelon ihr einen Theil seiner müßigen Stunden zu widmen für rathsam hielt.“ Indeß sagt doch Fenelon: „Gebt mir klare Begriffe!“ und dazu versteht sich die Metaphysik am wenigsten gern. Herr Degerando hat sie, so zu sagen, gezwungen, sich verständlich auszudrücken. Ungeachtet meines wenigen Geschmacks an dieser Art von Untersuchung hat er mich durch die Klarheit

seines Styls zum Fortlesen gereizt und durch die Richtigkeit seiner Ideen unterhalten. Um über die Genauigkeit seiner mit großem Fleiß angestellten Untersuchungen zu urtheilen, müßte man sie von neuem anstellen; um zu wissen, ob das neue Lehrsystem des Herrn Kant, welches er mir begreiflich macht, auch wirklich das Lehrsystem des Königsberger Philosophen ist, müßte man das Original gelesen und, was das Hauptsächlichste ist, es verstanden haben: wohl aber weiß ich, daß metaphysische Lehrsätze der Philosophie nie mit mehr Bestimmtheit und auf eine klügere Art dargestellt, noch richtiger und unpartheyischer geprüft worden sind, als in diesem Werke. Es wäre zu wünschen, daß alle philosophische Schriften so geschrieben wären. Nur wegen seiner Meinung von Homers Philosophie möchte ich mich ein wenig mit ihm zanken. Ich begreife nicht, was man dabey gewinnt, aus einem treflichen Dichter, gegen alle Wahrscheinlichkeit, einen schlecht raisonnirenden Metaphysiker zu machen.

Ein anderes Werk kann, während einiger Tage, Ihre müßigen Stunden, nicht unangenehm ausfüllen; es ist von Herrn Thiebault und heißt: Erinnerungen eines zwanzigjährigen Aufenthalts zu Berlin. Sie werden darin über den großen Friedrich, seine Familie und seinen Hof manche Anekdote finden, die mehr durch sich selbst, als durch die Art der Darstellung unterhält. Die, mitunter auch etwas unbedeutenden,

Vorfälle zeigen mehr das thierische, als das geistige Leben des großen Mannes, was denn freylich eben nicht dient, ihn in unsern Augen zu erheben.

Glücklicherweise fand ich in der neuen Ausgabe der militärischen Werke des Herrn von Guibert seine Lobrede auf Friedrich wieder; ein treflich gearbeitetes Stück, voll des Enthusiasmus, den ein so großer General einem Krieger von Einsicht einflößen mußte. Es ist nützlich, beide Werke zusammen zu lesen, um gegenseitig den Eindruck beider zu modificiren. Indem man Herrn von Guibert über die schöne Disciplin der preußischen Kriegsheere in Entzückung gerathen sieht, denkt man an die Härte, die, nach Herrn Thiebaults Erzählung, erfoderlich war, diese schöne Disciplin zu bewirken; aber hinterdrein entschuldigt man doch auch diese Härte, wenn man überlegt, daß ohne eine solche Armee, und folglich ohne die Härte der Disciplin, die sie in guter Ordnung hielt, es um den preußischen Staat, um Friedrich und seinen Ruhm geschehen war. Sonach überträgt der Held den Privatmann; weshalb es denn immer gut ist, ein Held zu seyn, wenn man die Kraft dazu in sich fühlt. In dieser neuen Ausgabe von Guiberts Werken hat man ein Fragment über den Verfall des Abendländischen Kaiserthums, das vorher nie gedruckt war, eingeschaltet, welches geistvoll geschrieben ist, aber auch beweißt, daß, um Mon-

tesquieu zu ergänzen oder zu widerlegen, Witz und Scharfsinn allein nicht hinreichen.

Nicht jedermann scheint dieser Meinung zu seyn; denn seit einiger Zeit regnet es gleichsam Werke über die Gesetzgebung. Sicher verlangen Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle nennen soll. Ich werde Ihnen jedoch sagen, daß die Histoire des lois sur le mariage et le divorce von Herrn Nougarede Ihnen Vergnügen machen wird, sowohl wegen der Thatsachen, die der Verfasser darin zusammen getragen hat, als wegen der sittlichen Folgerungen, die er daraus herleitet; überdem ist das Buch nicht schlecht geschrieben, und kleine Ausfälle gegen die Mode-Philosophen *), kleine Untersuchungen über Montesquieu, der, aus Gefälligkeit für sein Zeitalter, lieber ein witziger als ein gründlicher Schriftsteller seyn wollte, (wie der Verfasser meint,) über Rousseau und die neue Heloise, so wie über den Roman der Frau von Stael, erheitern den Vortrag. Sie sehen, daß man in einem Werke über die Gesetzgebung von allem sprechen kann.

Lesen Sie gern Schriften über Erziehung, so kann es Ihnen nicht an Unterhaltung fehlen. Nie hat man noch so viele Sprachlehren, Erdbeschreibungen, allgemeine und vaterländische Geschichts-Lehrbücher, Naturlehren, Naturgeschichten, Rechenbücher und Elementarwerke für alle

*) Nämlich gegen Diderot und seine Nachbeter, besonders Herrn Raigeon.

nur mögliche Wissenschaften geschrieben als itzt; den Plutarch für die Jugend nicht zu vergessen. Es ist mir durchaus unmöglich zu begreifen, wie man noch neue Lehr- und Lese-Bücher für die Jugend schreiben kann, wenn ich an die denke, die schon vorhanden sind. Sollten Sie etwa Lust haben, Ihre Schulstudien von neuem anzufangen, so können Sie es mit der Hälfte der nur in den letzten sechs Monaten angekündigten Schriften in diesem Fache weit bringen. Um sie zu vollenden, müssen Sie dann den kleinen Aufsatz: sur l'usage du monde et des gens de bonne compagnie, lesen *), worin Sie zwey bis drey Formeln, um jemanden zu ersuchen, sich zu bedekken, finden; und gleich darauf das Modell zu einer Unterredung mit einem jungen Frauenzimmer, dem man einen Höflichkeitsbesuch abstattet. Es versteht sich, daß die Dame gerade damit beschäftigt ist, einen Sturm zu malen, wenn Sie in ihr Zimmer treten. Dieses Zimmer vergleichen Sie mit dem Tempel der Musen. Bescheidne Antwort der Demoiselle, Verdoppelung der Galanterie von Ihrer Seite. Der Musen, sagt sie, sind neun, und ich bin ja ganz allein. Worauf Sie sehr fein erwiedern: sie vereinige alle ihre Talente. Kurzes Schweigen. Neue Erwiederung der Demoiselle, neue Gegen-

*) Wir Deutsche haben dafür das bändereiche Werk des Herrn von Knigge über den Umgang mit Menschen.

antwort von Ihnen; und nochmals eine Pauſe. Nun ſpricht die Demoiſell mit Ihnen einige Worte über die Philoſophie des Descartes (Kant, Fichte oder Schelling,) und im Weggehen rufen ſie: je me sauve! Sofort ſind Sie ein ſehr wohl erzogner Jüngling, vom feinſten Weltton und den beſten Manieren. Doch nein! denn wir haben fataler Weiſe das vergeſſen, womit wir hätten anfangen ſollen, nämlich die Elemente der Sprache. Der Verfaſſer hat ſie ohne Bücher gefunden, weil man aus den Büchern nichts lernt. Sie werden indeß in dem ſeinigen finden, que la matière infinie, tranchée par un plan, présente deux parties qui sont bornées chacune par un côté; les autres côtés restent infinis, le plan lui-même a les siens infinis. Sie verſtehen; man zerſchneidet die unendliche Materie in vier Stücke, und es ergiebt ſich daraus ganz natürlich, daß, wenn eine Taube dicht bey Ihnen vorüber fliegt, Ihr Ohr von dem Geräuſch l' l' l' l' l' l' getroffen wird, wie wenn jemand ſagte: Flügel der Taube. Eben ſo zeigt der Buchſtabe Q dem Auge die Hand, die ſich zu einem Löffel geſtaltet, um etwas Flüßiges zu faſſen. Dieß iſt denn nun die Urſache, nicht daß Ihre Tochter ſtumm iſt, ſondern daß unſere Kinder reden *). Glauben Sie mir,

*) Unſere Laute hängen allerdings mit unſern Empfindungen zuſammen. (Man ſehe das Geſpräch eines Vaters mit ſeinen Kindern über Em-

mein Freund, unsere ernsten Schriftsteller bringen es noch dahin, daß wir wieder lachen *).

pfindungslaute.) Aber die Buchstaben sind freylich willkührliche, d. h. von Menschen erfundene, Zeichen der Laute, und die zusammen gesetzten Laute bezeichnen keine Empfindungen, sondern Begriffe.

*) Im Original heißt es: à force de sérieux, notre siècle finira par dévenir plaisant. Gar manche Philosophen-Schrift unserer Tage reizt freylich zu einem sarkastischen Lachen. Der Ekel an derley Schriften dürfte aber, wenigstens vorerste, sicherer die Beyseitesetzung aller philosophischen Untersuchungen, als gesundes Denken zur Folge haben, und so die Heiterkeit in der Litteratur noch nicht sobald zurückkehren. Sulzer schrieb bereits 1772 an Bodmer, auf Veranlassung dessen, was man dazumal in Frankreich Philosophie zu nennen anfing: „Unser phi„losophisches Jahrhundert scheint mir eine sehr „unphilosophische Zukunft vorzubereiten.“ Wie wahr hat er prophezeit!

XI.

Plan du Poëme de Charlemagne, suivi du preminr chant en vers, et d'un choix de Poésies diverses, par C. Theveneau; à Paris, chez Courcier. An XII. 1804. pag. 341. gr. 8vo.

Die auffallende Aehnlichkeit, die in Absicht der Vergrößerung und Macht Frankreichs itzt unter Bonaparte mit dem Zustande dieses Reichs zu den Zeiten Karls des Großen, gerade vor tausend Jahren, obwaltet, bewog wahrscheinlich den Verf. die Thaten Karl des Großen in einem epischen Gedichte zu besingen. Um den Zeitpunkt nicht zu versäumen, in welchem sein Werk Aufsehn, mehr durch den Inhalt, als durch die Bearbeitung, machen kann, giebt er den Plan, und von der Ausarbeitung selbst nur ein Stück des Anfanges. Die Welt wird nichts verlieren, wenn die vollständige Ausarbeitung ganz unterbleibt. Welchen Begriff der Verf. vom epischen Gedicht hat, wird man aus folgenden Versen ersehen:

Toi, qui peins les héros, et les moeurs, et les temps,

Histoire, ouvre à ma voix tes fastes éclatans!
De dix siècles unis franchissons l'intervalle;
Et, sur-tout, que jamais la Fable, ta rivale,
Ne mêle à des discours ses récits mensongers!
Que jamais, t'étouffant sous des faits étrangers,
La Magie, art fécond en stériles merveilles,
N'ose usurper tes droits, et profaner mes veilles!

Trotz dieſes Vorſatzes, bloß wirkliche Begebenheiten in Reime zu bringen, erſcheint doch, bereits zum Schluß des erſten Geſanges, ein Fantom der Hölle, und um dieſes dreht ſich eigentlich die Handlung. S. 16. heißt es:

Satan puise dans un lac enflammé du salpétre, du soufre et du bitume, et forme de ses mains un jeune homme, qui, sous une figure charmante, doit cacher une ame digne de son créateur. (Der Teufel kann alſo, ſo gut als Gott, Menſchen bilden.) Ensuite le prince des ténèbres lui souffle au visage: (welche abgeſchmackte Parodie der Entſtehung des erſten Menſchen nach der Moſaiſchen Erzählung:) soudain la statue s'anime, (wie die Statue des Pigmalion,) parle et son premier mot est un blasphême contre la divinité. Satan sourit, et aussitôt tous les démons s'empressent de doter à l'envi le jeune Isménor, de tous les talens de l'esprit, de tous les agrémens du corps, de tous les dons du génie, et de tous les vices du coeur. (Wie mächtig die

höllischen Geister sind!) Ce fut alors que Satan parut vraiment enchanté de son ouvrage: „Mon „cher fils, lui dit-il, grace à mes soins pater„nels, tu peux enfin me venger d'un ennemi „que j'abhorre. Apprends que l'odieux Char„lemagne détruit tous les jours une partie de „mon empire; (wozu braucht denn der Teufel die Menschen-Seelen in seinem Reiche?) „apprends que ce prince insolent a déjà ren„versé les autels du grand Irmensul; (also vermuthlich eines seiner Herren Vettern?) „apprends enfin que, succombant sous son „puissant génie, Mahomet voit son culte mé„prisé, et ses temples sans adorateurs. (woher hat dieß Herr Theveneau? Und glauben die Muhamedaner denn nicht an Gott? Zu Karl des Großen Zeit hatten sie richtigere Begriffe von Gott, als die meisten Christen.) „Il „est plus que temps, mon fils, de s'opposer „aux rapides progrès de cet audacieux con„quérant. Je vais à l'instant te transporter „dans la capitale de ses vastes Etats. (Er flog also mit ihm durch die Luft.) „Invente, agis, en„fin montre-toi, par ton génie et ton courage, „digne d'avoir Satan pour père et l'enfer pour „patrie: et dès-lors je te promets un trium„phe aussi glorieux que certain. (Wohl weislich sagt er nicht, worin dieser Triumph bestehen soll. Befindet sich denn Satan in der Hölle wohl?) „Ne crois pas cependant que

„pour servir tes intérêts, je puisse soumettre „la nature à ton empire. Dieu lui-même, „Dieu qui créa ses lois, ne sauroit les en„freindre; (existiren denn auch die hölliſchen Geiſter nach Gottes Geſetz?) mais au moins „tu les connois, ces lois, ignorées de la plu„part des mortels. (Nun, wenn die Menſchen die Natur-Geſetze Gottes nicht zu erkennen im Stande wären, ſo könnten ſie ſich auch nicht durch Uebertretung derſelben verſündigen.) „Initié par nous dans les mystérieux secrets „de la nature et des arts, rien ne pourra ré„sister à tes vastes desseins.“ Il dit, et, l'enlevant dans ses bras, il lui fait traverser les régions enflammées, (er iſt alſo zuvor ein wenig gebraten worden; oder berührt das Feuer Satans Söhne nicht?) et les noirs confins des Enfers, et dépose son précieux fardeau dans un bois voisin d'Aix. (Darum giebt es wohl in Achen ſo viele Reliquien als Schutzmittel gegen den hölliſchen Einfluß?) Alors il lui recommande encore leurs communs intérêts, et tout-à-coup disparoît à ses yeux.

Iſt das der Ton eines epiſchen Gedichts, oder eines Feenmährchens?

Die angehängten kürzern Gedichte zeigen, daß der Verf. in der Schule einen leidlichen Vers hat machen lernen, und daß er ſich in allen Gattungen verſuchte.

Folgendes Impromptu sur Bonaparte:

Qui prêtera jamais, pour tracer son histoire,
Une plume à Clio? l'aile de la Victoire,

hielt er für so wichtig, daß er uns auch eine lateinische, griechische und englische Uebersetzung davon mittheilt. Ganz noch die Schüler-Denkart!

XII.

Theocriti carmina. Recensuit et annotationibus instruxit Io. Chsti. Guil. Dahl. Leipzig, Kleefeld 1804. XVI und 492. S. 8.

Dieſe kritiſche Hand-Ausgabe des Theokrit von einem rühmlich bekannten Gelehrten hat zum Zweck, einen nach den vorhandenen kritiſchen Hülfsmitteln gereinigten, berichtigten Text zu liefern und dieſen mit einem ſolchen kritiſchen Apparat von Anmerkungen zu verſehen, aus welchem man die Gründe der aufgenommenen Lesarten und die Varietas lectionis überhaupt nebſt den Conjecturen neuerer Philologen kennen lernte. Dieß alles hat der Herausgeber mit rühmlichem Fleiß in der Sammlung und Benutzung der kritiſchen Hülfsmittel und mit einem geſunden Urtheil in der Sichtung und Auswahl der Lesart ausgeführt. Seiner Recenſion liegt die Valckenaerſche zum Grunde, weicht aber doch von ihr an vielen Stellen ab. Obgleich die Sorge für die Erklärung des Bukolikers außerhalb der Sphäre des Herausg. lag, ſo iſt doch auch dafür etwas theils

durch die Einleitungen und untergeſetzten Summarien, theils durch Parallelen aus Virgil, Calpurn u. ſ. w. geſchehen. Eine ſchöne Zugabe ſind die Verbeſſerungen mehrerer theokritiſchen Stellen von dem ſcharfſinnigen Ahlwardt, eine auch vom Prof. Matthiä in Frankfurt am Mayn.

Id. 1, 16 iſt wohl ἐπ' ἄγρας ein Druckfehler für ἀπ' ἄγρας. Mit Recht behält der Herausg. V. 32. ἔντοσθεν bey. V. 24 nahm Matthiä einen Anſtoß daran, daß ein ſicilischer Hirte mit einem libyſchen einen Wettgeſang beginnt, und wollte deswegen für τὸν Λιβύαθε ſinnreich leſen: τὸν Λιλύβαθε, von Lilybäum, der Stadt und dem Vorgebirge Siciliens. V. 51 zieht der Herausg. die Verbeſſerung ἢ νέριστον vor, welche auch Heyne obs. II. 24, 124 billigt. V. 95 f. iſt Ahlwardts Conjectur, die dem Sinne nach mit der Jacobſiſchen zuſammentrifft, ſehr gefällig: Ἤνθέν γ' ἀδέα μὰν καὶ ἁ Κύπρις γελάοισα, Ἀδέα μὲν γ. V. 100 iſt dem Herausg. wie den übrigen Herausgebern des Dichters eine auffallende Lesart in Stobäus Sermonen entgangen: Τὰν δ' Ἀχὼ Δάφνις ποταμείβατο, welche Hugo Groot überſetzt: Echo respiciens Daphnis, Venus improba, dixit, O culpanda Venus, Venus, o mortalibus hospes. Sollte ein Sinn in dieſe gebracht werden, ſo müßte man wohl conſtruiren: Δάφνις ἀμείβατο ἀχὼ (i. φωνήν) πρὸς τάν, Daphnis vocem cum Venere permutauit, ei respondit. Aber uns ſcheint

dieſe Variante lediglich aus einem Schreibfehler entſprungen zu ſeyn. Unter den Verbeſſerungs-Verſuchen des 102ten Verſes zeichnet ſich der eine Ahlwardtſche aus: ἤδη γὰρ Φράσδει Δάφνις, πάντ' ἄμμι δεδύκει Ἄλιος, ἔν τ' Ἀΐδᾳ u. ſ. w. Vielleicht wäre der gemeinen Lesart durch eine veränderte Interpunction aufzuhelfen: Ἤδη γάρ -- Φράσδει πάντ' -- ἄλιος ἄμμι δεδύκει, Δάφνις κήν etc. Denn ſchon — alles zeigt es uns an — geht unſre Sonne unter. V. 107 ὧδε καλὸν βομβεῦντι u. ſ. w., der ſich unberufener Weiſe aus Jd. 5, 46 hier eingedrängt hat, wird vom Herausg. mit Eichſtädt verworfen und von ihm aus dem Texte verwieſen. Auch über V 108 finden wir Ahlwardts Vorſchläge der Auszeichnung würdig. Er läßt die Wahl entweder zu leſen: Ἡραῖον χ' Ὥδωνιν ἕπει (accede, nach der Analogie von ἕξει ſ. ἕξιθι), καὶ μᾶλα νομεύει, oder auch: Ἡραῖος χ' Ὥδωνις -- ἕπευ -- κ. μ. ν. Sequere eum. Jedoch zeigt der Herausg., daß auch die Vulgata einen bequemen Sinn gebe. V. 135 hat der Herausg. die Conjectur δηϊσαιντο in den Text geſetzt, welche Jacobs (Vorr. z. Bion u. Moſchus S. VIII.) aus einem Epigramm des Palladas 468, 2 beſtätigte, bey welcher letztern Stelle er, worüber wir uns wundern, itzt in Animadvv. Anthol. gr. V. 3. P. 2. p. 138 den Theokrit nach der gemeinen Lesart (γαρύσαιντο) citirt; κήξ ὀρέων nimmt der Herausg., wie billig, in Schutz. Eulen halten ſich ja auch in

den Klüften der Berge auf. Man muß aber dieſe Worte eben ſo wohl auf die Nachtigallen, als auf die Eulen beziehen; denn auch andre Dichter ſprechen ausdrücklich von dem Aufenthalt der Nachtigallen auf den Bergen (verſteht ſich in deren Wäldern und Buſchwerk); ſo Moſchus im Grabgeſang auf den Bion V. 38 οὐδὲ τόσον ποκὰ ἄεισεν ἐνὶ σκοπέλοισιν ἀηδών und Dionyſius in der Periegeſis V. 528 f. ἐν ὄρεσσιν Ἀνθρώπων ἀπάνευθε κύει λιγύφθογγος ἀηδών.

Id. 2, 3 würden wir doch die Lesart der beſten Handſchriften τὸν ἐμὸν (ſ. ἐμὶν) βαρὺν εὔντα φίλον καταθύσομαι ἄνδρα vorziehen, weil in dem „mein Mann" ein beſondrer Nachdruck liegt, den auch der Deutſche kennt, wenn er z. B. ſagt: „du biſt mein Mann" d. h. du biſt ganz nach meinem Sinn, der Mann meines Herzens. Und ſo ſagt Plautus im Offizier 3, 1, 21. Quis homo ſit magis meus, quam tu es? Vgl. mehr Beyſpiele bey Burmann zum Phädr 5, 7, 32. So wäre φίλον nur um des größern Nachdrucks willen und als Epexegeſe von τὸν ἐμὸν hinzugeſetzt. — V. 62 hat der Her. Ahlwardts Verbeſſerung μάσσω, welches der Gegenſatz empfiehlt, ſtatt πάσσω in den Text geſetzt. V. 90. 1 iſt uns die pleonaſtiſche Wiederholung: ἐς τίνος οὐκ ἐπέρασα und ποίας ἔλιπον γραίας δόμον anſtößig. Wenn wir den Scholiaſten vergleichen, ſo ſcheinen uns aus einem

Vers, durch beygefügte Gloſſen, zwey geworden zu ſeyn und der Dichter etwa ſo geſchrieben zu haben:

— — — αὐτὰὲ λαιπὰ
Ὄστε ἐπὶ γραίας τίνος οὐκ ἐπέρασ', ἃ πάθεν;

Die Worte: αὐτὰ λοιπὰ ὄστε oder, wenn man lieber will, τὼστε vgl. mit Jd. 4, 15 f.

V. 126 hat der Her. eine ſehr ſchmeichelnde, wiewohl ziemlich von der gemeinen Lesart abweichende, Verbeſſerung von Hermann aufgenommen: εὖ δ' ἦς für εὖδον. Ahlwardts Meinung, daß V. 136 und 137 aus irgend einem andern Gedicht ſich hier eingeſchlichen, ſcheint uns zum wenigſten ſehr ſinnreich: Delphis ſpricht hier von ſeiner Liebeswuth; was thun dazu die Beyſpiele von den Flammen des weiblichen Buſens? Mit Recht vertheidigt aber der Her. V. 136 f. παρθένον ἐκ θαλάμοιο καὶ νύμφαν ἐφόβησ' gegen Jacobſens ἐσόβησ', da φοβεῖν und ἐκφοβεῖν vom wilden Aufſchrecken und Verſcheuchen aus einem Ort gebraucht wird. ſ. Theokrit 26, 19. Von der Bremſe geſtochen exterrita ſilvis Diffugiunt armenta Virgil Ge. 3, 149. Siehe andre Stellen bey Heyne V. L. Aen. 4, 450, welcher exterriti, ganz auf unſre Stelle paſſend, erklärt: qui conſternati ſubito metu vel quovis caſu mente dejecti et alienati inſaniunt, vel qui, dum inſaniunt, monſtris ac furiis terrentur. V. 145 hat der Her. (wie an vielen andern Stellen) die Doriſche Form hergeſtellt: ἤνθ' ἁμὶν (ſ. ἤνθέ μοι) ἄ γε Φιλίστας. Wenn das Folgende: ἄ γε Μελιζοῦς heißen ſoll, daß die

Mutter der Philiſta auch Mutter der Meliſo geweſen, wie man es nimmt, ſo wäre doch wohl die Lesart, welche das Bindewort hat, ἅ τε Μελ. vorzuziehen. Aber kann man nicht erklären: Mutter der Philiſte, Tochter der Meliſo? Auffallend ſcheint, daß V. 153 noch etwas erzählt wird, was die Mutter der Philiſte geſagt habe, da doch unmittelbar vorher ſchon ihr Weggehen bemerkt wird. Iſt dieſe Unordnung der Unruhe der von Leidenſchaften bewegten Simätha zuzuſchreiben, oder gehört V. 153 unmittelbar hinter V. 149? An den Worten der Simätha V. 164 ἐγὼ δ' οἰσῶ τὸν ἐμὸν πόνον hat Jacobs mit Recht Anſtoß genommen — denn πόνος ſteht nicht für Kummer beym Theokrit, und der ganze Zuſammenhang iſt dagegen, daß ſie ihr Leiden in Geduld ertragen wolle — und gewiß iſt ſeine Conjectur: ἐγὼ δ' ἀνύσω τὸν ἐμὸν πόνον, „ich will mein verſprochnes Zauberwerk vollenden" ſehr anlockend und verführeriſch. Indeß wagte es der Her. doch nicht ſie gegen die Handſchriften aufzunehmen. Aber wir können auch die Verbeſſerung vielleicht noch näher haben, wenn wir nur die Lesart der Mediceiſchen Handſchrift πόθον in ποτὸν verwandeln:

—— ἐγὼ δ' οἰσῶ τὸν ἐμὸν ποτόν, ὥσπερ ὑπέσταν,

Dieß beziehen wir aber nicht auf die nächtlichen Zauber-Opfer, die ſie während des Geſanges dieſes Liedes vollbringt: denn dieſe ſind nun, da es nach Mitternacht hin und der Morgen nahe iſt, vorüber, und Selene wird verabſchiedet: ſondern

auf die noch kräftigern und tödtlichen Zauber, die sie, wenn diese nächtliche Beschwörung nicht hilft, den folgenden Tag gegen den Ungetreuen anwenden wird. Der Gegensatz des gegenwärtigen Zaubers von dem, welchen sie erst noch darbringen will, ist ja ganz klar V. 159 — 62 ausgedrückt, und auf eben dieses drastische Mittel bezieht sich V. 18, mit welchem wir unsre Conjectur bestätigen:

Σαυρέαν τοι τρίψασα, ποτὸν κακὸν αὔριον οἴσω.

Die Eidechse oder der Salamander, wie es Schneider im Wörterbuch erklärt, soll also das Haupt-Ingrediens dieses Zauber-Getränks ausmachen, zu dessen Verstärkung aber die Säfte andrer schädlicher Kräuter V. 161 kamen.

Id. 3, 19 f. glauben wir mit dem Her., daß sich diese Verse vertheidigen lassen; auch ist das von ihm hinter V. 20 angebrachte Zeichen der Pause sehr zweckmäßig. Der Ziegenhirt fleht bald um Erbarmen, um eine Gunst von seiner Geliebten, bald geht bey ihm der Gedanke, verschmäht zu seyn, in Verzweiflung über. Das vom Her. bey V. 24 οὐχ ὑπακούεις! angebrachte Ausrufungs-Zeichen (das schon Wolf beym Homer gebraucht hat) giebt dem Ausdruck mehr Nachdruck. Nachdem der Verzweifelnde sich in die Wellen zu stürzen gedroht hat, natürlich um seinen Qualen ein Ende zu machen, scheint uns der nachhinkende Vers 27 doch höchst frostig: „und wenn ich auch nicht (in den Wellen) umkomme, so wird dir das

doch sehr angenehm seyn ꝛc. Denn der Her. hat die Lesart angenommen: Κ'αΐκα μὴ 'ποθάνω. Was Wetstein in der metrischen Uebersetzung bey Valckenaer aus diesen Worten macht, ist in den Dichter hineingetragen: Tene, licet fluctu spirans expellar in actam, Exploraſſe fidem, mea vita, juvabit amantis? Zwar verwirft der Her. die andre, von Vielen gebilligte Lesart: Κ'ἦκα μὰ 'ποθάνω, vermuthlich, weil dann μὰ ohne den Accusativ stehen würde, welchen es bey sich zu haben pflegt; allein man accentuire nur μᾶ, diesen syracusischen Ausruf des Unwillens, welchen Valckenaer gelehrt zu den Adoniazusen V. 89 erläutert, so haben wir ein vollkommen passendes Wort, und der Sinn des Ganzen gewinnt:

Κ'αΐκα, μᾶ! 'ποθάνω

Der Begriff wird noch durch die zweyte im andern Gliede gesetzte Betheurung μὰν verstärkt.

Wahrlich! stürb' ich daselbst, es wäre traun dein Vergnügen.

V. 29 wird vom Her. mit Recht die gelehrtere Lesart ποτεμάξατο τὸ πλατάγημα vorgezogen.

In dem berühmten, von Ahlwardt, Jacobs und Eichstädt neuerdings versuchten Vers 11 der vierten Idyll: Πείσαι τοι Μίλων καὶ τὼς λύκος αὐτίκα λυσσῆν glaubt der Her., daß sich die gemeine Lesart rechtfertigen lasse und erklärt mit Ahlwardt: „Milon würde ihn (den Aegon) leicht überreden, wie Wölfe (τὼς λύκος für ὡς λύκους) zu wüthen" versteht sich, gegen Schafe. Der Her.

nimmt nämlich mit Toup an, daß dieſe Worte auf den vorhergehenden Vers zurückweiſen, wo es von Aegon hieß, er habe „zwanzig Schafe" mit nach Olympia genommen, etwa, um dort davon zu leben, oder vielmehr, ſie den Göttern zu opfern. Auf dieſe Menge anſpielend ſagt nun Bacchus: Ich glaube, er ließ ſich bereden, wie ein Wolf unter den Schafen zu wüthen.

Id. 5, 14 hat der Her. mit Brunck die Valckenaerſche ſchöne Conjectur aufgenommen: Οὐ μὰν, οὐ τὸν Πᾶνα ſtatt: Οὐ, μὰ αὐτὸν τὸν Π. V. 27 iſt die Variante beym Scholiaſten βούλεν' ἀμέλγειν nicht angegeben, welcher freylich das Doriſche δήλεται vorzuziehen iſt. S. Caſaubonus Lectt. Theocr. c. 7.

Id. 6, 29 nimmt der Her. die Voſſiſche, auf die Ruhnkeniusſche geſtützte Conjectur auf: σίξω δ' ὑλακτεῖν „ich werde den Hund aufhetzen, ſie anzubetteln".

Um nicht zu weitläuftig zu ſeyn, verweiſen wir nur auf die beſonders fleißige Bearbeitung der Adoniazuſen, der Fiſcher-Idylle und des Epithalamiums auf die Helena. Ueber die ſo vielfach angefochtnen und auf mancherley Art von den kritiſchen Aerzten behandelten Verſe 26 — 31 der letztern Idylle verbreitet ſich der Her. noch beſonders in einem Excurs S. 449 — 71, worin die Varianten und die Meinungen und Vorſchläge aller Kritiker aufgeſtellt und geprüft werden. V. 26 hat der Her. nach

Pagnini und Ahlwardt aufgenommen: Ὡς ἀνατέλλοισα — Πότνια Νύξ. V. 29 freuten wir uns schon darauf, die aus dem Virgil geschöpfte Eichstädtische schöne Verbesserung: Πιείρᾳ μέγα λαΐον ἄτ' ἔδρεμε in dem Text zu finden, aber wir fanden, daß sie der Her. im Excurs mit Gründen, die uns nicht ganz überzeugen, bestritten, und statt ihrer im Text gegeben hat: Πιείρᾳ μεγάλα ἄτ' ἀνέδραμε κόσμος ἀρούρᾳ Η κάπῳ κυπάρισσος. Concinn scheint es uns nicht zu seyn, wenn die eine Vergleichung so ausgemahlt und die zweyte nur so kurz abgefertigt wird: ἢ ἅρματι Θεσσαλὸς ἵππος. Eine auf dieselbe Stelle des Virgil, welcher Eichstädt seine glückliche Vermuthung verdankt, gebaute Conjectur, welche S. 469 angeführt wird: ὡς ἄμπελος κόσμος ἀρούρᾳ nach: Vitis ut arboribus decori est, stößt eben so sehr gegen das Metrum als eine andre zu Id. 14, 30, an.

XII.

Car. Frid. Heinrich, Eloq. et LL. Graec. Prof. P. O. in reg. acad Kil. commentatio academica, qua Hermaphroditorum, artis antiquae operibus illuſtrium, origines et cauſae explicantur. Hamburg, Perthes 1805. 44 S. 4.

Die Abſicht dieſer eben ſo gelehrten als ſcharfſinnigen Monographie iſt zu zeigen, daß die Hermaphroditen nicht blos Geſchöpfe der ſchwelgenden Einbildungskraft der Künſtler, ſondern wirkliche Gegenſtände des religiöſen Cultus geweſen; daß die Griechen ſchon früh durch auswärtige Myſterien Zwitter-Götter überkommen, die ſich auch in den griechiſchen Myſterien feſtgeſetzt und erhalten, und daß das vorzüglichſte Zwitter-Weſen derſelben die Venus maſcula, eine Venus mit männlichen Geſchlechtstheilen, geweſen, welche von ihren männlichen Abzeichen Ἀφρόδιτος, und weil man ſie als eine Herme oder auf einer Herme ruhend vorgeſtellt habe, Ἑρμαφρόδιτος genannt worden;

daß sich endlich die schöne und verschönernde Kunst dieser rohen Vorstellung bemächtigt, Zwitter-Ideale daraus geschaffen und in mannichfaltiger Form und verschiednem Sinn damit gespielt habe.

Dieß das Resultat des Ganzen, wobey der Vf. insonderheit Vossens mythologische Briefe bestreitet. Begleiten wir jetzt die Untersuchungen des Vf. in ihre einzelnen Theile.

Die Idee vom Zwitter-Geschlecht der Götter war (nach S. 18 f.) nicht in der populären Religion der Griechen herrschend, sondern kam mit und in fremden Mysterien der Morgenländer nach Griechenland. Es kommen Spuren davon vor in den Mysterien der Cybele, der Cabiren oder Dioskuren, der Vorstellung der Aegyptier vom Mond. Auch die geflügelten androgynischen Genien gehörten vermuthlich den Mysterien an.

Venus aber spielt die Hauptrolle unter diesen aus der Fremde gekommnen und durch ihr ganzes Wesen die fremde Abkunft verrathenden Zwitter-Wesen. Ob der Vf. über sie Larchers und Manso's Untersuchungen benutzt, wissen wir nicht. Nach alten Sagen (S. 23) stammte sie aus Syrien oder Assyrien her, kam von da nach Cyprus, wurde bald hernach durch Phönicier nach Cythere, endlich auch von Aegeus nach Athen gebracht. Dieser Sage folgt Herodot, und sie ist wohl die wahrscheinlichste; einer abweichenden Local-Sage folgte Hesiodus, der sie aus Meerschaum ent-

ſtehen und zuerſt bey Cythere ans Land treten, d. h. aus fernen Meeren mit einer Colonie zuerſt nach Cythere gebracht werden läßt.

Verweilen wir bey ihrem uralten Cultus in Cypern, wo ſie an zwey Orten, unter verſchiedner Geſtalt, auf eine alte, befremdliche Art vorgeſtellt wurde. In Paphos wurde die Aſſyriſche Göttinn unter dem Namen der himmliſchen Aphrodite (vermuthlich weil ſie urſprünglich eine Beziehung auf den Sternen-Himmel oder den Mond hatte) in Geſtalt eines Kegels oder einer Meta verehrt, ohne daß ſie etwas von menſchlicher Bildung an ſich hatte. Noch deutlicher geht die Vorſtellung aus den Münzen von Paphos hervor, wo vor dem Eingange des Tempels drey Pyramiden oder Kegel, wovon die mittelſte höher als die andern iſt, erſcheinen, mit der Unterſchrift: Paphia. Mit dieſen drey ſymboliſchen Kegeln ſtellt der Vf. ſehr ſinnreich S. 28 f. eine Angabe des Pauſanias (9, 16, 2) zuſammen, nach welcher drey uralte Bildniſſe der Venus in Theben ſtanden, welche von der Harmonia geweiht worden ſeyn ſollten. Schon der Name der Harmonia führt auf die Colonie des Cadmus oder der Phönicier, mit denen ſie hereingebracht worden, und macht wahrſcheinlich, daß dieſe drey Venus-Bilder mit den drey Kegeln auf Paphos verwandt waren. Aber was hat es mit der Dreyzahl für eine Bewandniß? Eine andre Stelle des Pauſanias, welche vom Vf. S. 25 angezogen wird,

mag den Aufschluß herbeyführen. In der Gegend von Athen, die Gärten genannt, stand nahe beym Tempel der Aphrodite das Bild der Venus, viereckt wie eine Herme gestaltet, mit der Unterschrift: Venus Urania, die älteste der Moiren. Der Vf. bringt mehreres bey, zu beweisen, daß Venus in den Mysterien zu den Moiren gerechnet oder ihnen als Schwester oder in andern Verhältnissen beygesellt worden. Jene drey Kegel in Paphos und die drey alten Bildnisse der Venus in Theben werden also wohl die drey Moiren seyn, unter denen die Venus in gewissen Mysterien als die älteste angenommen wurde. Diese drey Moiren der Mysterien waren aber ursprünglich verschieden von den Schicksals-Göttinnen, und wie die Venus in jener alten Vorstellung überhaupt den Mond andeutete (Macrobius: Philochorus eandem (Venerem) Affirmat esse lunam), so hatten die drey Moiren gewiß Bezug auf drey Ansichten der Mondscheibe in den verschiednen Vierteln; denn so lehrt Epigenes beym Clemens von Alexandria 5 p. 571 A. B. aus dem Orpheus: Μοῖρας, τὰ μέρη τῆς Σελήνης τριακάδα, καὶ πεντεκαιδεκάτην καὶ νουμηνίαν, διὸ καὶ λευκοστόλους αὐτὰς καλεῖν τὸν Ὀρφέα, φωτὸς οὔσας μέρη. So wie nun dem Mond Einfluß auf der Menschen Leben und Schicksale zugeschrieben wurde, so gingen auch diese Moiren des Mondes in eigentliche Parzen oder Schicksals-Göttinnen über, ein Begriff, der bey der Venus auch außer den

Myſterien in ſo fern beybehalten worden zu ſeyn ſcheint, als ſie die ſchaffende, Leben-gebende Göttinn war. Ob ſich von der alten Aphrodite-Moira als einer Göttinn des Lebens und Todes wohl noch eine ſchwache Spur in der Ἀφροδίτη ἐπιτυμβία zu Delphi (Plutarch Qu. Rom. 22 p. 269 A. Frf.) und in der Venus Libitina der Römer, ſo wie in der Dichter-Vorſtellung beym Tibull (1, 3, 57 u. daſ. Heyne) findet, daß Venus, wie ein Hermes Pſychopompos, den Schatten eines Liebenden nach Elyſium geleitet?

In den angeführten Vorſtellungen der Venus zu Paphos und zu Athen finden wir noch nichts von Menſchen-Geſtalt oder von einem beſtimmten Geſchlecht, ſondern bloße Kegel und Hermen. Dagegen gab es noch einen andern alten Tempel der Venus zu Amathus auf Cyprus, von welchem (wie unter andern aus dem wahrſcheinlich wird, was Heſychius v. Ἀφρόδιτος aus einem Schriftſteller über Amathus meldet) das zu verſtehen ſeyn wird, was Macrobius und Servius beym Vf. S. 26 ff. erzählen von einem Signum Veneris Cypri barbatum, corpore et veſte muliebri, cum ſceptro ac natura virili. Man halte ſie für beyderley Geſchlechts. Philochorus behaupte, es ſey unter ihr der Mond zu verſtehen. Die Männer opferten ihr in weiblicher Kleidung, die Weiber in männlicher. Ariſtophanes nenne ſie Ἄφροδιτος mit einer männlichen Endung. Hier kommt alſo eine androgyniſche Venus zum Vorſchein, die mit

einem weiblich geformten Körper und weiblicher Kleidung die Abzeichen des Mannes, den Bart und das männliche Glied, vereinigt. Hiermit ſtimmt zuſammen, was der Vf. aus Johannes Lydus von den Monaten S. 25 anführt, welcher ſich allgemein ausdrückt, Venus ſey beyder Geſchlechter theilhaftig und werde daher von den Theologen das Mannweib (ἀρρενόθηλυς) genannt und S. 89, Hermes lehre in ſeiner Kosmopöiia, Venus ſey oben über den Hüften hinauf Mann, unten Weib, und die Pamphylier hätten ſie deswegen auch einſt als bärtig verehrt. Daß man auch in Rom Bildniſſe von bärtigen und männlichen Venus hatte, werden wir nachher ſehen.

Nachdem eine männliche Venus, ein Aphroditos, ausgemittelt worden, war nur noch ein Schritt zu thun, und der Hermaphroditos erhielt (S. 31 f.) auch ſeine vollkommne Aufklärung. Heſychius v. Ἀφρόδιτος ſagt, Theophraſtus nenne den Aphroditos. Alſo waren beyde Namen gleichbedeutend, und die männliche Aphrodite oder der Aphroditos wurde vermuthlich Hermaphroditos genannt, in ſofern eine ſolche männliche Venus auf einer Herme aufgeſtellt war oder ſich unten in eine Herme endigte. Es war alſo nur eine mehr ausgebildete, mit menſchlichen Gliedmaßen verſehene, Vorſtellung der alten Paphiſchen Metä oder der Atheniſchen Herme in den Gärten, oder eine Vermiſchung und Vereinigung

jener rohen Säulen-Vorstellung zu Paphos und der androgynischen zu Amathus. Folgende bestimmte Angaben der Alten über Tempel und Anbetung des Hermaphroditus weist der Verf. nach. Aus Ovids Verwandlungen ist die, schon dichterische Ausschmückung und Deuteley verrathende, Mythe von dem schönen Jüngling, dem Sohn des Mercur und der Venus, bekannt, der im Carischen Quell Salmacis zum Hermaphroditen ward. Diese Local-Fabel gründete sich aber auf einen Tempel des Hermaphroditus am Salmacis, der einen Theil vom Pallast des Mausolus in Halicarnaß ausmachte, Veneris et Mercurii fanum, nennt es Vitruv beym Vf. S. 11., eine unbestimmte und wahrscheinlich von einer Unkunde der wahren Natur dieser männlichen Hermen-Venus herrührende Benennung, welche gleichfalls in Proclus zu Hesiodus Tagen beym Verf. S. 10. vorkommt. Außer diesem Carischen Tempel finden sich nun noch zwey ausdrückliche Angaben über Tempel und Opfer der Hermaphroditen in Athen. Von einem öffentlichen Tempel desselben (S. 7. f.) ist die Rede bey Alciphro 3, 37, 1, der gewöhnlich den frühern Attikern, namentlich dem Menander, folgt. Eine Witwe hat einen Blumenkranz gewunden und trägt ihn, zum Andenken ihres seligen Mannes, in den Tempel des Hermaphroditus; also eine Beziehung auf Liebe und Ehe, welche auf eine Göttinn derselben, wie Venus war, hinweist. Noch merkwürdiger

ist ein aus der Vaticanischen Handschrift gewonnener Zusatz zu Theophrasts Charakter der Abergläubischen (beym Verf. S. 8. ff.), auf welchen auch Hesychius in der oben angeführten Stelle anspielt. „Der Abergläubische, sagt Theophrast, geht den vierten und siebenten des Monats aus, Myrten und Weihrauch einzukaufen.“ (Die Aenderung des Verf., nach welcher es heißen würde: „er geht auf den Myrten-Markt und kauft Weihrauch daselbst ein“ will uns nicht einleuchten; da der Mensch ja eben so wohl Myrten zu Kränzen als Weihrauch zum Opfer einkauft), und wenn er wieder nach Hause kommt, bekränzt er den ganzen Tag den Hermaphroditen.“ Myrten und Weihrauch passen zur Venus, welche unter dem Hermaphrodit gedacht wird. Den vierten Tag opfert er demselben, denn nach dem Proclus zum Hesiodus (l. c.) war der vierte dem Hermaphroditen heilig (ἱερὰ Ἀφροδίτης καὶ Ἑρμοῦ); der siebente war ebenfalls bey den Aegyptiern, Chaldäern, dem Pythagoras und Orpheus ein heiliger Tag; s. Joh. Lydus p. 25. ff. Wenn aber, wie oben wahrscheinlich gemacht worden, unter der alten Venus aus Syrien ursprünglich der Mond gemeint war, so scheint uns auch die Anwendung, welche Schweighäuser, der Sohn, davon auf die theophrastische Stelle (beym Verf. S. 10.) gemacht hat, gar nicht unglücklich, und die angegebnen Tage wurden demnach in Beziehung auf den Mond für heilig gehalten. In

einem verlohrnen, dem Orpheus beygelegten Gedicht von den Tagen wurden die dies fasti et nefasti nach den Verhältnissen des Mondes zu den Planeten, dem Thierkreise ꝛc. bestimmt. (S. Tzetza zu Hesiodus Tagen 780 p. 175 a). Proclus sagt zu Hes. V. 763. p. 167. „beym Orpheus werden gewisse Tage unterschieden, und auch in den patriis sacris der Athener nimmt man an, daß gewisse Tage glücklich, andre unglücklich, einige das Mittel zwischen beiden sind.“ Natürlich also, daß der Abergläubische diese Tagewahl genau inne hatte und beobachtete. Noch sind andere Merkwürdigkeiten der theophrastischen Stelle zu erwägen übrig. Erstlich haben wir hier einen Athenischen Hermaphroditen-Cultus im Hause oder auf dem Hausheerd, womit der Verf. S. 32. die Venus Μυχία, d. h. die in der Hauscapelle oder im Innern des Hauses verehrt wird, vergleicht. Einzig ist die Erwähnung der Hermaphroditen in der Mehrzahl, in denen man versucht werden könnte, Copien der drey Kegel-Gestalten von Paphos anzunehmen, wenn es nicht wahrscheinlicher ist zu glauben, daß man sich allmählig unter Hermaphroditen überhaupt Hausgötter oder Götter der Ehen und der Geburten zu denken gewöhnt habe, deren Anzahl nicht gering war. S. Pseudo-Dionysius Rhetorik Cap. 2. ἀπὸ τούτων τῶν θεῶν (dem Zeus und der Hera) καὶ ὁ τῶν λοιπῶν θεῶν χορὸς παρῆλθεν εἰς τὸν βίον τῶν ἐπιφημισθέντων τοῖς γάμοις, γα-

μηλίων τε καὶ γενεθλίων ὀνομαζομένων. Und ſo mag man ſich unter den Haus Hermaphroditen daſſelbe gedacht hatten, wie unter den Laren oder Penaten, welches Genien des Hauſes und der Familie waren, an ihrem Gedeihen, der Geburt der Kinder, den Ehen u. ſ. w. Antheil nehmend. Wie der Abergläubiſche beym Theophraſt ſeinen Hermaphroditen, ſo opfert Euclio in Plautus Topf 2, 8, 15 ff. dem Haus-Lar:

Nunc tusculum emi et hasce coronas floreas
Haec imponentur in foco nostro Lari,
Vt fortunatas faciat gnatae nuptias.

Auch Myrten-Kränze kommen bey den Opfern der Laren vor. ſ. Heyne zu Tibull 1, 10, 25. Eine neue Beſtätigung, daß Hermaphroditen oder die männliche Venus bey und unter den Laren in der Hauscapelle aufgeſtellt worden, fügen wir aus Petron C. 29. von dem Hauſe des Trimalchio in Rom bey. In den Hallen deſſelben, heißt es hier, grande armarium in angulo vidi, in cuius aedicula erant Lares argentei positi Venerisque signum marmoreum et pyxis aurea non pusilla, in qua barbam ipsius conditam esse dicebant. Alſo eine Venus, deren männliches Geſchlecht durch ihren in einem Käſtchen verwahrten Bart bezeichnet wurde. Denn daß barbam ipsius nicht, wie ein Ausleger gemeint hat, auf den Trimalchio, ſondern auf die Venus gehe, folgt wohl ſchon daraus, daß zunächſt vorher gar nicht von

Trimalchio die Rede iſt. Es iſt alſo ein wahrer Hermaphroditus gemeint. Daß aber die aus beiden Geſchlechtern zuſammengeſetzte Venus oder der Hermaphrodit in Rom nicht unbekannt geweſen, zeigt eine ſonderbare Erzählung beym Suidas v. Ἀφροδίτη, und in dem Villoiſ. u. Leipziger Scholiaſten zu Il. 2, 820 (327), die wir näher beleuchten wollen, weil ſie uns noch nicht ins gehörige Licht geſetzt zu ſeyn ſcheint. Die Quelle derſelben ſcheint der oben angezogne Hermes in der Kosmopöie geweſen zu ſeyn, wenn man die Angabe daraus im Joh. Lydus S. 27 vergleicht. „Die Römerinnen, erzählt alſo Suidas und der Scholiaſt, wurden einmal von einer Krätze heimgeſucht und mußten ſich die Haare abſcheeren laſſen; daher ihnen die Kämme unnütz wurden. Auf ihr Gebet an die Venus wuchſen ihnen die Haare wieder. Deswegen verehrten ſie die Venus unter folgendem Bild: Sie hält einen Kamm (κτένα) und hat einen Bart (γένειον); ſie hat männliche und weibliche Organe; denn man nennt ſie die Aufſeherinn aller Erzeugung, und ſagt, ſie ſey von den Lenden an und aufwärts Mann, unten aber Weib.“ Uns ſcheint das wunderliche Geſchichtchen von der Krätze blos ausgedacht, oder, wenn ſich etwas ähnliches zugetragen haben ſollte, wenigſtens von einem klügelnden Cicerone erſt mit dem ſeltſamen Bilde der Venus in Verbindung geſetzt worden zu ſeyn, um den κτεὶς zu erklären, den er als ein Attribut

der Venus angegeben gefunden hatte, der aber hier gewiß etwas ganz anders als einen Kamm, vielmehr die weibliche Schaam bedeutete, durch welche Erklärung das ganze Bild deutlich wird. Dieſe Aphrodite hielt, wenn wir die Stelle recht verſtehen, in ihren Händen eine weibliche Schaam und einen Bart, anzuzeigen, daß ſie beide Geſchlechter in ſich vereinige, oder, daß ſie ein Hermaphrodit ſey (τιμῆσαι τε αὐτὴν ἀγάλματι κτένα φέρουσαν καὶ γένειον ἔχουσαν διότι καὶ ἄῤῥενα καὶ θήλεα ἔχει ὄργανα). So viel kann man einräumen, daß die Schaamtheile myſtiſch, indem man mit der Zweydeutigkeit des Wortes κτεὶς ſpielte, unter der Geſtalt eines Kammes vorgeſtellt worden, wohin auch vielleicht die Kämme gehören, die in den Myſterien der Iſis, nach Apulejus Metamorph. 11. p. 261 Elmenhorſt. Ausg., in dem feyerlichen Aufzug mit herumgetragen wurden.

Es bleibt uns noch übrig, von den mannichfaltigen Kunſt-Vorſtellungen der Hermaphroditen auf Bildſäulen, Reliefs, Wand- und Vaſen-Gemählden und Gemmen zu reden, welche von dem Verf. unter verſchiedne Claſſen gebracht werden. Das Vorbild aller ſcheint, nach S. 35, der Hermaphrodit des Atheniſchen Bildhauers Polykles, der um die 102te Olympiade blühte, geweſen zu ſeyn, von welchem Plinius ſagt: Polycles — Hermaphroditum nobilem fecit. Der Verf. nimmt drey Claſſen dieſer Kunſt-Gebilde

an. Zu der ersten rechnet er diejenigen, welche, die alte mystische Venus mascula ausdrückend, ganz weibliche Körper mit dem männlichen Glied vorstellen; zur zweyten diejenigen, wo die Künstler den mystischen Bacchus als Hermaphrodit mit einem ins Weibliche übergehenden Körper, aber männlichen Geschlechts-Theilen, umgeben von Satyrn oder andern Bacchischen Attributen, abbilden, und unter der dritten faßt er alle die Vorstellungen weichlicher, zarter, wollüstiger Körper zusammen, welche bald nackt, bald bekleidet, bald liegend, bald stehend, gebildet wurden.

XIII.

Lyrische Anthologie. Herausgegeben von Friedrich Matthisson. Zürch bey Orell, Füsli und Comp. 1 — 8ter Band. 1803 — 1804. 12.

Eine höchst verdienstliche Unternehmung, die man bey dem gegenwärtigen Zustand der Literatur kaum hätte hoffen dürfen! Bekanntlich ist die lyrische Poesie von unsern vaterländischen Dichtern von jeher mit eben so vielem Eifer als Glück bearbeitet worden. Wir besitzen daher einen großen Reichthum in diesem Fache, und schon dieser macht eine Scheidung der bessern Stücke von den minder gelungenen nothwendig. Es sind aber auch zugleich die Werke unserer ältesten Dichter einem großen Theil des heutigen Publikums völlig unbekannt, und neue Auflagen derselben möchten wohl schwerlich gewagt werden. Es fehlt endlich nicht an sehr vorzüglichen lyrischen Poesien, die bloß in den Almanachen, oder in zerstreuten Blättern, oder zwar in eigenen, aber in solchen Sammlungen ihrer Verfasser anzutreffen sind, die nur in einem kleinen

Kreiſe bekannt wurden. Wenn wir alſo nicht die erſten Stifter unſerer lyriſchen Poeſie, wenn wir nicht Männer wie Weckherling, Opitz, Flemming, Dach ꝛc. der Vergeſſenheit preisgeben, wenn wir nicht ruhig zuſehen wollen, daß eine Menge der ſchönſten einzelnen Geſänge lebender und verſtorbener Dichter allmählig ein Raub der alles verſchlingenden Zeit wird, ſo müſſen wir wahrlich auf Rettungsanſtalten denken, und der patriotiſche Dichter, der bereits auf eine ſolche Anſtalt gedacht hat, erwirbt ſich die gerechteſten Anſprüche auf unſern Dank und auf unſere Unterſtützung.

Herr Matthiſon nennt ſeine Sammlung in der Vorrede zum erſten Theil eine Art von Kunſtgallerie, wo Geiſt, Manier und Gehalt eines jeden Meiſters, wie in einer nach den Schulen geordneten Gemählde-Sammlung leicht gefaßt und gewürdigt werden können. Vortreflich! Wir können alſo hoffen, daß er neben dem höhern, auch dem untergeordneten Verdienſt ſeine Stelle gönnen, und daß er mit gewiſſenhafter Sorgfalt ſich bemühen werde, der künftigen Welt zu erhalten, was die jetzige leider theils nicht kennt, theils nicht achtet. Nach Schulen konnte er ſeine Gallerie freylich nicht ordnen; denn poetiſche Schulen kannten wir bis jetzt in Deutſchland, wenn wir die einzige, die in den neueſten Zeiten mit einem etwas ungebührlichen Geräuſch ſich ankündigte, ausneh-

men, keine. Aber was kümmern uns die Schulen, wenn uns nur die Meister nicht fehlen!

Da die chronologisch geordnete Sammlung bereits auf acht Bände angewachsen ist, und sich von dem im Jahr 1584 gebornen schwäbischen Dichter, Rudolph Weckherlin, bis auf Göking, der 1746 geboren ist, erstreckt, so lassen sich die Verdienste des Hrn. Herausgebers bereits mit ziemlicher Zuverläßigkeit bestimmen, und gewiß, sie sind nicht gering, diese Verdienste. Das Publikum kennt längst in Herrn M. einen Mann, der mit einem vollkommen gereiften Geschmack die reinste Liebe für das Gute und Schöne verbindet, und dessen eigene Gedichte ein Zartgefühl und eine Humanität athmen, die nothwendig auch auf die Bemühungen, die er fremden Werken widmet, einen höchst wohlthätigen Einfluß haben müssen. Er besitzt zugleich eine nicht gemeine Literatur-Kenntniß; und da er nie einer besondern Parthie angehört hat, so scheint er uns auch von dieser Seite vorzüglich berufen, die Werke seiner Zeitgenossen zu würdigen.

Nach dem Plan, den Hr. M. sich vorzeichnete, ist kein älterer und kein neuerer Dichter, wenn er durch irgend ein Product sich einen Anspruch auf diesen Nahmen erworben hat, von der Sammlung ausgeschlossen, und mit Recht hat er auch Proben von solchen mitgetheilt, deren Werke

zwar im Ganzen von dem guten Geschmack nicht gebilligt werden können, die aber einen bedeutenden Einfluß auf den Geschmack ihrer Zeitgenossen hatten. Die Auswahl für eine solche Sammlung ist ein Geschäft, das größere Schwierigkeiten hat, mehr gereifte Beurtheilungskraft und mehr geläuterten Geschmack erfordert, als manche wohl denken möchten. Schon die Menge verunglückter älterer und neuerer Sammlungen ist ein Beweis für unsere Behauptung. Herr M. hat aber auch von dieser Seite seine Vorgänger, selbst Ramler nicht ausgenommen, weit hinter sich zurückgelassen. Man darf gewiß seyn, von jedem Dichter seine gelungensten Werke anzutreffen, und mehr glauben wir kann von dem Herausgeber einer Sammlung, wo der positive Werth nicht allein, sondern auch der relative in Betrachtung kommt, mit Billigkeit nicht gefordert werden. Indessen glauben wir doch, was die ältesten Dichter betrifft, Herrn M. auf den Umstand aufmerksam machen zu müssen, daß für diese seine Anthologie im eigentlichen Verstand ein Asyl ist, wohin sie sich vor den Verfolgungen der furchtbaren Göttinn Vergessenheit flüchten. Wir würden daher alles, was von den Werken eines Weckherlin, Opitz und ihrer bessern Nachfolger dem Untergange entrissen zu werden verdient, in eine künftige neue Auflage der Anthologie, oder in einen Nachtrag, der etwa durch den Titel: des ersten Bandes zweyte Abtheilung, in die Reihe der übrigen Bände eingeschaltet

werden könnte, aufnehmen. Eine zweyte Anmerkung, die wir uns erlauben, betrifft die neuern Dichter vom zweyten Rang. Wir billigen es vollkommen, daß Hr. M. sie von der Sammlung nicht ganz ausschließt. Aber wir glauben, er würde den Werth seiner Gallerie nicht schwächen, wenn er künftig sich bey Dichtern wie Krausenek, Sangerhausen, Raufseisen ꝛc. auf etwa zwey bis drey Stücke von jedem beschränkte. Auch dem zu großen Anschwellen der Bände würde dadurch abgeholfen. Die Aenderungen, die Hr. M. bey einem großen Theil der aufgenommenen Stücke für nöthig fand, können wir nicht übergehen, ohne uns einer Ungerechtigkeit gegen ihn schuldig zu machen. In der That verdiente das, was er für fremde Arbeiten gethan hat, in einem eigenen Werke aufgestellt zu werden, um ihm den Ruhm für ein Verdienst zu sichern, daß um so größer ist je mehr es verkannt zu werden pflegt; denn giebt es nicht immer noch Leute, die es ein dem Dichter erwiesenes Unrecht nennen, wenn eine fremde Hand seinem Werke die letzte Politur giebt, die geradezu behaupten, dem verbesserten Dichter werde seine Eigenthümlichkeit geraubt, wenn man sein Product von einem Sprachfehler, einer Härte im Versbau, einem unechten Reim, einem matten Ausdruck, oder gar einer müßigen Strophe reinigt, die also glauben, Haller höre auf Haller zu seyn, wenn die Anthologie ihn, statt:

„Du haſt den Elephant aus Erden aufgethürmet,
Und ſeinen Knochenberg beſeelt.“

ſagen läßt:

„Hoch ward der Elephant von Dir emporgethürmet,
Von Dir ſein Knochenberg beſeelt.“

die glauben, Hr. M. habe unrecht, daß er das Gedicht des Andr. Gryphius, der Todte an den Lebenden, im erſten Theil S. 162, deſſen ſich kein neuerer Dichter ſchämen dürfte, aus einem unerträglich langen und langweiligen Leichenkarmen zuſammenſetzte, er habe unrecht, daß er nicht eilf gute Strophen untergehen ließ, um nicht dreymahl ſo viel ſchlechte wegwerfen zu müſſen, oder daß er nicht um jener willen auch dieſe beybehielt. Doch mögen die Herren es immer für einen Frevel halten, wenn ein Blumenfreund der Roſe, ehe er ſie in einen Strauß bindet, einige verblichene Blätter abſtreift. Billige Leſer werden auch dieſe Mühe dem würdigen Hrn. Herausgeber danken, und verſtändige Dichter ſich nur dadurch an ihm rächen, daß ſie ſeiner eigenſinnigen Kritik die Feile entreißen, um ſie ſelbſt an ihre Werke zu legen.

Nach dieſen Bemerkungen, die das Werk überhaupt betreffen, glauben wir unſern Leſern noch eine ſo viel möglich gedrängte Nachricht von dem Inhalt der einzelnen Bände ſchuldig zu ſeyn. Im erſten Theil ſtehen: Weckherlin; Va-

lent. Andreä; Zinkgref; Opitz; Dach; Homburg; Flemming; Rist; Tscherning; Scultetus; Andr. Gryphius; Schwieger; (Philidor der Dorferer) Hofmannswaldau; Lohenstein; Canitz; Besser; Brockes; Drollinger; Günther; Haller. Im zweyten: Hagedorn; Pyra; Lange; Zernitz; Gellert; Kleist; Konr. Arn. Schmid; Rost; Lenz; Sucro; Joh. El. Schlegel; Lichtwer; Kästner; Gleim; Uz. Im dritten: Götz; Joh. Adolph Schlegel; Joh. Charl. Unzer; Anne Luise Karschinn; Fuchs; Cramer; Ebert; Neander; Huber; Giseke; Klopstock; Schmidt; Kreuz. Im vierten: Kretsch; Withof; Ramler; Gemmingen; Weiße; Zachariä; Löwen; Lessing; Denis; Ewald; Beyer; Jac. Friedr. Schmidt; Cronegk; Mastalier; Kuh; Katzner; Wieland; Willamov. Im fünften: Pfeffel; Gerstenberg; Sturz; von Köpken; von Nicolay; von Spiegel, Kretschmann; Krauseneck. Im sechsten: Voß; Thümmel; Clodius; Blum; Raufseisen; Thomsen; Schubart; Engelschall; Jacobi; Schiebeler; Lavater; Schönborn; Ebeling. Im siebenten: Küttner; Sangerhausen; Engel; Altdorfer; Weppen; Crome; von Stammford; Hermes; Eschenburg;

Claudius; Schwab; Herder. Im achten: von Knebel; Lichtenberg; Schmit; von Seckendorf; Boie; Gotter; Göckingk.

Neben dem, was der erste Band von den frühesten Proben unserer lyrischen Dichtkunst enthält, und neben den Meisterstücken der ersten Dichter unserer Nation, eines Haller, Hagedorn, Gellert, Kleist, Konr. Arn. Schmid, Schlegel, Gleim, Uz, Götz, Cramer, Ebert, Klopstock, Ramler, Weiße, Lessing, Denis, Cronegk, Mastalier, Gerstenberg, Herder, Jacobi, Gotter und einiger andern scheinen uns folgende Gesänge einer besondern Auszeichnung würdig. Von Lenz: Lobgesang auf den Wein; von Lichtwer; das Turnier der Vögel; von Kästner: die Macht des Menschen; von der Karschinn: das Gewitter; von Fuchs: einige kleine Lieder; von Huber: Morgenlied eines Gefangenen; von Withof: Hymnus; von Gemmingen: Sechs Oden und Elegieen, an denen nur noch einige einzelne Flecken dem Leser von feinerem Geschmack anstößig sind; von Löwen: Marionettenabentheuer, Robert; von Ewald: der Landmann zum Städter; von Beyer: mehrere fröhliche Gesänge; von Zachariä: die Schlummernde; von Pfeffel: die Tabakspfeife, der freye Mann, die Tanne, Japanische Sage; von Sturz: Empfindungen, die Mode; von Köp-

len: Sternbetrachtungen; von Nicolay: Grisselde; von Spiegel: an die Zeit, an Daphne; von Kretschmann: Kleist, Elegie auf Michaelis, Elegie auf Friedlef; von Krauseneck: Heuerntelied; von Thümmel, aus den Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich: Empfindungen bey Avignon, an die Sonne, Dichterbeichte, an den Zufall, Elegie auf einen Mops; von Blum: an den Schlaf, Lauras Tod; von Raufseisen: Kleist, an die Zephyre; von Thomsen: das Traumbild, Erinnerungen, Sehnsucht; von Schubart: Kaplied; (Die Fürstengruft hält auch nach den Abkürzungen und kleinen Verbesserungen des Herrn Herausgebers noch keine strenge Kritik aus.) Von Engelschall: Paphos, das Bad; von Schieheler: die Reise nach dem Parnaß, Pyreneus und die Musen, Phaeton, Ariadne und Theseus; von Lavater: fünf Schweizerlieder; von Schönborn: einige Oden; von Ebeling: der vierzehnte Julius; von Küttner: Haustafel für Dichter, die Eiche *); von Altdorfer: einige Oden, bey denen nur das Ringen mit Sprache

*) Man verwechsle nicht etwa den Dichter Küttner, der als Superindent in Pirna starb, und dessen Gedichte in dem von Hrn. Dyk herausgegebnen Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde, 12 Sammlungen, und einigen Sächsischen Wochenschriften, stehen, mit dem bekannten Reisebeschreiber Küttner, noch mit dem Uebersetzer des Homers, der zu Mitau lebte.

und Versbau zu sehr gefühlt wird; von Weppen: Wiegenlied an einen Greis, Nänie auf den Tod eines Schooshunds, Klagen einer Hessin, Lob eines Seehelden; (dem Feenmährchen: Perrette, konnten auch die im höchsten Grade gelungenen Verbesserungen des Herrn Herausgebers das Interesse nicht verleihen, das dem Stoff gebricht.) Von Crome: Vertumnus und Pomona; von Stammford: Vergißmeinnicht, Hirtenlied, an den Schlaf, Mariechen, Klage; (das Gedicht an Adelheids Lieblingskatze hätte billig wegbleiben sollen.) Von Hermes, aus der Fanny Wilkes und Sophiens Reise; Sterbelied; (von Herrn M. meisterhaft geändert,) Nachruf an Jenny, Klage, Trost der Mitempfindung; von Eschenburg: Elegie an Dorinde. (Das beliebte: Dein gedenk' ich ꝛc. mit einigen glücklichen Aenderungen des Hrn. Herausgebers.) Elegie am Grabe seiner frühvollendeten Tochter, Elisens Tod; von Claudius: Trost am Grabe, Phidile, Morgenlied eines Landmanns, Vaterlandslied, bey dem Grabe meines Vaters, Rheinweinlied, der Mensch, der glückliche Bauer; von Schwab: Menelaus nach dem Raube der Helena, Erinnerung, Hymnus auf Gott, an Herrn Kraft. (Möchte dieser schätzbare, nur zu wenig gekannte Dichter, der als geheimer Hofrath und geheimer Secretär in Stuttgart lebt, durch eine neue Ausgabe seiner im Jahr 1782 erschienenen und mit verdientem Beyfall aufgenommenen Poe-

sten sein Angedenken bey dem Publikum erneuern!) Von Knebel: einige Hymnen; von Lichtenberg: die schwimmenden Batterien. (Erst durch die Bearbeitung des Herrn Herausgebers konnte dieses Gedicht eines Verfassers, der bekanntlich mehr Witz, als Geschmack besaß, und dem es zugleich an Uebung in dem mechanischen Theil der Dichtkunst fehlte, einer Stelle in der Anthologie würdig gemacht werden.) Von Schmit: Stella, an die Nachtigall, der Tod; von Seckendorf: an die Phantasie, Dauras Trauer, Einsiedlers Lebenslauf, persisches Trinklied, Neujahrs Abendlied, Sie an ihn; von Boie: die Elfenburg, die Trennung, Schäferlehren, an die Rose, das Gewitter, zwey Seestücke; von Göking k, neben einer Auswahl aus den Liedern zweyer Liebenden: Klagen eines Schiffbrüchigen, was hat Bestand, an meine Freunde. Daß Hr. M. alle Uzischen Lieder, und alle Gedichte von Gleim und dem vortrefflichen Weiße, die Kriegslieder von jenem und die Amazonenlieder von diesem ausgenommen, aus der Anthologie ausschloß, darüber wird ziemlich allgemein, und, wie uns dünkt, nicht mit Unrecht geklagt.

Wir brauchen wohl nicht zu erinnern, daß wir durch die Auszeichnung einiger der vorzüglichsten Stücke der Sammlung über die übrigen keineswegs den Stab gebrochen haben wollen. Dieß ist so wenig unsere Meinung, daß wir vielmehr

alles, was wir bereits zum Lob der Auswahl des Hrn. Herausgebers gesagt haben, ausdrücklich wiederhohlen. Die äußerliche Gestalt des Werks, um auch einige Worte von dieser zu sagen, ist ganz auf den Geschmack des Publikums berechnet, und gereicht der Verlagshandlung zur Ehre. Druck und Format sind sehr niedlich; das Papier ist schön, und jedes der in Kupfer gestochenen Titelblätter ist mit einer Vignette von Lips geziert. Doppelt bedauern müssen wir es daher, daß auch an dieses Werk von einem Wiener Nachdrucker unheilige Hände gelegt worden sind.

Wir haben uns bey diesem herrlichen Pantheon unserer vaterländischen Dichter zugleich mit Freude und mit Wehmuth verweilt. Freude gewährte uns die Erinnerung an eine schöne Vergangenheit, und mit Wehmuth erfüllte uns ein Blick auf die Gegenwart. Doch zu einer Vergleichung der ältern mit der neuern und der neuesten Poesie, und zu Betrachtungen über die Aussichten in die Zukunft, die der Parnaß uns eröffnet, geben uns vielleicht die künftigen Theile der Anthologie Gelegenheit, und wir brechen daher unsere vielleicht schon zu lang gerathene Anzeige hier ab.

XIV.

Kürzere Anzeigen.

Poetiſche Schriften. Von Sam. Gottlieb Bürde. Erſter Theil. 1803. 299 Seiten. Zweyter Theil. 1805. 378 Seiten. Breslau und Leipzig. Bey Wilh. Gottlieb Korn. 8.

Herr Bürde gehört unter die ſeltnen Dichter, die das Maß ihrer Kräfte zu berechnen verſtehen, und daher die Stelle, die ſie ſich ſelbſt anweiſen, mit Ehren behaupten. Er hat in ſeiner Manier ſehr viel Aehnlichkeit mit Gotter. Nur haben die Gedichte von dieſem ein glänzenderes Colorit, mehr Fülle der Gedanken, eine gewählтere Sprache, und der Ton im Ganzen iſt anziehender. Wenn aber Gotter dem Verſtande mehr genügt, ſo ſcheint uns Hr. Bürde, weniger ſelten als er, und mit größerem Glück, ſich der Empfindung zu bemächtigen, und von dieſer Seite einen wirklichen Vorzug vor ihm zu beſitzen. Der erſte Theil der gegenwärtigen Sammlung enthält drey Bücher vermiſchte Gedichte, und drey Schleſiſche Gebirgs-Mähr-

chen vom Rübezahl, das letzte derselben in dramatischer Form; der zweyte Theil: das vierte und fünfte Buch der vermischten Gedichte, Alzire, ein Trauerspiel, und Don Sylvio von Rosalva, eine komische Oper. Unter den vermischten Gedichten sind mehrere, die den besten ihrer Gattung an die Seite gestellt werden dürfen, z. B. Gewalt der Musik, Hero und Leander, die neuen Arkadier, der Kynast, Einfalt, Beruhigung, Jugendtraum im ersten, und das Morgenlied, nebst einigen der Elegien nach dem Englischen im zweyten Theil. Auch die Mährchen vom Rübezahl sind mit einer sehr gefälligen Laune behandelt, und das Gedicht: die Fee, das ihnen als Einleitung vorangeht, ist eins der schönsten Stücke der Sammlung. Der Alzire und dem Don Sylvio hingegen können wir kein großes Glück versprechen. Im Dialog sowohl, als in den Arien des letzten Stücks ist der Ton etwas schwerfällig und nicht edel genug, und weder Don Sylvio noch Pedrillo erregen das Interesse, das Wieland in seinem beliebten Roman ihnen zu geben wußte. Herr Bürde hat zuweilen die Unterredungen der beyden Abentheurer aus dem Roman wörtlich in sein Stück übertragen. Aber dort ist der Dialog nichts weiter als eine abgeänderte Form der Erzählung, und Wieland selbst würde ihn daher zuverläßig für ein dramatisches Gedicht ganz umgearbeitet haben.

Es sollte uns leid thun, wenn die Gedichte des Herrn Bürde nicht mit Wärme von dem Pu-

blikum aufgenommen würden. Wenigstens könnten wir Gleichgültigkeit gegen einen Dichter von seinen Verdiensten für kein gutes Zeichen der poetischen Zeit halten.

Neueste Sammlung kleiner Satyren, Gedichte und Erzählungen, von J. D. Falk. Berlin bey Joh. Fr. Unger. 1804. 252 Seiten. 8.

Diese Sammlung war für uns eine unerwartete Erscheinung. Das Publikum hat seit geraumer Zeit keine Satyren von Hrn. Falk mehr, sondern auf Hrn. Falk zu lesen bekommen, und die Meinung war so ziemlich allgemein, der Mann habe endlich den vielen Zeugnissen, daß er alles in der Welt sey, nur kein Dichter, Glauben beygemessen. Aber plötzlich steht er wieder mit seiner Geißel vor uns, und wenn die Thoren seine Streiche nicht fühlen; was kann er dafür? Er hat das seinige gethan. Was das Publikum betrifft, so kennt man ja längst seinen verkehrten Geschmack. Mag es also immerhin von den poetischen und prosaischen Anstrengungen des Hrn. Falk auf das nachtheiligste urtheilen, mag es ihm Witz, Laune und Geschmack, und selbst das Talent zu versificiren, absprechen, mag es immerhin behaupten, daß es eine Plattheit sey, wenn Hr. Falk sagt:

„Er (der Oekonom) trägt die Cordilleras ab,
Zieht drauf modeſt die H.... ab,
Spricht: Lieber Herr Gott! mit Verlaub,
Was nutzt uns all dein Blum und Laub-
Werk, und all' dein Naturwunder,
Bey dieſen bedrückten Zeiten jetzunder?
Statt Blum und Laub, gieb Gras und Korn,
Ich helf von h...., hilf du von vorn;"

Daß ſich der Reime, von dem Schlag des Folgenden:

„Kennſt du das Land? Die Freyſtatt ehedeß
Von Muth und Freyheit, jetzt vom beſten Käs"

und überhaupt ſolcher Knittelverſe, wie Hr. Falk ſie macht, ſelbſt ein Hans Sachs ſchämen würde; daß armſeligere, geiſt- und witzloſere Machwerke ſich kaum denken ließen, als: der Meiſter und der Apoſtel, Supplik des Wiedehopfs, die Zeitparallele, der arme Thoms, Sehnſucht nach Holland, Recept zu einer modernen Elegie, Verſuch eines Lieferanten-Syſtems, der Dichter, die Geſpenſter und die Doctoren in Wien ꝛc. ꝛc. Mag dieſes Publikum ihm zugleich über die Frechheit, mit welcher er Dichter, wie Hölty, Matthiſon und Salis, vor denen er mit allen ſeinen Schweinrüſſel-Prinzeſſinnen ſich in den Staub verkriechen muß, verſpottet, ſeinen Unwillen bezeugen; Hr. Falk wird ſich weder ſchämen, noch grämen. Er

klimmt auf irgend einen Berg, nur nicht auf den Parnaß, und ſingt:

„Hier pfleg' ich ſüße Dichterträume,
Hier leb, im Obdach grüner Bäume,
Ich im geliebten Griechenland.
Ich ſteh' und ſinn, und ſinn*) und ſchreibe,
Und oft belauſcht die Vollmondsſcheibe
Mich mit der Tafel in der Hand.

„Da wandeln aus den dunkeln Stellen
Mir hohe Schatten zu, da quellen
Mir göttliche Geſtalten auf.

Vermuthlich Prinzeſſinnen mit Schweinrüſſeln. Ungemein pfiffig iſt es, daß Herr Falk ſich vor kurzem in die Myſterien der neuen Schule hat einweihen laſſen; denn da die Leute, die ſich anmaßen, ein wenig Geſchmack und geſunde Vernunft zu beſitzen, eben ſo reſpektswidrig von den poetiſchen Poeten urtheilen, als von dem unpoetiſchen Hrn. Falk, ſo fehlt es ihm wenigſtens nicht an Sociis malorum. Um übrigens uns nicht den Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen einen Schriftſteller zuzuziehen, von welchem der große Wieland der Welt einſt Wunderdinge verhieß, wollen wir unſern Leſern nicht verhalten, daß ſie, wenn ſie Hrn. Falks Werkchen nur nicht allzuflüchtig durchblättern, auf 252 Seiten wenigſtens wohl ein

*) Von dem ſinnen merken wir nichts.

Dutzend erträgliche Einfälle finden können, und daß zum Ueberfluß Druck und Papier sehr schön sind.

Acht Romanzen von Friedrich Christoph Weisser. Leipzig, bey Dyk. 1804. 7 Bog. 8.

Der Verfasser der vor uns liegenden kleinen Sammlung ist nicht ohne Talent für die scherzhafte und witzige Romanze, in der sich bekanntlich Schiebler und Michaelis unter uns mit vorzüglichem Glücke versucht haben. Wie diese, wählt er seine Gegenstände aus der mythologischen Welt, und gleich ihnen sucht er seine Darstellungen theils durch die neue Wendung, die er der bekannten Geschichte giebt, theils durch glückliche Anspielungen auf Zeitumstände und Mode-Thorheiten, theils überhaupt durch einen muntern launigen Vortrag zu beleben. In mehrern Stellen ist ihm dieß Bestreben in der That recht gut gelungen, z. B. in Orpheus Höllenfahrt *), wo es heißt:

Ein Dichter, dem in unsern Tagen
Sein zweytes Ich der Tod entriß,
Wollt' auch die schwere Reise wagen
Doch kam er nur bis nach Paris.

*) Stand zuerst in Stäudlin's Blumenlese fürs Jahr 1793, s. diese Bibl. Band 54. S. 150.

Hier raſtete der Lebensſatte;
Auch fiel ihm ſchnell die Wahrheit bey:
Daß er nicht bloß gebeugter Gatte,
Daß er zugleich ein Autor ſey.

Drum mahlt' er Friederikens Ende
Und ſeinen Schmerz dem Publikum,
Und ſtöhnt' und ſchluchzt' und rang die Hände
Für Kummers Honorarium.

Der mehrte durch die Druckerpreſſe
Die Wittwerthränen, ſich zum Heil,
Und both zu Leipzig auf der Meſſe
Die ſeltne neue Waare feil.

Auch der Schluß der Romanze Narciſſus iſt nicht übel:

Er will, was Götter ſelbſt nicht können,
Er will ſich von ſich ſelber trennen,
Und endlich treibt die Noth
Ihn zu dem letzten Heil der Thoren:
Er ſchreyt, doch nur in taube Ohren,
Um Hülfe gar zum Tod.

Die Götter waren endlich gnädig,
Und machten ihn des Leibes ledig.
Doch muß er, glaubet mir,
Zur Warnung eitler Herrn und Frauen,
In jedem Bache ſich beſchauen
Als Blümchen für und für.

O lebte doch in unsern Tagen
Narcissus! Seinen Fall beklagen
Müßt' ich dann ewig nie.
Um ungestraft mit sich zu buhlen,
Besucht man jetzt gewisse Schulen
Und hört Philosophie.

Wird der Verfasser künftig, vorsichtiger in der Wahl der Gegenstände, vor denen vorübergehn, die der Laune zu wenig Spielraum gestatten, in der Ausführung sich vor dem Fehler der Geschwätzigkeit mehr in Acht nehmen, und in dem Reime etwas strenger gegen sich seyn, (die, und, hin auf ihn, und ähnliche verdienen Tadel,) so läßt sich nicht zweifeln, daß er diese, wenn auch beschränkte, doch angenehme Dichtungsart rühmlich erweitern werde.

Iris. Ein Taschenbuch für 1805. Herausgegeben von J. G. Jacobi. Zürich, bey Orell, Fnßli u. Comp. 12. 339 Seiten.

Wenn wir irgend einem Taschenbuche mit angenehmen Erwartungen entgegen sehen, so ist es die Iris des Hrn. Jacobi. Gleich seinem großen Freunde, Wieland, bleiben diesem vortrefflichen Dichter die Musen auch noch im Greisen-Alter hold, und nie haben die Blumen, mit denen er jährlich das Publikum beschenkt, uns

vergessen lassen, daß der Dichter der Grazien es ist, der sie gesammelt hat. Auch der gegenwärtige Jahrgang seines Taschenbuchs enthält mehrere vorzügliche Beyträge, und auch nicht Einen, der seiner Stelle ganz unwürdig ist. Der Preis von allen scheint uns der Poetensitz, ein mit Poesie vermischter Brief von ihm selbst an Pfeffel, zu verdienen. Wie viele Gedichte bekommen wir seit Jahren zu lesen, die Stellen wie die folgende aufzuweisen haben?

Du, dessen Auge längst geschlossen
Dem süßen Sonnenlichte war,
Dem keine Pflanze grünt, und keine Blumen sprossen,
Der auf dem Grazien-Altar
Nicht mehr sein eignes Opfer sieht,
Auf schönen Wangen nicht, die Thräne, die sein Lied
Entlockte, nicht in Männer-Blicken,
Bey seiner Muse Scherz, das Lächeln, das Entzücken;
Den aber doch der erste Tag
Des Blüthenmondes, ungesehen,
Zur Freude ruft; dem Zephyrs leises Wehen,
Der Lüfte Balsam-Hauch, der frühen Lerche Schlag,
Die Quelle, die sich durch Gebüsche murmelnd windet,
Der Käfer, der um junge Halme schwirrt,

Und was in Wäldern ſingt und girrt,
Das Braut-Feſt der Natur verkündet.

Wer bemerkt hier eine Spur des Alters? Und fühlt man ſich nicht verſucht, den Dichter einer Undankbarkeit zu beſchuldigen, wenn er in einer ſpätern Stelle eben dieſes Briefs der Phantaſie ruft:

Du treueſte Gefährtinn meines Lebens!
Wo biſt du mit der Jugend hingeflohn?

Unter den übrigen Beyträgen zeichnen ſich die Reiſe von Freyberg nach Carlsbad, von einem ungenannten Frauenzimmer, Johanna von Neapel, von Herrn von Rotteck, ein Brief von Heinſe an Herrn Geh. Rath Jacobi, Heinrich der Schwarze von Uſteri und Schnetzler, der Mammuth von Pfeffel aus. (Wenn am Schluß dieſer Fabel der Elephant ſagt:

Auf meinem Rücken bauten ſie ein Haus,
Du würdeſt wohl ein Dorf auf Deinem Rücken
tragen müſſen,

ſo gehört die Wiederhohlung des Worts Rücken in der letzten Zeile ohne Zweifel unter die nicht angezeigten Druckfehler.) Die Sinngedichte: Wunſch, Contraſt, an Julchen und Betty, von Haug, zeichnen ſich vorzüglich aus. Die Dichterinn Theone verdient ganz das Lob, das ihr der geſchmackvolle Hr. Herausgeber ertheilt. Ihr Schifferliedchen iſt vortrefflich. Nicht minder ſchön iſt das Gedicht: die todten Schmetterlinge.

Dem Lied an die Gewohnheit fehlt es nicht an glücklichen Ideen. Nur scheint uns der Ausdruck hie und da nicht gewählt genug.

Die des Königs, wie des Knechtes
Bittre Looſe gleich verſüßt.

Man ſagt wohl ein bittres Schickſal; aber ein bittres Loos ſcheint uns zu gewagt. Wir würden etwa bittre Schale dafür ſetzen.

Die vom Throne bis zur Hütte
Alle alten Wunden heilt.

Die alten Wunden erregen eine höchſt unpoetiſche Neben-Idee. Auch wollen uns die Wunden vom Thron bis zur Hütte nicht recht gefallen. Wenigſtens würden die „Verwundeten" ſich ungleich beſſer ausnehmen. Ein eigenes Vergnügen hat uns der Eifer gewährt, mit dem die geiſtvolle Dichterinn in ihrem ſchönen Brief an die Freyinn von Zay ſich über ein Publikum beklagt, das die unſterblichen Werke ſeiner erſten Dichter, eines Uz, Kleiſt ꝛc. über die „aus den Sümpfen des Parnaſſes aufgeſchoſſenen Glückspilze vergißt, die durch ihre ſeltſamen Formen die Augen der Gaffer in größerer Menge auf ſich ziehen, als auf den Hügeln in einſamer Schönheit blühende Immortellen." Wer ſich erinnert, daß der Gafferinnen noch mehrere ſind, als der Gaffer, dem muß dieſe Aeußerung aus einer weiblichen Feder eine doppelt angenehme Erſcheinung ſeyn. Von

Friedrike Brun hat uns ihre Reise von Rom nach Palestrina mehr befriedigt, als ihre poetischen Beyträge. Nur scheint uns ein wenig zu viel Gelehrsamkeit darin ausgekramt. Eine unerwartete Erscheinung war uns und gewiß auch den meisten Lesern der Iris, der Hr. Graf Fr. Leop. zu Stolberg. An dem Gedicht, das er beygetragen hat, scheint uns übrigens nichts merkwürdig, als daß es keine Kassandra, und keine — Legende ist. Wenn die Ueberraschung im Garten, von Hebel, in der gewöhnlichen Mundart geschrieben wäre, so würden wir sie ein gutes Gedicht nennen. Aber die Grille, in irgend einem provinciellen Dialekt zu schreiben, ist und bleibt in unsern Augen eine Sünde gegen den guten Geschmack. In dem Gedicht des Hrn. Buri, die Heimath, ist die Anstrengung, Matthisson nachzuahmen, gar zu peinlich auffallend. Der Wunsch des Midas, von Weisser, steht nun in der von ihm herausgegebenen Sammlung seiner Romanzen.

Taschenbuch für Damen. Auf das Jahr 1805. Herausgegeben von Huber, La Fontäne, Pfeffel und andern. Mit Kupfern. Tübingen, in der Cottaschen Buchhandlung. 16. 232 Seiten.

Man muß gestehen, wenn in dem niedlichen Geschenk, das die Damen jährlich durch Hrn. Cotta erhalten, nicht eben gerade lauter Meisterstücke angetroffen werden, so fehlt es ihm doch nicht an den Nahmen der Meister, und es sind wenige unserer neuesten deutschen Homere, die nicht schon in diesem Taschenbuche — geschlummert haben. Der dießjährigen Sammlung scheint es in Vergleichung gegen die Vorigen ein wenig an Mannichfaltigkeit zu gebrechen. Besonders dürftig ist der poetische Artikel ausgefallen, der größtentheils aus Gedichten von Pfeffel besteht. Hr. Huber hat eine ziemlich lange Erzählung: Vergeltung, geliefert, von der wir rühmen müssen, daß sie reich an einzelnen schönen Situationen und gelungenen Stellen ist. Aber desto weniger hat uns das Ganze befriedigt. Der Herr Verf. scheint es bey der Erfindung seiner Geschichte und bey seinen Charakteren weniger auf das Vergnügen, als auf die Qual seiner Leser angelegt zu haben. Oder ist es etwa ein Vergnügen, die mehr als zwanzigjährige Marter eines armen Sünders zu beobachten? Die Darstellung eines solchen büßenden Bruders mag sehr lehrreich seyn; aber dichterisch ist sie gewiß nicht, und man muß es doppelt beklagen, daß ein Schriftsteller, wie Hr. H., der mit Recht auf einen vorzüglichen Rang unter seinen Zunftgenossen Anspruch macht, sich auf einem so entschiedenen Abwege betreten läßt. Die Erzählung des Hrn. Aug. La Fon-

taine, die Erbschaft, zeichnet sich weder in Rücksicht der Erfindung, noch der Einkleidung sonderlich aus. Die Art, wie der Held der Geschichte die Bekanntschaft seines Mädchens macht, hat gar keinen Einfluß auf die Entwicklung, und doch hat der Dichter sie als eine Hauptpartie seiner Darstellung behandelt. Schiller hat zwey Gedichte, der Jüngling am Bache, und: Berglied, geliefert, die uns beyde,, obgleich aus verschiedenen Gründen, völlig räthselhaft sind. Von diesem verstehen wir keine Sylbe, und von jenem begreifen wir nicht, wie ein Dichter, wie Schiller, es machen konnte. Unter den sechzehn Beyträgen von Pfeffel bemerken wir: das Gedicht an die Nachwelt, die gelbe Rose, der Wolf und das Lamm, Bescheidenheit. Von Matthissons drey Gedichten ist wohl Abendwehmuth das bessere; keines aber gehört unter seine vorzüglichern Arbeiten. Von Haug sind zwey gute Sinngedichte in die Sammlung aufgenommen. Aber warum nur zwey? Unter den Kupfern sind verschiedene nicht ohne Werth, und im Ganzen gehört dieser Kalender immer unter die bessern seiner Gattung.

Taschenbuch auf das Jahr 1805. Für edle Weiber und Mädchen. Mit Beyträgen von La Fontaine, Wilhel-

mine Müller, Pfeffel, Posselt und andern. Carlsruhe, verlegt bey Müller. 16.

Wir beginnen gewöhnlich die Lectüre der Taschenbücher mit einer gewissen Resignation, die uns selten ein allzustrenges Urtheil zu fällen erlaubt. Aber da das gegenwärtige auch selbst den bescheidensten Erwartungen kein Genüge leistet: so mag die vorzüglich aus der Flora und einer ganzen Sammlung (!) ihrer Gedichte bekannte Herausgeberinn es uns verzeihen, wenn wir, um den Musen selbst nichts zu vergeben, gegen die Musentochter bloß gerecht sind. Das erste Stück der Sammlung ist eine Elegie der Herausgeberinn auf Posselts Tod, die schwerlich jemand ohne Lachen lesen wird. Wir geben einige Stellen zur Probe. Der Anfang verkündigt nichts weniger als einen Trauerfall. Er heißt:

„Barden, laßt die Telyn festlich schallen!“

Doch wir bleiben nicht lange in Ungewißheit. Die Dichterinn meldet uns in der dritten Zeile, wir hätten einen großen Mann verloren. Doch, so gemein drückt sie sich nicht aus.

„Ach! ein großer Mann ist uns entfallen“

sagt sie. Sie sagt uns ferner: Posselt sey mit dem Riesen-Genius der Zeiten, einem Ungeheuer, von dem wir gar keinen Begriff haben, eng ver-

traut gewesen, und er habe die Begebenheiten mit der Wahrheit kühnem Feuerlaut verkündet. Das Feuer hat also einen Klang, und Wilhelmine Müller, geb. Maisch, Ohren, ihn zu hören. In einer andern Stelle fragt die Dichterinn.

„Warum ist das Loos der Feuerköpfe
„Schweres Unglück, oder früher Tod?“

Das wollen wir ihr sagen. Man will bemerken, daß die Feuerköpfe in der Regel nichts weniger als kluge Köpfe sind, und weder die Folgen ihrer Handlungen, noch ihrer Schriften, gehörig überlegen, woraus denn freylich für sie, besonders wenn ihre Glut politische Gegenstände ergreift, schweres Unglück, und je nachdem die Umstände sind, auch früher Tod entstehen kann. In der folgenden Strophe erfahren wir noch, daß die Reichen nicht nur Gold, sondern auch Marmor und Erz besitzen, und also stets die nöthigen Materialien bey der Hand haben, um einem Manne wie Posselt ein Monument zu errichten. Wenn nur diese Elegie den Spöttern nicht Anlaß giebt, von der Dichterinn zu behaupten: Sie glaube, ein klagendes Gedicht müsse zugleich auch ein klägliches seyn. Uebrigens fühlte sie sich auch zur Biographinn ihres Freundes berufen, und es wäre unbillig, wenn wir das Vergnügen, das sie uns in dieser Rolle gewährte, nicht mit unsern Lesern theilten. Den Anfang der Biographie macht ein Schultestimonium von dem Prorector des

Verſtorbenen. Dann wird erzählt: die Stelle eines Profeſſors der Geſchichte und Beredſamkeit, verbunden mit der eines geheimen Sekretärs, ſey ihm angenehmer geweſen, als die eines Sachwalters; er habe die Geſchichte Karls des Zwölften nach Voltaire überſetzt; die Franzöſiſche Revolution und ihre wundervollen Begebenheiten wären ſein höchſtes Idol geweſen, und er habe die franzöſiſche Republik, dieſes ſchöne, blitz-ähnliche Meteor, lieb gewinnen müſſen. (Armer Poſſelt! Kaum hätte ein Todfeind deinem Verſtand ein ſchlimmeres Denkmahl ſetzen können, als hier von einer angeblichen Freundinn geſchehen iſt. Welcher vernünftige Mann wird ſich gern nachrühmen laſſen, die franzöſiſche Revolution ſey ſein höchſtes Idol geweſen?) Dieſe und noch einige andere Merkwürdigkeiten nennt die Verf. den hiſtoriſchen Theil von Poſſelts Geſchichte. Wir möchten doch auch den nicht hiſtoriſchen Theil einer Geſchichte kennen. Was die Verf. ſo nennt, ſollen die Leſer gleich erfahren. Sie erzählt: Erſt im zwanzigſten Jahr ſey die Flamme des Genies in dem Verſtorbenen aufgelodert, und Schubart habe Oehl in dieſe heilige Flamme gegoſſen; (Leider! hat man dem Poſſeltſchen Genie das Schubartſche Oehl nur zuſehr angemerkt. Es werden einige gar erbauliche Briefe Schubarts, die von jenem Oehl überfließen, mitgetheilt) Seine Begriffe von häuslicher Glückſeligkeit wären eigen geweſen. (Die Eigenheit beſteht darin, daß ſeine Kinder, und beſonders ſein

Sohn, ihm Erhohlung und Freude gewährten.) Wir verſchonen die Leſer mit mehreren Proben. Es ſind nur zwey vernünftige Worte in der ganzen Biographie, und dieſe heißen: Ich ſchweige. Hr. Karl Maiſch, der Bruder der Herausgeberinn, iſt es auch im Apoll. Er hat auf das Hochburger Schloß ein abſcheuliches Gedicht gemacht, und bildet ſich vermuthlich ein, den Sänger der Elegie in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes weit hinter ſich zurückzulaſſen. Von der Erzählung: Amalie, nennt das Inhalts-Verzeichniß Hrn. La Fontaine als Verfaſſer. So wenig wir aber unter die Bewunderer dieſes fruchtbaren Schriftſtellers gehören, ſo wenig tragen wir Bedenken, der Angabe, daß dieſes Product, das in jedem Betracht unter aller Kritik iſt, aus ſeiner Feder gefloſſen ſey, geradezu zu widerſprechen. Unſere Leſer mögen aus dem Anfange des ſaubern Machwerks ſelbſt urtheilen. „Die Legionen der Romanen, Bildungsſchriften, die philoſophiſchen guten und ſchlechten Räſonnements über die Rechte und den Werth der Weiber, wie ſie ſeyn ſollen, und wie ſie nicht ſeyn ſollen, die vollkommenen Männer, und die ganze ungeheure Menge von Büchern dieſer Art, womit Deutſchland jede Meſſe überſchwemmt wird; ſelbſt unſer Lieblingsſchriftſteller, dem jede Schwäche des Menſchen Stoff zu irgend einer Poſſe oder Luſtſpiel giebt, der die Untreue, den Straßenraub, und noch viele andere Laſter auf öffentlicher Bühne, der Schule der Sitten, ver-

theidigt, selbst dieser berührte nie den so wichtigen Punkt: daß der Mann in der Regel immer der Schöpfer seines und seiner Gattinn Glückes, oder Unglücks, der Bildner des meisten Theils noch unvollendeten Charakters seines Weibes ist." Hat man je ein unsinnigeres Gewäsch gelesen? Muß man nicht den Verstand verloren haben, um von einem Vertheidiger des Straßenraubs die Erörterung des angegebenen Satzes zu verlangen? Und welche Frechheit, daß dieser hirnlose Schmierer einen Schriftsteller, von dem er behauptet, er nehme die gröbsten Verbrecher in Schutz, den Lieblingsschriftsteller des Publikums nennt! Doch genug von diesem Taschenbuche, das auf jeder Seite Ekel und Unwillen erregt. Der Titel verspricht auch Beyträge von Pfeffel. Wir haben aber nicht eine Sylbe von ihm gefunden. Die Herausgeberinn hat sich also gegen die Käufer ihres Taschenbuchs eine kleine Täuschung erlaubt, die von manchem derselben vielleicht mit einem andern Nahmen bezeichnet werden dürfte. Leid thut es uns, daß der ehrwürdige Pfeffel sich bis zu dieser Bude des Unsinns herabgelassen hat, wenn es auch gleich nur eine kleine Fabel ist, die seinen Nahmen führt.

Taschenbuch für das Jahr 1805. Egeria, herausgegeben von Karl Müchler. Berlin bey Unger. 16. 280 Seiten.

Auch dieses Taschenbuch steht, wie leider die meisten, unter dem Einflusse der Göttinn, die den Beynahmen der goldenen führt, der Göttinn, die sonst in den schönen Künsten nur wenig Credit hatte, jetzt aber in der deutschen Literatur die Rolle einer zehnten Muse spielt, der Mittelmäßigkeit. Bekannte und unbekannte Dichter haben es mit Beyträgen ausgesteuert, und nur an Wenigen läßt sich ein Bestreben ahnden, die Schranken der herrschenden Königinn zu durchbrechen, und selten ist dieses Bestreben wirklich gelungen. Indessen bleibt der Sammlung immer das nicht kleine Verdienst, daß sie von poetischer Poesie ganz frey ist, und daß sie nirgends der gesunden Vernunft den Krieg ankündigt. Diesem allgemeinen Urtheile mögen noch einige Bemerkungen über einzelne Beyträge folgen. Das kleine Lustspiel: der Zauberbrunnen, zeichnet sich weder durch die Anlage, noch durch die Ausführung aus. Die Helden sind ein Paar von der Wanderschaft zurückkehrende Bergknappen und ihre Mädchen. In dem Bruchstücke aus einem Reisejournal, Wohin? überschrieben, wird in einem etwas gesuchten Ton den Stiefkindern des Schicksals und des conventionellen Lebens der seltsame Rath ertheilt, sich, statt wie ehemals in die nun aufgehobenen Klöster, oder an den jetzt von

den vulkaniſchen Ausbrüchen der Revolution und Zwietracht ſchwankenden Fuß der Alpen, in die Inſel Meinau, auf dem Konſtanzer See, zu flüchten. Diego Manzaneres, aus dem Spaniſchen, iſt nicht beſſer und nicht ſchlechter, als die meiſten heutigen Erzählungen dieſer Gattung. Unter den Gedichten haben uns einige von Boguslawski, Gittermann, Gramberg, von Sonnenberg und dem Herausgeber am meiſten gefallen, ohne daß wir jedoch eines vortreflich nennen könnten. Ein Herr Wilhelm Saldow bemühte ſich in ſeinen beyden Beyträgen Schillern nachzuahmen. Die kleinen Gedichte des Herrn Klamer Schmidt, die vermuthlich Epigrammen ſeyn ſollen, ſind ſehr unbedeutend. Wir möchten wohl wiſſen, worin der Witz, oder die Laune von folgender Grabſchrift auf Narciſſ beſteht:

Narciſſ verweſet hier, der weiland Wohlgeſtalte.
Er forſcht' und liebelte mancherley.
Doch blieb kein Weib und keine Muſ' ihm treu.
Herr! ſeine Sünd' ihm nicht behalte!

Auch unter den übrigen Sinngedichten haben wir kein ausgezeichnetes gefunden.

Taſchenbuch für das Jahr 1805. Der Liebe und Freundſchaft gewidmet.

Frankfurt am Mayn, bey Friedrich Wilmans. 16. 256 Seiten.

Die sogenannte biographische Skizze: Ferdinand Hold, aus dem Nachlasse der Frau von Klenk, geb. Karschin, hätte füglich ungedruckt bleiben können. Man weiß nicht, was alberner ist, die Reden oder die Handlungen der Personen, oder der Ton der Erzählung. Dem Helden, in welchem Werther und Siegwart amalgamirt sind, zieht die wankende Treue seiner Geliebten ein heftiges Fieber zu. Er trinkt in diesem Zustande mehrere Gläser Wein. „Die wüthenden Gefühle, mit welchen er sie hinunterstürzte, vermehren die Hitze seines Fiebers. Die Glut seines Innern greift in die feinern Theile, zerreißt einige Blutgefäße, und der entquillende Strom stürzt dem Jüngling zum Munde heraus. Noch einmal schlägt er die Augen auf, seufzt Amalia! und — verblutet war sein Leben. Der Wächter — (man merke es wohl!) — rief Mitternacht.“ Und die Schöne? Diese kommt, wird, als sie die Kunde vernimmt, zum Stein, beym Anblick der Leiche selbst aber hat sie wieder Leben genug, um in Ohnmacht zu fallen. Man bringt sie endlich in ihren Wagen. Ihr Gesicht war mit ihrem Pilgrimsschleyer (sie war kaum zuvor von einem Maskenballe nach Hause gekommen) verhüllt, der Morgenstern funkelte in das Wagenfenster. . . . In der Folge heurathet sie den Nebenbuhler des Ver-

ſtorbenen, und dieſer bekommt einen prächtigen Leichenſtein. Iſt das nicht erbaulich? Daß es mit der Heurath kein gutes Ende nimmt, verſteht ſich. Für den ſeltenen Sterblichen, der die neun Gedichte von Hölderlin zu verſtehen ſich mit Recht rühmen kann, ſollte ein ſtattlicher Preis ausgeſetzt werden, und wir würden ſelbſt den Verfaſſer nicht von der Mitbewerbung ausſchließen. Nichts erregt mehr Unwillen, als Nonſens mit Prätenſion gepaart. Madam Sophie Brentano, ehemalige Mereau, die bekannte Proſelytinn des neueſten poetiſchen Glaubens, erfreute ihren Herrn Gemahl .... mit einem jungen Erben? .... Nicht doch. Mit einer ſpaniſchen Erzählung. Dieſe Erzählung, ſie heißt: Rückkehr des Don Ferdinand de Cara in ſein Vaterland, trägt ganz das Gepräge der bekannten Schule. Sie iſt unausſprechlich abgeſchmackt und langweilig, und, was die Hauptſache iſt, prangt mit einer Romanze und einem Sonnett. Der Anfang von jener lautet:

„Wie die Mutter von dem ſüßen,
Dem geliebten Kind getrennet,
Wein' ich, wenn, o ſüße Herrinn!
Ich dein liebes Bild nicht ſehe.“

und von dieſem:

O meine Herrinn! blieb' von meinem Leben
Vielleicht ein Theil noch frey von deinen Siegen,

So glaube, daß ich ganz nun muß erliegen,
Ganz deiner Schönheit, deinem Reiz ergeben."

Man sieht, daß die Herrin Brentano so tief in die Geheimnisse der poetischen Poesie eingeweiht ist, als der Herr. Vittoria Colonna, ein biographischer Beytrag zur Geschichte der Poesie und der Liebe, von Bouterweck, gefällt durch die edle Simplicität des Vortrags, die um so anziehender ist, je mehr sie dem Charakter der Colonna und ihrem durch keine außerordentliche Schicksale ausgezeichneten Leben entspricht. Von Anekdoten, wie die Schildwache, von Rochlitz, läßt sich wenig sagen. Man vergißt sie eben so schnell, als man sie liest. Die Dichterinn Arnoldine Wolf, geb. Weissel verräth Talente, die Aufmunterung verdienen. Von Hrn. Buri haben uns die Künste der Musen, und von Hrn. Münchhausen die Seefahrt des Lebens am besten gefallen. Das Gedicht: Beym Tod eines zarten Kindes, von Starke, ist wohl das schönste der Sammlung. Es ist kaum möglich, über diesen Gegenstand in lieblichern Bildern zu phantasiren. Die Mode, von Pockels, hat gute Stellen, gleicht aber in der Anlage zu sehr einer Litaney. Dem Hrn. Friedrich Rochlitz scheinen die Verse weniger zu gelingen, als die Prose. Auch um dieses Taschenbuch hat sich Hr. Haug durch seine epigrammatischen Beyträge verdient gemacht. Von den Kupferstichen, mit

welchen dieses Taschenbuch geziert ist, verdienen die meisten gerühmt zu werden.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Funfzehnter Jahrgang. 1805. Herausgegeben von W. G. Becker. Leipzig bey Christian Adolph Hempel. 16. 352 S.

Dem Urtheil der meisten Recensenten, daß dieses Taschenbuch unter die bessern seiner Gattung gehört, wollen auch wir nicht widersprechen, obgleich in dem gegenwärtigen Jahrgang die sich über das Mittelmäßige erhebenden Beyträge nur den kleinsten Theil ausmachen. Das Mährchen von Mahlmann, die Zauberkünste, mit welchem die Sammlung beginnt, läßt sich angenehm lesen, macht aber im Ganzen keinen großen Effekt. Daß der Held einem Orakel, das ihm prophezeiht, er werde in den Armen einer Zauberinn, die er bisher für seine Schwester gehalten hatte, seinen Tod finden, keine andere Deutung als die, daß die Zauberinn ihn ermorden werde, zu geben weiß, erregt eine gar zu geringe Meinung von seinem Verstand. Ueberhaupt ist dieser Orakelspruch keine sonderliche Erfindung, und der Knoten des Mährchens hätte leicht auf eine bessere Art geschürzt werden können. In einem Aufsatze von Kretschmann, alte und neue Zeit, schildert eine betagte Matrone die Sitten zwischen 1730

und 1748, indem sie ihre Erziehung, ihre Verlobung und ihre Hochzeit beschreibt. Man hört die gute Alte gern plaudern, obgleich ihre Art, sich auszudrücken, hie und da etwas gewählter seyn könnte. Der Erzählung des Hrn. Herausgebers, die Gesichtspunkte, wäre ein etwas rascherer Gang, und dem Vortrag mehr Lebhaftigkeit zu wünschen. Eine kleine Nachläßigkeit im Ausdruck ist uns aufgefallen. Im Eingang heißt es: Abraham Müller war ein Nahme, der von Lissabon bis Moskau, von London bis Smyrna berühmt war. Daß ein Nahme berühmt ist, dagegen kann Niemand etwas einwenden; aber wenn in der Folge von eben diesem Nahmen gesagt wird: Er sey der reichste Wechsler gewesen, habe stille Wohlthätigkeit geübt, eine Gattinn und eine Tochter gehabt; so muß man lächeln, so verzeihlich auch das Versehen des Erzählers ist. Der poetische Theil der Sammlung erhält seinen Werth durch einige, aber keineswegs alle Stücke von Gramberg, Mahlmann, G. P. Schmidt, Schreiber und Schütze. Vor allen aber gebührt der Zukunft von Manso der Preis. Man glaubt Stanzen aus dem Oberon zu lesen, und ein Gedicht wie dieses könnte uns mit einem ganzen Alphabet mittelmäßiger Verse, selbst wenn diese Verse nichts als Exercitien aus der neuesten Schule wären, aussöhnen. Die meisten Beyträge, welche der berühmte Schiller in die Taschenbücher liefert, scheinen Unmuth gegen die Herausgeber zu verra-

then, die ihm vermuthlich mit ihren Aufforderungen ein wenig ſtark zu ſetzen. Das Gedicht, das wir hier von ihm finden, zeichnet ſich durch einen edlen Trotz gegen die Grammatik aus. Hr. S. braucht das oberdeutſche Wort Ranft, ſtatt Rand und ſchreibt verwogen, ſtatt verwegen, Beydes, wie ſichs von ſelbſt verſteht, um des Reims willen. Was wir ſonſt aus dem Gedicht, das der Alpenjäger betitelt iſt, machen ſollen, wiſſen wir nicht. Eine Mutter verlangt von ihrem Sohn, daß er das Lämmlein hüte, die Heerde locke, der Blümlein warte. Umſonſt. Er verfolgt die Gazelle von Fels, zu Fels, verwogen, bis der Geiſt, der Berges Alte, hervortritt, und dem Jäger zuruft — Doch wir wollen die letzte Strophe den Leſern ſelbſt zum Beſten geben:

Schützend mit den Götterhänden
(Der Geiſt wird plötzlich zum Gott!)
Deckt er das verfolgte Thier:
Darfſt du Tod und Jammer ſenden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raums für alle hat die Erde;
Was verfolgſt du meine Heerde?

Soll das Ding etwa eine Ballade ſeyn? Die Beyträge von Langbein ſind nicht ſehr bedeutend. Für die ernſte Poeſie ſcheint dieſer übrigens achtungswerthe Dichter uns nicht geſchaffen, und ſeiner ſcherzenden Muſe wäre etwas mehr Grazie und Urbanität zu wünſchen. Die Romanze: Ma-

riechen, von Tiedge, ist ihres Verfassers nicht ganz würdig. Unter die völlig mißlungenen Versuche, an welchen in der Sammlung kein Mangel ist, gehört vorzüglich die Skitze eines Minnelieds von Rutschky. Wenn die Muse dem Hrn. Kapf das Gedicht, das er an sie gerichtet hat, verzeiht, so ist es billig, daß auch die Kritik nichts dagegen erinnert. Sollte er künftig den Stoff zu einem Epigramm wieder aus dem Vademecum entlehnen, so rathen wir ihm, wenigstens nicht den allerelendesten Einfall zu wählen. In einem Gedicht, die Herzensblume, sagt Hr. Buri:

— — keine Blitze
Treffen sie (die Herzensblume) im sichern Sitze.

Entweder muß Hr. B. glauben, gewöhnliche Blumen würden leicht vom Blitze getroffen, oder er sagt durch das, was er von seiner Herzensblume rühmt — nichts. Doch mit solchen Kleinigkeiten nehmen es unsere heutigen Poeten nicht genau. Dem trefflichen Epigrammatisten Haug steht der Herausgeber in großer Verbindlichkeit; denn ohne seine Beyträge würde die Rubrik: Epigrammen, im Taschenbuch so gut als gar nicht vorhanden seyn. Gewiß würde Hr. Haug durch eine Sammlung seiner sämmtlichen, so sehr gelungenen Versuche in diesem Fache dem Publikum ein angenehmes Geschenk machen.

Vermischte Gedichte, von Heinrich Helbig. Riga und Leipzig in der nordischen Kommissionshandlung. 1804. 194 Seiten.

Diese Versuche eines ohne Zweifel sehr jugendlichen Schriftstellers, die auch nicht einmahl einen künftigen Dichter hoffen lassen, hätten billig ein ewiges Geheimniß für das Publikum bleiben sollen. Folgende Stelle aus der Zueignung an einen Herrn General-Superintendenten Sonntag wird unsere Leser überzeugen, daß Hr. Helbig mehr zum Propheten, als zum Poeten geboren ist.

„Zwar fühlt er wohl, die mächtige Kritik,
Mit ihrem kalten Inquisitorblick,
Wird wenig oder gar nichts finden,
Was ihr sich würd' als etwas Hohes künden;
Ja, laß' es ihn gestehen, daß ihm ein wenig bangt
Vor der Aesthetik stolzem Richterthrone;
Doch wenn er Deinen Beyfall nur erlangt,
So hebt ihn das empor bey Spott und Hohne."

Ohne mit einem Inquisitorblick ausgerüstet zu seyn, der ohnehin unsers Wissens nicht nach dem Hohen und Niedern zu spähen pflegt, müssen wir dem Verfasser gestehen, daß wir in seinen Gedichten nicht nur wenig, sondern wirklich gar nichts gefunden haben, von dem wir mit gutem Gewissen sagen könnten, es habe sich uns als etwas Hohes gekündet. Da er übrigens in dem Beyfall seines

Gönners zu Riga Troſt gegen Spott und Hohn zu finden hofft: ſo wünſchen wir von ganzem Herzen, daß dieſer Beyfall ihm in einem recht vollen Maße zu Theil werde.

Muſenalmanach für das Jahr MDCCCV. Herausgegeben von Streckfuſs und Treitſchke. Wien bey J. V. Degen, Buchdrucker und Buchhändler. 8. 176 Seiten.

Eine Schöpfung, an welcher weder die Beſonnenheit, noch die Phantaſie den geringſten Antheil hat, ein verworrenes Bilder-Gewebe, oder vielmehr ein Tableau von bloßen Farben, ohne irgend eine Geſtalt, dieß iſt der Charakter der heutigen deutſchen Poeſie, und dieſem Charakter getreu zu bleiben, haben ſich die meiſten Verfaſſer des gegenwärtigen Muſenalmanachs mit dem beſten Erfolg bemüht. Man lieſt die Geſänge der Hrn. Eichholz, Franz Horn, Streckfuß, Treitſchke ꝛc., lieſt ſie wieder, und legt endlich das Buch mit der ſchmerzlichen Empfindung aus der Hand, daß es unmöglich iſt, von dem Zweck der Dichter auch nur eine Ahndung zu erlangen. Im höchſten Grad peinigend iſt die durchaus herrſchende Monotonie. Einige Gedichte hätten übrigens nach der Analogie des berüchtigten: Er und über ihn, Ich und über mich betitelt werden ſollen;

denn die Herrn wissen sehr viel von ihren eigenen Personen, und von seltsamen Abentheuern, die ihnen begegneten, zu singen und zu sagen. Zu dem Herrn Streckfuß unter andern ist, laut seines Gedichts: die Erscheinung, eine Lichtgestalt auf Wolken von Gold herabgeflossen, und hat ihm ein Saitenspiel in die zitternde Hand gegeben. (Möchte doch eine zweyte Gestalt erscheinen, um es ihm wieder zu nehmen!) Eben dieser Dichter hat seiner sogenannten neuen Liebe nicht weniger als sechszehen, sage sechszehen Sonnette gewidmet. Die Beyträge des Herrn Collin entsprechen der Erwartung keineswegs, zu welcher der Dichter des Regulus berechtigte. Wortprunk und Uebergänge vom Sieger Phöbus auf den Welteroberer Alexander machen noch keine Ode.

Lieder für Forstmänner und Jäger. Leipzig 1804, bey Theodor Seeger. 8. 128 Seiten.

Der Verfasser der im Jahr 1788 erschienenen und mit Beyfall aufgenommenen Jägerlieder, Herr Oberforstmeister von Wildungen, nennt sich unter der Vorrede als Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung, die außer seinen eigenen Liedern auch Stücke von Bunsen, Bürger, Cramer, Krauseneck und Münchhausen enthält. Wer wird es läugnen, daß auch der Stand

der Forſtmänner und Jäger ſeine dichteriſchen Seiten hat, und dieſe ſind in den hier geſammelten Geſängen gröſtentheils mit Glück benutzt. Die Sprache iſt zwar im Ganzen ohne groſsen poetiſchen Schmuck; aber doch meiſtens edel. Den Vorzug ſcheinen uns die von dem Hrn. Herausgeber ſelbſt herrührenden Stücke zu verdienen. Einige Lieder würden durch Abkürzung gewonnen haben. Reime wie: Paradieſe und genieſse, wunderthätig und gnädig, Flinte und finde, ſind und bleiben tadelhaft. Die Lehre:

„Rauh ſey der Forſtmann"

hätten wir in keinem goldenen Forſt A B C geſucht. Der Wald, eine Parodie des Rheinweinlieds von Claudius, das Schnepfenlied, und das Gedicht an die Jägerfeinde ſind — mißlungene Stücke.

Idyllen, von Carolina Pichler, gebornen von Greiner. Wien bey Anton Pichler. 1803. 8. 173 Seiten.

Es iſt mißlich, ſehr mißlich, die Voſsiſchen Idyllen nachahmen zu wollen, und doppelt gewagt iſt dieſes Unternehmen für ein Frauenzimmer. Indeſſen, ſoweit auch die Verfaſſerinn in jedem Betracht hinter ihrem Urbild zurückbleibe, ſo ſind doch ihre Verſuche an und für ſich nicht verwerflich, und

ſie iſt nicht ohne Talent für die Darſtellung häuslicher Scenen und den Ausdruck ſanfter Empfindungen.

Gedichte von Carl Gustav von Brinkmann. Erstes Bändchen. Berlin, bey Joh. Dan. Sander. 1804. (8. 332 Seiten.)

Dieſe Gedichte beſtehen aus drey Büchern Elegieen, und drey Büchern Epigrammen, im Geiſt der griechiſchen Anthologie, denen der Verfaſſer den Titel Arabesken gegeben hat. Die Elegieen zeichnen ſich durch einen mehr als gewöhnlichen Grad von Empfindung und Phantaſie, durch Eleganz der Sprache und Harmonie des Versbaues vortheilhaft aus, und ſichern dem Verf. einen ehrenvollen Rang unter der kleinen Zahl der elegiſchen Dichter unſers Vaterlandes. Am meiſten haben uns die 3te, 5te und 12te Elegie des erſten, die 4te, 6te, 8te und 14te des zweyten, und die 5te, 8te, 13te und 14te des dritten Buchs gefallen. Auch unter den kleinern Gedichten ſind mehrere, die den beſten ihrer Gattung an die Seite geſetzt werden dürfen. Die Beſcheidenheit, mit welcher der Verfaſſer in der Vorrede von ſeinem Beruf zum Dichter ſpricht, wäre manchem ſeiner Zunftgenoſſen zu wünſchen; mit ihm aber befindet ſich die Kritik in dem ſeltnen

Falle, daß sie seine Parthie gegen ihn selbst nehmen muß. Gedichte, wie der größere Theil der seinigen, setzen mehr als ein bloß untergeordnetes Talent voraus. In der Zueiguung an Göthe hätte, unserem Bedünken nach, der Weihrauch mehr gespart werden können. Eine vortreffliche Titel-Vignette von Jury ziert dieses schön gedruckte Werkchen.

Luna. Ein Taschenbuch auf das Jahr 1805. Herausgegeben von Franz Horn. Leipzig, Züllichau und Freistadt, in der Darnmannschen Buchhandlung, 1805. 8. 404 Seiten.

Dieses Taschenbuch ist zwar noch einmahl so stark, als ein gewöhnliches, aber keineswegs noch einmahl so gut. Der Herausgeber ist als einer der eifrigsten Apostel der neuen Lehre, und als Verfasser mehrerer phantastischen Schriften, zum Theil mit dieser charakteristischen Bezeichnung, zum Theil ohne dieselbe, bekannt. Hier liefert er die Fortsetzung seiner Andeutungen für Freunde der Poesie, und giebt in einem voranstehenden Gebrauchzettel dem Leser den Rath, sich zuvor mit dem ersten Heft dieses Aufsatzes bekannt zu machen, ehe er zur Lectüre des zweyten übergehe, weil er, wie der Hr. Verf. hoffen zu dürfen glaube, sich dann eher angezogeu und erfreut fühlen

werde. Man befolge doch ja dieſen wohlgemeinten Rath. Wir unterließen es, und büßten ſchwer dafür. Denn ſtatt uns von den herrlichen Sachen, die Hr. Franz Horn uns vordocirte, angezogen und erfreut zu fühlen, fühlten wir gerade das Gegentheil. Es erfreute uns z. B. gleich in den erſten Zeilen der ſeltſame Schluß nicht, daß, da das Taſchenbuch mit Schillers Porträt geſchmückt erſcheine, hier wohl der Ort ſeyn möge, einige Worte über dieſen Schriftſteller zu reden. Wenigſtens erfreute er uns nicht in dem Sinne des Herrn Verfaſſers, ob wir gleich herzlich darüber gelacht haben. Noch weniger als dieſer Schluß erfreute uns die Charakteriſtik des berühmten Dichters ſelbſt, von dem unter anderem geſagt wird: „Sein Blick dringt wohl tief in des Lebens Mitte; aber er giebt nicht dieſe, (was heißt das: Eine Mitte geben?) ſondern nur die Enden ſtellt er dar, wenn er auch oft genug auf jene hindeutet. In ſeinen Gebilden erſcheint ein ſteter Dualismus. Iſt es doch, als zerſpalte ſich gleichſam vor ſeinem Auge die ganze Natur in zwey ſchroff abgeſchnittene Hälften, und als werfe er dann den philoſophiſch rhetoriſchen Purpurmantel darauf, um die Lücke zu füllen.“ Ohne uns in eine Erörterung der Sache ſelbſt einzulaſſen, fragen wir nur, ob dieß die Sprache iſt, in welche man Urtheile über Dichter und Dichterwerke einkleiden ſoll. Derſelbe unleidentliche, theils geſchraubte, theils myſtiſche Ton herrſcht

beynahe durch den ganzen Aufsatz, in welchem halbwahre, schiefe und falsche Ideen sich durchkreuzen. Auch an trivialen Sätzen ist kein Mangel, so wenig als an anmaßenden Urtheilen. Fährt Hr. Franz Horn auf diesem Wege fort, so wird er, um uns seiner eigenen Worte zu bedienen, stets nur ein Entwurf, oder Brouillon zu einem guten Schriftsteller bleiben. Von den Gedichten begnügen wir uns zu sagen, daß neben dem Hrn. Herausgeber auch die meisten Mitarbeiter, vorzüglich aber die Herrn Giesebrecht, Kind, Laube und Zeune ihr Bestes gethan haben, um die poetische Poesie bey Ehren zu erhalten. Gern möchten wir dem letzten, der in der Glut der Begeisterung sogar Erde und Gefährte, Gebürde und mehrte gereimt hat, den Preis zuerkennen, wenn es ohne Ungerechtigkeit gegen Hrn. Giesebrecht geschehen könnte. Aber welcher Kämpfer um den Dichterkranz wird nicht vor dem Schöpfer des Gedichts an die ewige Jungfrau, das sich mit folgender Strophe schließt:

„O Blume der Nacht, o erscheine,
Dir flieg' ich zu.
Des Busens unendliches Sehnen,
Wann find't es Ruh'?
Sieh, wie ich heiße Thränen
Maria weine."

vernichtet zurücktreten? Mitunter ließen sich die Herrn auch herab, Göthe und Schiller ein wenig

nachzuahmen. Von den Sonnetten des alten Paul Flemming sind mehrere in die Sammlung aufgenommen. Beneidenswürdiger Todter! Kann einem Sänger des siebzehnten Jahrhunderts eine höhere Ehre wiederfahren, als wenn man ihn den Sonnettendichtern des neunzehnten an die Seite stellt? Doch genug von dieser Luna, die wahrscheinlich in kurzem für immer von dem poetischen Horizont verschwinden wird.

Taschenbuch der Grazien. 1805. Herausgegeben von Justus Lafontaine. Mit Kupfern. Mannheim bey Ferdinand Kaufmann. 16. 168 Seiten.

Die Grazien, welche sich den Besitz dieses Taschenbuchs verschaffen, erhalten auf schönem Papier, elegant gedruckt — mittelmäßige Prose, und mittelmäßige Verse, und zur Entschädigung für die langweilige Lectüre einige niedliche Küpferchen. Wer die Mitarbeiter des Herrn Justus Lafontaine (der von Hrn. Aug. Lafontaine wohl zu unterscheiden ist) sind, können wir nicht sagen; denn keiner hat sich genannt. Hat er etwa gar zu gedruckten Sachen seine Zuflucht genommen? Dann wäre das Verschweigen der Verfasser mehr schlau, als löblich.

Almanach dramatischer Spiele, zur geselligen Unterhaltnng auf dem Lande; von A. von Kotzebue. Dritter Jahrgang. Berlin, bey de la Garde. Mit illum. Kupfern.

Hätte der Almanach dramatischer Spiele des Hrn. von Kotzebue mit jedem Jahr an Werth zugenommen, so müßte der gegenwärtige dritte Jahrgang bereits ziemlich erträglich ausgefallen seyn. Aber leider verhält sich die Sache umgekehrt, und der Hr. Verf. scheint seine Geisteskinder nach englischen Gesetzen zu behandeln. Die jüngern Brüder müssen sich mit einem geringen Erbtheil begnügen. Die Sammlung enthält sechs Stücke, von welchen wir keines vortrefflich nennen können. Beym ersten, die schöne Putzmacherinn, liegt eine eben so abgenutzte, als romanhafte Idee zum Grunde. Die Charaktere sind ohne Wahrheit und ohne Interesse, und die Entwicklung ist frostig und gemein. Das zweyte Stück, der Gimpel auf der Messe, hat Hr. von Kotzebue, wie er sagt, dem wackern Holberg nachgebildet. Uns dünkt, der wackere Holberg hätte die Verfertigung der Posse, und Hr. v. Kotzebue die Nachbildung unterlassen sollen. Nur Leser, denen man weder moralisches Gefühl, noch Geschmack zutraut, kann man durch die Vorstellung einer Reihe der verworfensten Gaunerstreiche, selbst wenn diese Darstellung mit mehr Witz und Laune, als hier der Fall ist, ge-

schieht, zu belustigen hoffen. Den sämmtlichen Personen des Stücks, den Gimpel, eine widrige Karrikatur, und den Fremden, eine überflüßige Nebenrolle ausgenommen, gebührt der Galgen, und dem Dichter kein Lorbeer. Unmittelbar auf dieses Stück, worin den Leuten das Geld aus der Tasche herausgespielt wird, läßt Hr. v. Kotzebue, vermuthlich um sich wieder mit den Lesern auszusöhnen, eines folgen, worin man es ihnen hineinspielt. Es heißt: die Sparbüchse oder der arme Kandidat. Meister Puff, ein Hufschmied, will seine Tochter Minchen, seinem Gesellen, Theodor, nicht früher zur Ehe geben, bis beyde sich zusammen tausend Gulden erspart haben. Die Summe ist erst zur Hälfte beysammen, als der im Hause wohnende Candidat Frohmann mit einer Abhandlung einen Preis von hundert Dukaten gewinnt, und ihn heimlich in die Sparbüchse der jungen Leute legt. Das Stück ist ganz artig, und verdient nach unserem Bedünken den Vorzug vor allen übrigen; nur hätte nicht unangezeigt bleiben sollen, daß es eigentlich aus dem Französischen übersetzt ist, wenn schon mit Weglassung etwa der Hälfte der Scenen und Verwandlung des Philosophen Descartes in einen sich von Unterricht geben ernährenden alten Candidaten des Predigtamtes. Im Original ist die Darstellung von Descartes, aus dessen Lebensgeschichte die Anekdote entlehnt ist, die Hauptsache, und das Stück nach ihm benannt. Es ist

öfters zu Paris vorgestellt worden, und hat zwey Acte. Auch der Prinz von Oranien spielt darin eine Rolle. — Hygea, ein Vorspiel, ist ein Gelegenheitsstück, dessen Werth durch die Verse, worin es geschrieben ist, nicht erhöht wird. Mädchenfreundschaft, oder der türkische Gesandte, ist nach dem Französischen bearbeitet, und zeichnet sich, so viel die Kritik auch gegen das Ganze erinnern könnte, durch mehrere gelungene Scenen vortheilhaft aus. Der Trunkenbold ist eine niedrig-komische Posse, nach Holberg, mit mehr Laune behandelt, und weniger anstößig, als der Gimpel auf der Messe; aber doch kein Product für Leser von der bessern Gattung.

Gedichte von Carl Streckfuss. Wien, bey I. V. Degen. 1804. 8. (173 Seiten.)

Noch vor wenigen Jahren war es das schlechteste Compliment, das man einem Dichter machen konnte, wenn man ihn einen Reimer nannte. Aber jetzt sind, Dank sey's der neusten Schule, die Reime die Hauptsache bey einem Gedicht, und man würde die poetische Poesie passender die gereimte Reimerey nennen. Auch Hr. Streckfuß scheint sich in dem Schellengeklingel, das immer wieder von Neuem ertönt, obgleich die Ohren des Publikums der widrigen und einschläfernden

Musik längst müde sind, außerordentlich zu gefallen, und das ist kein Wunder. Um seine Ohren schwamm, wie er uns schon auf der ersten Seite seines Buchs erzählt, ein irrer Wohllaut, und ebenfalls irr flatterte um ihn her der Reiz des Schönen. Wie konnte es daher anders kommen, als daß an ihn der Beruf erging:

„Den irren Laut sollst du zum Einklang binden,
Die irren Reitze zur Gestalt vereinen.“

Wenn dieß irgend einen Sinn hat, so kann es nur der seyn: Herr Streckfuß, wenn Sie ein mitleidiges Herz haben, so erbarmen Sie sich der irren Reime und der irren Reitze, die zwischen Himmel und Erde schwimmen und flattern, und nimmer Ruhe finden, bis sie auf dem Velinpapier des Buchhändlers und Buchdruckers Degen zu Wien, unter dem Titel: Gedichte, in alle Welt geschickt werden. Ehrwürdiger Vater Hagedorn, was würdest du zu einer solchen Poesie sagen? Und warum säumt dein zürnender Geist, die jungen Leute zu strafen, durch deren unermüdete Bemühungen die deutsche Dichtkunst, die bereits ein Kinderspiel ist, vollends gar ein Kinderspott zu werden droht. Man wird uns nicht zumuthen, die Produkte eines Dichters, der sich so ankündigt, umständlich zu würdigen. Von gewissen Leuten braucht man nur zwey Zeilen zu lesen, um mit ihrem Geist vollkommen bekannt zu seyn. Hr. Streckfuß hat sich auch an dem armen Petrarch

durch die Ueberſetzung einiger ſeiner Sonnette verſündigt. Wie war es ihm möglich, den Petrarch zu leſen, und nicht zu lernen, daß ſeine eigenen Sonnette — keine ſind?

Poetische Versuche. Von Wilhelm Calezki. Halle, bey Joh. Christian Hendel. 1805. 8. 117 Seiten.

Verſuche ſind es freylich, was Hr. Calezki geliefert hat. Aber ob ſie poetiſche Verſuche genannt zu werden verdienen, mögen die Leſer gleich aus der erſten Strophe beurtheilen:

„Mit lautem Klopfen in dem Buſen,
Ganz im Gefühl der Bangigkeit,
Nah' ich, wie mancher ſich den Muſen,
Mich ihnen mit Ergebenheit.“

Das Gedicht, dem dieſe Stelle angehört, hat die Ueberſchrift: Antwort der Muſen. Der Hr. Verf. hat nähmlich die neun Schweſtern gar demüthig gebeten, ihm den Hippogryf zu leihen, um zum Helikon, hoch übers Meer zu fliehen. Die Muſen, die es vermuthlich übel nahmen, daß der Verf. ſie zu Pferdeverleiherinnen herabwürdigte, ſchlugen ihm ſein Geſuch rund ab, und laſſen ſich unter andern auf folgende Art vernehmen:

„— — laß ihn ruhig stehen,
Für dich trabt er doch viel zu schwer!
Du fielst aus unermeßnen Höhen
Herab, was käme davon her?

„Daß du erschienst ein Bärenhäuter.
Ha seht (so würde man ins Ohr
Sich raunen) den verwegnen Reiter!
Im Kothe wälzt sich nun der Thor!“

Die bösen Mädchen! Sie versagten dem armen Dichter den Gebrauch des Flügelrosses, und da es bekanntlich noch keinem Luftschiffer gelungen ist, den Weg nach dem Helikon zu finden, so haben sie es allein zu verantworten, daß die Poesie des Hrn. C. keinen höhern Flug genommen hat.

God dam! Ein Heldengedicht in vier Gesängen, von French-Dog. Aus dem Französischen übersetzt von H. H. L. von Held, 1804. 8. 93 Seiten. Ohne Druckort.

Wir bedauern, daß Herr von Held nicht ein besseres Original besser übersetzt hat.

Der Dichterfreund. Eine Auswahl der besten Stücke deutscher Dichter. Für Schulen, Erziehungsanstalten und Privatunterricht. Erster Theil: Fabeln, Erzählungen und

Romanzen enrhaltend. Glogau 1804. Neue Günterſche Buchhandlung. 8. 296 Seiten.

Eine Sudeley von der elendeſten Art.

Gedichte von L. L. Pfest. Salzburg, in der Mayerschen Buchhandlung u. Buchdruckerey. 1804. 8. 236 Seiten.

Dieſe Gedichte beſtehen aus fünf Büchern Epigrammen, einigen Elegien und einigen vermiſchten Stücken. Bey jeder Rubrik hat die Mittelmäßigkeit die Oberhand. Am wenigſten Werth haben die vermiſchten Gedichte. Verſe wie folgende:

„Er iſt da!
Er iſt da!
Dein Fürſt iſt da!
Juvavia!
Nach dem ſich deine Liebe
Geſehnt mit heißem Triebe,
Er iſt da!
Er iſt da!“

können wir unmöglich für Poeſie erklären. In der Vorrede entſchuldigt Hr. Pfeſt die unterlaſſene Anzeige der Ueberſetzungen und Nachahmungen mit dem Umſtande, daß er von ſeiner Bücher-

ſammlung getrennt ſey. Er wird uns verzeihen, wenn wir dieſe ſeltſame Entſchuldigung nicht gelten laſſen, und vielmehr glauben, er habe bloß deswegen fremde Arbeiten nicht von den eigenen unterſchieden, weil dieſe die ſchlechtern ſind. Ein Dichter, der ein gutes Gewiſſen hat, wird nie ſeine Leſer darüber ungewiß laſſen, was er aus eigener Kraft zu leiſten vermag. Die äußere Geſtalt des Buchs iſt nichts weniger als einladend, und nahmentlich ſcheint bey dem Papier der Verleger auf keine Ewigkeit gerechnet zu haben.

Feldblumen und Diſteln von Winfried. Leipzig in der Sommerſchen Buchhandlung. 1804. 8. 84 Seiten.

Das Feld, auf welchem dieſer Dichter ſeine meiſten Blumen gepflückt hat, iſt jedem Freund der ſchönen Litteratur bekannt. Es ſind — Matthiſſons Gedichte. Stacheln haben wir in der ganzen Sammlung keine gefunden, und wenn alſo der Verf. unter Diſteln nicht das Unkraut überhaupt verſteht, ſo wiſſen wir nicht, was die zweyte Hälfte ſeines Titels ſagen ſoll. Folgende Stellen eines Gedichts des Verfaſſers an ſeinen Oheim hätte er auch an den geneigten Leſer richten können:

„Nimm, mein Oheim! (Leſer!) vorlieb mit dieſen wenigen Zeilen.

— — — — — — — —

Holpericht ist zwar mein Vers, doch gut gemeinet und herzlich.“

Wenn man bedenkt, daß oft gerade die holperichtsten Verse am wenigsten gut gemeint sind, so muß die Versicherung unsers Verfassers, daß es bey den seinigen sich anders verhalte, ihm allerdings zur Empfehlung dienen.

Erstlings-Früchte der Dichtkunst, von Joh. Friedr. Wilh. Krebs. Breslau 1804. bey C. Friedr. Barth, jun. 8. 270 Seiten.

Je bescheidner der Verfasser in der Vorrede von seinen Versuchen spricht, desto mehr müssen wir bedauern, daß wir ihn nur wegen dieser Bescheidenheit loben können. In seinen Gedichten vermissen wir auch die leiseste Spur des poetischen Genius, und oft, nur zu oft, sinkt er bis zum Reimer herab. Oder sind Verse, wie die folgenden, etwa mehr als Reime?

„Umgieb alle Wesen
Mit Lieb', o Natur!
Erfrische die Blumen
Auf jeglicher Flur.

Umstrahle mit Milde
Mein Hüttchen und mich.
Mit Freude begrüße
Denn Morgen ich dich!"

oder

„Sey ruhig, gute Seele!
Und weine nicht so sehr.
Der Liebe Freude fehle
Dir nie auf Erden mehr."

ferner

„Fällt mir es ein zu neiden,
Dann ist es nicht um Geld.
Nur häuslich stille Freuden
Beneid' ich in der Welt."

Vor scherzhaften und satyrischen Versuchen müssen wir Hrn. Krebs besonders warnen. Doch lieber warnen wir ihn vor der „verdammten Versemacherey" überhaupt, wie er Seite 32 mit größerem Recht, als Göckingk, dem er diese Zeile schuldig ist, die Dichtkunst nennt.

XVI.

Biographische Nachrichten.

Am 24. December starb zu Ulm in einem Alter von 40 Jahren: Ludwig Ferdinand Huber, Chur-Bayerischer Landes-Directions-

rath, ein Mann von seltenen Vorzügen des Geistes und des Herzens, und von einer unermüdeten Thätigkeit. Er hat seinen Nahmen zuerst durch das Schauspiel: das heimliche Gericht, und nachher durch mehrere dramatische Arbeiten bekannt gemacht. Am meisten aber haben seine kleinen Erzählungen, von welchen drey Bände erschienen sind, zur Gründung seines litterarischen Ruhms beygetragen. Seine letzte Arbeit war: der natürliche Sohn, ein Schauspiel, das zwar noch nicht gedruckt ist, aber bereits auf den vorzüglichsten Bühnen mit Beyfall gegeben wird. Aus seinen kleinen Schriften, die in zwey Bänden eine Reihe interessanter Aufsätze enthalten, kennt man ihn zugleich auch als einen scharfsinnigen Kunstrichter, und die allgemeine Litteraturzeitung dankt ihm, außer den dort abgedruckten, noch mehrere ausgezeichnete Recensionen. Seit 1798 besorgte er die Haupt-Redaction der allgemeinen Zeitung, die mit Recht von dem Publikum allen ähnlichen politischen Blättern vorgezogen wurde. Auch das im Cottaischen Verlag zu Tübingen erscheinende Taschenbuch für Damen gewann sehr unter seiner Leitung, und seine eigenen Beyträge hatten den meisten Antheil an der guten Aufnahme desselben. Ein zu ängstliches Bestreben nach Neuheit und Originalität des Styls raubten zuweilen seinen Werken die gefälligern Eigenschaften der Anmuth und der Leichtigkeit. Ihr innerer Gehalt entschädigt aber hinlänglich für diese kleine Verirrung,

welcher mittelmäßige Köpfe nie fähig ſind. Seine geſelligen Tugenden erwarben ihm allgemeine Liebe, und machen ihn ſeinen Freunden unvergeßlich. Sein Umgang war in einem hohen Grade anziehend, und Jovialität und Laune erhielten bey ihm einen eigenen Reitz durch die Gutmüthigkeit, die er nie verläugnen konnte. Er war der innigſten Theilnahme fähig, und man brauchte weniger Mühe, ihn über eigene, als über fremde Leiden zu tröſten. Wer ihn kannte, trauert über ſeinen Verluſt, und ohne Einſchränkung kann man von ihm ſagen:

Flebilis occidit.

Zuſatz des Herausgebers.

C. F. Huber war das einzige Kind des aus Bayern gebürtigen Gelehrten, der zuerſt die Franzoſen auf die ſchöne Litteratur der Deutſchen aufmerkſam machte. Diderot verbeſſerte ſeinen franzöſiſchen Ausdruck bey der Ueberſetzung von Geßners Idyllen. Er verheirathete ſich während ſeines Aufenthalts zu Paris und hier ward ihm 1764 dieſer Sohn geboren. Das Jahr darauf erhielt er durch die Vorſprache der Wittwe des Churfürſten Friedrich Chriſtian von Sachſen, einer Bayriſchen Prinzeſſinn, die Stelle eines Lectors der franzöſiſchen Sprache auf der Univerſität Leipzig mit dem Profeſſor-Titel; einer ungewöhnlichen Auszeichnung für einen Katholiken. Durch Vor-

lesungen über die Kunstgeschichte der Neuern machte er sich um die Universität vorzüglich verdient.

Sein Sohn erhielt die sorgfältigste Erziehung, und die Unterredungen über Kunst und Litteratur in dem Hause des Vaters, denen er schon als Knabe gern zuhorchte, gaben seinem Geiste eine frühe Reife, so daß er gar bald mitsprechen konnte. Im sechszehnten Jahre war er bereits der Gesellschafter und Freund junger Männer von dreyßig. Eine unmäßige Lesebegierde, der man vielleicht zu wenig Einhalt that, verschafte ihm zwar ausgebreitete Kenntnisse: da sie aber vorzüglich auf neuere Schriften der schönen Litteratur der Franzosen und Deutschen fiel, in denen dazumal gerade meistens ein falscher Geschmack herrschte; so ist es diesem Umstande wohl zuzuschreiben, daß er in seinen nachherigen Schriften, selbst in den dramatischen, nicht den Ausdruck der geselligen Unterhaltung zu erreichen vermochte, so sehr er auch darnach strebte. Seine schriftstellerische Laufbahn eröfnete er mit einer Uebersetzung aus dem Französischen ins Deutsche und einer aus dem Deutschen ins Französische. Da er, als Katholik, in Sachsen bey keinem Collegio angestellt werden konnte, so wünschte er eine Anstellung beym Cabinet, und um sich dazu zu empfehlen, etwas in französischer Sprache drucken zu lassen. Der itzige Herausgeber dieses Journals gab ihm dazu Anleitung. Er setzte eine Schilderung der deutschen Litteratur

im Charakter eines Engländers auf, der von Berlin aus nach London schreibt, welche Herr Huber aus der Handschrift übersetzte und, auf dessen Rath, aus der Wezelischen Schrift: über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Deutschen, den Abschnitt beyfügte, welcher eine Vergleichung der französischen mit der deutschen Sprache enthält. Der Vater verbesserte den Styl. Ganz allein aber übersetzte der Sohn Aemiliens Unterredungen mit ihrer Tochter und bald darauf Figaro's Hochzeit aus dem Französischen ins Deutsche. In beiden ist jedoch die Sprache etwas ungelenk. Die kleine französische Schrift, die auch im Auslande nicht ganz unbemerkt blieb, that die gehofte Wirkung; er erhielt eine Anstellung und begleitete den Grafen von Bünau nach Mainz als Legations-Sekretair. Zwey Jahr darauf ward er, nach Abberufung des Gesandten, Chur-Sächsischer Resident zu Mainz mit einem Gehalte von 600 Thalern. Man war sehr in Dresden mit seinen Rapporten, die wegen des Ausbruchs der französischen Revolution hohes Interesse hatten, zufrieden, obschon er, wie fast alle dazumal in Mainz lebende Gelehrte, politische Meinungen in gedruckten Schriften äußerte, die zu republikanisch und nicht genug überdacht waren. Als die Franzosen im Herbst 1792 in Mainz einrückten, ging er, wie alle Gesandtschaften, nach Frankfurth am Main, und wohl erst acht Monate darauf ward er zurückberufen.

Man bot ihm, bis zu einer neuen Anstellung, eine Pension von 200 Thalern an, die er aber ausschlug, um in seinen Aeußerungen über politische Gegenstände nicht beschränkt zu seyn; weshalb er auch, so wie vielleicht wegen seiner vorhabenden Heirath mit Georg Forsters Wittwe, einer Tochter des berühmten Hofrath Heyne in Göttingen, von Leipzig sich weg und nach Stuttgardt wandte. Die Friedenspräliminarien, die er um diese Zeit, im Verlage der Vossischen Buchhandlung zu Berlin, herausgab, enthalten meistens interessante Aufsätze, denen jedoch ein reifes Urtheil und ein sicherer Blick in Staatsangelegenheiten abgeht; daher die Aufschrift des Journals eigentlich Kriegszunder hätte seyn sollen. Der Herausgeber gehörte zu der Parthey, welche die nahe bevorstehende Wiederkehr des goldenen Zeitalters erwartete, sobald nur erst die Metaphysiker, Schöngeister und Journalisten das Staatsruder in die Hände bekämen, und deren vornehmste Sprecher Sieyes, Condorcet, Brissot ꝛc. waren. Doch ward er den Engländern, die mit Schwert und Feder dafür kämpfen, das Staatsruder in den Händen der Grundeigenthümer zu erhalten, und die der Meinung sind, ohne positive Religion könne so wenig ein Staat, als ohne positive bürgerliche Gesetzgebung bestehen, weil wenig Menschen, und Keiner in der Jugend, ihre Pflichten aus der Vernunft abzuleiten im Stande sind, nicht so abhold, als sein Freund Posselt, an dessen Stelle er bey

der Allgemeinen Zeitung trat. Ja die Erfahrung ging für ihn nicht verloren: ſein politiſches Urtheil ward mit jedem Jahre richtiger, und Deutſchland konnte ſich noch viel von ihm verſprechen. Am vorzüglichſten gelangen ihm hiſtoriſche Charakterſchilderungen. Zum dramatiſchen Dichter hingegen fehlte es ihm an Imagination und an Leichtigkeit des Witzes. Sein litterariſches Urtheil war meiſtens treffend und nie abſichtlich partheyiſch; nur hegte er lange Zeit eine zu große Vorliebe für das kalt Ideale. Schillers und Georg Forſters Schreibart wollte er verbinden, und darüber wurden ſeine Perioden wohl ſchallend, aber nicht fließend. Am widrigſten fällt dieß bey Aufſätzen auf, die durchaus einen anſpruchsloſen Ton verlangen, wie z. B. bey dem von ihm herausgegebenen Karten-Almanach auf 1805. Sein erſter eigner ſchriftſtelleriſcher Verſuch war die Tragödie Ethelwolf, nach einem alten engliſchen Stück. Die Anlage, zwar nicht des Ganzen, aber mancher einzelnen Scene, verräth Geiſt; die Charaktere haben aber keine Individualität, und die Sprache iſt, bey allem Streben nach Erhabenheit, froſtig. Auch ſeine Erzählungen haben den Beyfall, deſſen ſie und mit Recht genießen, mehr rührenden Situationen und Schilderungen, als der Darſtellung von Charakteren zu danken. Unſer Freund fühlte tief, und verſtand es Gefühle auszudrücken: aber die Menſchen ſchwebten nur in unbeſtimmten, oder ſie ſtanden in grellen Umriſſen

vor ſeinem Blick. Er war mehr Coloriſt als Zeichner.

Leipzig.

Noch einen bedeutenden Verluſt haben wir anzuzeigen, den von Herrn Karl Gottlob Küttner, welcher, beſonders während ſeines zehnjährigen Aufenthalts in England, dieſes Journal mit intereſſanten Kunſtnachrichten beſchenkte. Er war den 18ten Februar 1755 zu Wiedemar im Amte Delitſch geboren und das erſte Kind des Pfarrers des Orts, dem noch drey Brüder und zwey Schweſtern folgten, welche ſämmtlich leben. Im Jahr 1765 kam er auf die Schule nach Annaberg und zu Oſtern 1771 nach Leipzig auf die Univerſität. Hier blieb er bis im März 1776, wo er, durch Herrn Weiße, eine Hofmeiſterſtelle zu Baſel erhielt. An ſeinen vertrauteſten Schul- und Univerſitätsfreund, Herrn Magiſter Schenk, itzt Lehrer an der Nicolai-Schule in Leipzig, ſandte er Woche für Woche ein Tagebuch, und da er zu drey verſchiedenen Malen die ganze Schweiz durchreiſte, ſo entſtanden daraus die Briefe eines Sachſen aus der Schweiz an ſeinen Freund in Leipzig, 3 Theile, die aber nicht Herr Küttner ſelbſt, ſondern Herr Magiſter Schenk aus den ihm gehörigen Papieren auszog: doch ſandte er ſeinem Freund, welcher indeß 1782 nach

England, gleichfalls als Privatlehrer, gegangen war, mehrere Stücke zur nochmaligen Durchsicht. Gleich für den Druck schrieb Herr Küttner die zweyte Hälfte des dritten Bandes dieser Briefe, worin sich eine Schilderung der kleinern Schweizer-Cantone findet, der eine kritische Uebersicht aller über die Schweiz erschienenen Schriften beygefügt ist. Aehnliche Schilderungen von England folgten bald darauf unter dem Titel: Beyträge zur Kenntniß des Innern von England und seiner Einwohner, *in* 16 Heften, und diese erwarben dem Verfasser einen bedeutenden Namen unter den statistischen Schriftstellern. Auch übersetzte er Cumberland's schönes Schauspiel: der natürliche Sohn. So ausgezeichneten Beyfall dieses Stück in London fand, so wenig wollte es auf den deutschen Bühnen, doch mehr durch die Schuld der Schauspieler, als des Stücks, gefallen. Die Sitten-Schilderungen sind darin freylich zu national, um bey der Vorstellung im Auslande verständlich zu seyn, oder vielmehr von den Schauspielern verständlich gemacht zu werden. Häufig hat man die Uebersetzung dieses Stücks Herrn Weiße zugeschrieben; aber er hat davon blos den Druck besorgt. Während des Drucks jener Beyträge zur Kenntniß von England erfolgten auch Briefe über Irrland und die irische Litteratur, so wie Briefe über eine Reise des Verfassers im Jahr 1791 nach Frankreich und Holland. Die letztern

begleitete der jetzige Herausgeber dieses Journals mit Anmerkungen, welche der Verfasser in der Folge sehr billigte, da er gar bald die Hofnungen verschwinden sah, die er von der Revolution in Frankreich anfangs gefaßt hatte. Dieß ergiebt sich vornehmlich aus der ausgearbeitetsten Schrift desselben: Ueber den Zustand von Großbrittannien, die er auf Anregung des jetzigen Herausgebers dieser Bibl., nachdem er bereits 1792 in sein Vaterland zurück gekehrt war, im Jahr 1796 schrieb. Auch über seine Reise durch einen Theil von Deutschland bey seiner Heimreise erschienen einige Bändchen Briefe (Leipzig bey Voß), die jedoch von keiner sonderlichen Bedeutung sind. Ungleich wichtiger ist das letzte Werk von ihm: Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797, 1798, 1799, vier Bände; (bey Göschen,) wovon eine zweyte verbesserte Ausgabe, mit einigen artigen Ansichten merkwürdiger Naturerscheinungen, erst vor wenigen Monaten erschienen ist. Was die Reisebemerkungen des Verfassers auszeichnet, ist ein durch vieles Sehen und den achtzehnjährigen tagtäglichen Umgang mit Personen der höhern Stände geschärfter Blick. Auch seine letzte Reise machte er als Begleiter eines vornehmen Engländers. Seine Schilderungen von Natur-Scenen sind anschaulich, ohne emphatisch zu seyn; die von den bürgerlichen und geselligen Verhältnissen an-

ſpruchslos und verſtändig, und ſeine Urtheile über Verfaſſung und politiſche Verhältniſſe gemäßigt und reif. Eine ſehr ſchmerzhafte Leberkrankheit entriß ihn uns am 14ten Februar dieſes Jahres. Da er von ſeinen Eleven in England einen anſehnlichen Jahrgehalt fortwährend zog und zu London gelernt hatte, durch den Kauf und Verkauf von Staatspapieren Geld zu erwerben, ſo ſoll er ein beträchtliches Vermögen für einen deutſchen Litterator hinterlaſſen haben. — Er war mehr ein geachteter, als berühmter Schriftſteller, und eben darum auch geachtet im Zirkel ſeiner Bekannten, welches der berühmte Schriftſteller nicht immer iſt. Die allgemeine Litteratur-Zeitung, (jetzt in Halle,) ſo wie die hieſige Litteratur-Zeitung, verliert an ihm einen trefflichen Mitarbeiter. — So eine große Laſt für unſere Litteratur die beträchtliche Anzahl der privatiſirenden Gelehrten von der Univerſität aus, die auf nichts denken als auf Bücher ſchreiben, Bücher überſetzen und Bücher rezenſiren, iſt; ſo nützlich ſind ihr privatiſirende Gelehrte, wie Blankenburg und Küttner es waren, Männer nämlich, die nach vieljähriger Berufsarbeit blos für Wiſſenſchaft leben: denn ſolche Männer bringen in ihre Schriften den Ton der feinern Geſelligkeit und einen Tact, die Dinge zu würdigen, den man nur durch den Umgang mit ausgezeichneten Männern und Frauen ſich erwirbt. Leipzig war bisher ſo glücklich, immer, von Zeit zu Zeit, ſolche

Männer, ſo wie Schriftſteller in bürgerlichen Aemtern zu beſitzen, welche die Aufmerkſamkeit der Fremden und der auf unſrer Academie Studierenden auf ſich zogen. Sollte es dieſem Umſtande nicht großentheils zuzuſchreiben ſeyn, daß Leipzig ſich ſchon ſeit einem halben Jahrhundert durch einen feinern geſelligen Ton auszeichnet, als den man gewöhnlich auf Univerſitäten und in Handelsſtädten antrifft?

Ankündigung.

Litterariſche Lebensgeſchichte von C. F. Weiße.

Der Verſtorbene hat Bruchſtücke zur Beſchreibung ſeines litterariſchen Lebens hinterlaſſen, welche nach ſeinem Willen von dem Sohne, dem Oberhofgerichts-Aſſeſſor Weiße, und dem Schwiegerſohne Mag. Friſch, Prediger zu Freyberg, ergänzt, erweitert und geordnet werden ſollen. Der Letztere wird dieſer Selbſtbiographie noch eine Schilderung von dem häuslichen Leben des Verſtorbenen und eine Darſtellung ſeines Charakters als Schriftſteller und Menſch beyfügen.

Inhaltsanzeige.

Erstes Stück.

I. Fortsetzung der im 2ten Stück des 69sten Bandes befindlichen Abhandlung: Von den Spuren der Hierarchie und des ascetischen Lebens in der Religion und den Mysterien der Griechen und Römer . Seite 3.
Von der geheimen Disciplin der Eleusinien. 24.

II. Lycée, ou Cours de Littérature ancienne et moderne, par I. F. Laharpe. Tome XIII et XIV. 79.
Uebersetzung des 3ten Kapitels des 14ten Bandes: Ueber die Romane 81.

III. Ueber den neuen französischen Calender. (Gleichfalls aus dem Laharpischen Werke übersetzt.) 138.

IV. Frid. Iacobs Animadversiones in Epigrammata Anthologiae graecae, secundum ordinem Analectorum Brunckii. Vol. III. p. 2. 148.

V. Es existirt keine deutsche Dresdner Hofschauspieler-Gesellschaft; gegen eine Behauptung des Herrn Seume. 162.

Will man wissen, was man im Freymüthigen darauf erwiedert hat, so dient zur Nachricht, daß man eine Rechtsfrage in einen Spaß zu verwandeln versucht und geäußert hat: Es sey doch drollich, daß sich die beyden Hauptstädte Sachsens, Dresden und Leipzig, um den Besitz von Herrn Seconda stritten, wie einst sieben griechische Städte um den Homer. Wie witzig! Die Rede war ja aber gar nicht von Herrn Seconda, sondern davon: ob der Churfürst von Sachsen in seinem Namen engagirte Schauspieler zwey-

mahl des Jahres nach Leipzig auf die Meſſe ſende, um ihnen weniger Gehalt geben zu dürfen? Schon daraus, daß die deutſche Schauſpieler-Geſellſchaft ſich auf den Anſchlagzeddeln, weder in Leipzig noch in Dresden, eine Hofſchauſpieler-Geſellſchaft nennt, ergiebt ſich, daß keine Churf. Sächſiſche deutſche Hofſchauſpieler-Geſellſchaft exiſtirt. Das Leipziger Theater-Privilegium datirt von 1750. Koch beſaß es 25 Jahr; von ihm erhielt es Seyler; von dieſem Bondini, der in Churf. Sächſ. Dienſten bey der italieniſchen Oper geſtanden hatte und ſich deshalb Hofſchauſpieler nannte: daher der Irrthum und die Gewohnheit, die ſämtlichen Mitglieder der Bondiniſchen, nachmals Secondaiſchen Truppe Hofſchauſpieler, im gewöhnlichen Umgange, zu nennen. Alle vier Inhaber des Leipziger Theaterprivilegiums hielten bey Hofe darum an, während des Winters in Dresden ſpielen zu dürfen, und ſchloſſen deshalb mit dem Hofe Contracte. Warum Koch nur für Einen Winter nach Dresden ging, habe ich angegeben. Da der Churfürſt Seylers Foderung 1777 nicht bewilligte, ſo zog dieſer lieber ganz aus Sachſen weg, als daß er Jahr aus Jahr ein in Leipzig geſpielt hätte. Dadurch verlor auch die Wittwe Koch die ihr von Seyler bis zu ihrem Tode zugeſtandenen 200 Thaler jährlich: denn Bondini trat wohl in Seylers Contract mit dem Kaufmann Zehmiſch in Leipzig über das hieſige Theater, wollte ſich aber nicht dazu verſtehen 200 Thaler an die Wittwe Koch abzugeben, und dieſe unterließ es eine gerichtliche Klage deshalb anzuſtellen, wie ſie wohl hätte thun können, ſondern beſchränkte ſich auf fruchtloſe Brief-Klagen. So wie jedes Bücher-Privilegium ein vorhandenes Manuſcript vorausſetzt, ſo ſetzt ein Theater-Privilegium einen Ort voraus, wo man ſpielen kann; daher hängt es lediglich von den itzigen Beſitzern des hieſigen Schauſpielhauſes ab, ob ſie daſſelbe an jemanden vermiethen wollen,

welcher im Winter mit seiner Truppe nach Dresden geht, oder ob sie dieses nicht thun wollen. Auch hat der Herr Ober-Hofgerichts-Assessor Blümner, selbst ein Mitglied unsers Magistrats und itzt regierender Stadtrichter, in der hiesigen Litteratur-Zeitung, bey der Anzeige des ersten Stücks von diesem Bande unsers Journals, bestimmt anerkannt: „es habe sich keine Dresdner Hofschauspieler Gesellschaft in Leipzig eingedrängt.“ Billig sollte daher Herr Merkel eingestehen, die öfters in seinem Wochenblatt wiederholte Aeußerung: der Churfürst von Sachsen schicke in seinem Dienst stehende Leute auf die Messen nach Leipzig, um ihnen weniger Gehalt geben zu dürfen; diese Aeußerung sey eine Uebereilung. (Daß es nöthig ist, dergleichen Unwahrheiten, die leicht den Samen zur Unzufriedenheit mit dem Regenten ausstreuen, zu widerlegen, bedarf wohl keines Erweises.)

VI. Eine Stelle aus Thiebaults Erinnerungen seines zwanzigjährigen Aufenthalts zu Berlin, über die tragische Action. Seite 171.

Zweytes Stück.

VII. Christian Felix Weiße. Schilderung desselben als Schriftsteller und Mensch. 179.

VIII. Ueber den Bildhauer Canova und dessen Werke. 208.

IX. Nachricht von dem Leben und den Schriften (besonders Tragödien) des Grafen Vittorio Alfieri. 238.

X. Ueber die neueste französische Litteratur; Schreiben eines alten Franzosen. 249.

XI. Plan du Poëme de Charlemagne, suivi du premier chant en vers, et d' un choix de Poésies diverses, par C. Theveneau 274.

XII. Theocriti Carmina; recenſuit et Annotationibus inſtruxit, Io. Chſti. Guil. Dahl. Seite 279.

XIII. Car. Frid. Heinrich Commentatio Academica, qua Hermaphroditorum, artis antiquae operibus illuſtrium, origines et cauſae explicantur. 289.

XIV. Lyriſche Anthologie; herausgegeben von Fr. Matthiſon. 1—8ter Band. 302.

XV. Kürzere Anzeigen.

Poetiſche Schriften von Sam. Gottlieb Bürde 314.

Neueſte Sammlung kleiner Satyren, Gedichte und Erzählungen von J. D. Falk. 316.

Acht Romanzen von Friedrich Chriſtoph Weiſſer 319.

Iris; ein Taſchenbuch für 1805, herausgegeben von J. G. Jacobi 321.

Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1805, herausgegeben von Huber, La Fontaine, Pfeffel u. a. 325

Taſchenbuch auf das Jahr 1805, für edle Weiber und Mädchen; mit Beyträgen von La Fontaine, Wilhelmine Müller, Pfeffel, Poſſelt u. a. 328.

Taſchenbuch für das Jahr 1805. Egeria; herausgegeben von Carl Müchler 333.

Taſchenbuch für das Jahr 1805, der Liebe und Freundſchaft gewidmet 335.

Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Funfzehnter Jahrgang, 1805. Herausgegeben von G. W. Becker 338.

Vermiſchte Gedichte, von Heinrich Helbig 342.

Muſenalmanach für das Jahr 1805, herausgegeben von Streckfuß u. Treitſchke 343.

Lieder für Forſtmänner und Jäger 344.

Idyllen, von Caroline Pichler, geborne von Greiner 345.

Gedichte von Karl Guſtav von Brinkmann, 1ſtes Bändchen 346.

Luna; ein Taschenbuch auf das Jahr 1805, herausgegeben von Franz Horn Seite 347.
Taschenbuch der Grazien, 1805, herausgegeben von Justus Lafontaine 350.
Almanach dramatischer Spiele, zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande; von A. von Kotzebue. Dritter Jahrgang 351.
Gedichte von Carl Streckfuß 353.
Poetische Versuche von Wilhelm Caletzki 355.
God dam! ein Heldengedicht in vier Gesängen aus dem Französischen, 366.
Der Dichterfreund; eine Auswahl der besten Stücke deutscher Dichter für Schulen, 1r Theil. 356.
Gedichte von L. L. Pfeft 357.
Feldblumen und Disteln von Winfried 358.
Erstlings-Früchte der Dichtkunst, von Joh. Friedr. Wilh. Krebs 359.

XVI. Biographische Nachrichten.
Von Ludwig Ferdinand Huber 360.
— Karl Gottlob Kütner 367.
Ankündigung einer Selbstbiographie von C. F. Weiße 371.

Verbesserung zur Anzeige von Beckers Taschenbuch S. 339.

Der Verfasser des Mährchens, die Zauberkünste betitelt, ist nicht Hr. Mahlmann, sondern Hr. Eberhard.

Forrestal
ANNEX